<36601667680017

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

PROTECTORAT:
Se. Kön. Hoheit
GROSSHERZOG KARL ALEXANDER
von Sachsen.

PROTECTORAT:
Se. Kön. Hoheit
PRINZ GEORG
von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. Rudolf v. Gneist,
Wirkl. Geh. Oberjustizrath,
ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Director der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Dr. C. Werder,
Geh. Regierungsrath, Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. H. Brugsch,
Kaisl. Legationsrath und Professor.

Adolf Hagen,
Stadtrath.

STATUT:

§. 1. Jeder Litteraturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an eine beliebige Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Litteratur in Berlin W., Steglitzerstr. 90, direct zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Serienbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Serie zu entrichten ist. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—26 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Publikationen gelangen zunächst nur zur Versendung an die Vereinsmitglieder und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (à Band 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes, ist gestattet.

§. 5. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie der betreffenden Buchhandlung resp. dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Serie V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Bureau des Vereins in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—XIV gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.

Hoyns, Georg, Die alte Welt.

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

Lenz, Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Strodtmann, Ad., Lessing. Ein Lebensbild.

Vogel, H. W., Lichtbilder nach der Natur.

Woltmann, Alfred, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyssig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Serie VII

Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

Gottschall, Rudolf v., Literarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre.

Serie XI

Gneist, Rudolf, Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1859—1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.)

Serie XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilhelm, Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich, Erinnerungen aus meinem Leben.

Serie XIV

Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

Preyer, W., Biologische Tagesfragen.

Serie XV

Es sind erschienen:

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches (der „Modernen Oper" V. Theil).

Bodenstedt, Fr., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

Ferner werden erscheinen:

Hellwald, Fr. von, Die Welt der Slawen.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Ehrlich, Heinrich, Höhenzüge der Tonkunst.

Büchner, Ludwig, Der vorgeschichtliche Mensch.

Kugler, B. von, Problematische Naturen.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Geschäftsführender Director:

Dr. Hermann Paetel,

Verlagsbuchhändler in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1890.

Inhalt.

I.

Münchener Eindrücke aus den Jahren 1846—47.

Mein Aufenthalt in München würde nichts zu wünschen übrig gelassen haben, wenn der oft eisig über die Alpen herstreichende, gefährliche Südwestwind mir nicht mancherlei körperliches Ungemach bereitet hätte. Durch ein Zahngeschwür oder Halsleiden wurde ich zuweilen wochenlang ans Zimmer gebannt; allein in meinen Arbeiten und Studien ließ ich mich dadurch wenig stören. Wenn ich nicht ausgehen konnte, so kam Professor Müller zu mir, um mir schwierige orientalische Manuscripte entziffern zu helfen, deren ich eine große Anzahl mitgebracht hatte; die wichtigsten davon wurden später von der Königl. Staatsbibliothek angekauft.

M. J. Müller war ein Lieblingsschüler des berühmten Sylvestre de Sacy in Paris gewesen, der als der größte Orientalist seiner Zeit galt und nicht blos durch mündliche Belehrung, sondern auch durch seine zahlreichen Schriften ungemein zur Förderung, Klärung und Belebung morgenländischer Studien beigetragen hat.

Von mir selbst muß ich sagen, daß ich schwerlich je zum Studium der orientalischen Sprachen gekommen wäre, wenn mich das Schicksal nicht in den Orient geführt hätte, wo ich alsbald mit rastlosem Eifer in der fremdartigen Geisteswelt

heimisch zu werden suchte, was nur möglich war, indem ich mich anfangs darauf beschränkte, das zum Verkehr mit dem Volke Nöthigste zu erlernen, um mich dann in das Studium der besten Dichter zu vertiefen. Dies mußte nun aufhören oder konnte nur hin und wieder als Liebhaberei betrieben werden, da ich's bei Ausarbeitung meines Werks über die Völker des Kaukasus lediglich mit Prosaschriften zu thun hatte, unter welchen Auszüge der in tatarischer Sprache geschriebenen Geschichte des Daghestan von Abbas Kuli Chan und eine Sammlung merkwürdiger Sendschreiben und Aufrufe des Imam Schamyl an die Völker des Daghestan eine Hauptrolle spielten. Die an seine priesterlichen und schriftgelehrten Unterbefehlshaber gerichteten Sendschreiben waren in arabischer Sprache abgefaßt, wurden aber von den Empfängern, soweit diese das für nöthig hielten, zur Verbreitung unter das Volk ins Tatarische übersetzt. Mit dieser Muttersprache des Türkischen war Professor Müller nicht so vertraut wie mit dem Arabischen und Persischen; allein hier konnte Professor Fallmerayer aushelfen, der während seines langjährigen Aufenthalts im Orient mit großem Eifer linguistische Studien getrieben hatte.

Mit diesen beiden ausgezeichneten Gelehrten blieb ich fortwährend in regem Verkehr. Müller konnte, da er nichts für die große Menge schrieb, nur von seinen Fachgenossen und näheren Bekannten nach Verdienst gewürdigt werden, während Fallmerayer schon früh durch ein paar glänzend geschriebene und von umfassendem Wissen zeugende Werke: — „Geschichte von Morea" und „Geschichte des Kaiserreichs Trapezunt" — seinen Namen weitum bekannt gemacht hatte. Aber erst durch seine in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre in Buchform erschienenen „Fragmente aus dem Orient" gelangte er zu einer Berühmtheit, wie sich einer gleichen kein anderer Schrift-

steller in München während meines Aufenthalts erfreuen konnte. Viel trug dazu bei, daß Fallmerayer seine Fragmente schon während einer längeren Forschungsreise durch die Türkei und Griechenland in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ hatte erscheinen lassen und Thesen darin verfocht, die bei den meisten Zunftgelehrten großes Aergerniß erzeugten und die heftigsten Entgegnungen hervorriefen. Allein der Fragmentist zeigte sich in der Polemik allen Gegnern weit überlegen, und die Umschau, die er hin und wieder in der wissenschaftlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung über sie hielt, hatte immer die Lacher auf seiner Seite und fesselte die Mehrzahl der Leser noch mehr als die wissenschaftliche Frage, um welche es sich handelte. Schon in seiner „Geschichte von Morea“ hatte Fallmerayer den Satz aufgestellt und gründlich zu beweisen versucht, daß die heutigen Griechen keineswegs wirkliche Nachkommen der alten Hellenen seien, sondern den Moskowitern blutsverwandte, in der Wolle gefärbte Slaven, deren wilde Horden schon vor mehr als tausend Jahren den Peleponnes verwüstet und seine alten Bewohner mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätten.

Es ist hier nicht der Ort, diese noch immer nicht zu reinem Austrag gebrachte Frage zu erörtern: es genügt darauf hinzuweisen, daß Fallmerayer durch die scharf einschneidende Art, wie er sie behandelte, nachhaltig großen Anstoß geben mußte, und zwar nicht blos bei den empfindlichen Griechen selbst, die sich durch ihn des Adels ihrer Abstammung beraubt sahen, sondern auch bei den zahlreichen Philhellenen aller Kulturländer, zunächst und zumeist aber am Hofe zu München, da König Ludwig I. von Bayern der begeistertste aller Philhellenen und sein Sohn Otto König von Griechenland war.

So erklärt sich's, daß der kunstsinnige Bayernfürst, den schon früh das hohe Streben beseelte alles daran zu setzen,

für sein Land zu werden, was Perikles für Athen war, und der auch zur verschönernden Erneuerung dieser längst verwüsteten Stadt große Opfer gebracht, den Fragmentisten — wie Fallmerayer in seinen Briefen sich selbst nannte und bald allgemein benannt wurde — nicht mit sonderlich wohlwollenden Augen betrachtete, was jedoch den Kronprinzen Maximilian nicht abhielt, ihm persönlich näherzutreten und auf das freundlichste mit ihm zu verkehren.

Der hochsinnige Kronprinz hatte mehr Achtung vor der Wissenschaft als sein königlicher Vater und wußte besonders solche Gelehrte zu schätzen, die es verstanden die Früchte ihrer Forschungen in klar anmuthender Sprache zu bieten. Ihm war Fallmerayer zuerst durch seine „Fragmente aus dem Orient" bekannt geworden, wie sie von Zeit zu Zeit in langer Reihenfolge in der wissenschaftlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung erschienen und durch die lebensprudelnde Fülle ihres Inhalts, Tiefe der Gedanken, Reife des Urtheils und einen ganz eigenartigen Zauber der Form auf jeden unbefangen empfänglichen Geist nachhaltig eindrucksvoll wirken mußten.

Das war denn auch bei Kronprinz Maximilian in solchem Grade der Fall, daß er, als die Fragmente in Buchform erschienen, den Verfasser nach Hohenschwangau einlud, um die in dem Werke behandelten Fragen eingehend mit ihm durchzusprechen. Praktische Folgen konnte das natürlich nicht haben, den Gang der hohen Politik so wenig wie König Ludwigs Sinnesart ändern, allein es that dem vielverkannten und verfolgten Fragmentisten doch wohl, beim Kronprinzen soviel Verständniß und freundliches Entgegenkommen zu finden. Ich stand zu diesem damals noch in keinerlei Beziehungen, sondern lernte ihn erst sechs Jahre später als König kennen, einer huldvollen Einladung Sr. Majestät nach München folgend, welche zu meiner dauernden Niederlassung dort führen sollte. Ver-

anlassung zu dieser Einladung hatten meine inzwischen erschienenen Bücher gegeben, unter welchen eins: „Die Völker des Kaukasus" dem Fragmentisten freundschaftlich zugeeignet war, was natürlich die Aufmerksamkeit des Königs erregte und wiederholt das Gespräch auf ihn lenkte. Solchergestalt erfuhr ich nachträglich, daß Fallmerayer im persönlichen Verkehr einen ganz anderen und zwar minder günstigen Eindruck auf Se. Majestät gemacht als durch seine Schriften.

In der That war der Unterschied sehr groß, ob man die kleine, breitschultrige Gestalt mit dem geistvollen Kopfe, im behäbigen Schlafrocke, die Feder in der Hand sah oder in modischer Kleidung auf glattem Parketboden. Im erstern Falle erschien er als ein Held, dem die Entschlossenheit, für seine Ueberzeugung alles zu wagen, aus den schönen Augen leuchtete; im andern Falle blieb ihm eine gewisse Unbeholfenheit eigen, die sich leicht aus seinem Lebensgange erklärt. Er hatte als Knabe in einem Winkel Tirols die Ziegen seines Vaters gehütet und bei dem dürftigen Schulunterricht, der ihm im Winter zu theil wurde, einen solchen Lerneifer offenbart, daß er die Aufmerksamkeit geistlicher Herren erregte, durch deren Vermittlung es ihm ermöglicht wurde, Theologie zu studiren. Da ihm aber dieses Studium auf die Dauer nicht zusagte, weil ihm das aufklärende Wissen heilsamer schien als der blinde Glaube an unbegreifliche Dinge, so warf er sich mit regem Eifer auf geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien, bis die Befreiungskämpfe von der Napoleonischen Gewaltherrschaft ihn ins Feld riefen und nach Frankreich führten. Dort lag er längere Zeit als junger Lieutenant im Quartier bei einer reizenden Marquise, von welcher er gern erzählte als von seiner besten Lehrmeisterin im Französischen, das er mit großer Feinheit sprach. Nach dem Kriege wurde er Professor der Geschichte in Landshut.

Schon damals bereiteten sich in Griechenland und Rußland die Ereignisse vor, welche zur Erhebung des Volks gegen die Türken führen sollten. Im Jahre 1814 wurde in Athen eine Gesellschaft gegründet, die man wegen ihrer angeblich nur auf wissenschaftliche Ausbildung der Griechen gerichteten Bestrebungen Hetärie der Philomusen nannte. An der Spitze derselben stand Capodistrias aus Korfu, der als russischer Bevollmächtigter auf dem Congreß zu Wien die dort versammelten Fürsten und Minister zum Schutz und zur Förderung der atheniensischen Hetärie zu gewinnen suchte. Eine andere: die Hetärie der Philiker hatte sich in demselben Jahre, mit offen ausgesprochenen politischen Zwecken, in Odessa gebildet, unter Leitung des in russischen Kriegsdiensten stehenden Fürsten Alexander Ypsilanti. Dieser erließ im Jahre 1820 mit Hinweisung auf russischen Schutz und Beistand einen Aufruf an die Hellenen, das türkische Joch abzuschütteln. Sein Bruder Nicolaus Ypsilanti stellte sich an die Spitze einer begeisterten Schaar, welche in dem Verzweiflungskampfe bei Dragatschan durch die Türken vollständig aufgerieben wurde.

Diese und die darauf folgenden Ereignisse, deren Schilderung nicht hierher gehört, erschienen Fallmerayer in einem andern Lichte als der Mehrzahl seiner für die heldenmüthigen Griechen schwärmenden Zeitgenossen. Er sah in dem Aufstande der Griechen nur das lange vorbereitete Werk der ihnen bluts- und glaubensverwandten Russen, deren unaufhaltsam anwachsende Vorherrschaft in Europa ihm weit gefährlicher schien für den Kulturfortschritt und die freiheitliche Entwickelung der Völker als das Fortbestehen der Türkei. Wie der frömmelnde Kaiser Alexander sich persönlich zu der Sache verhielt, war ziemlich gleichgiltig. Durch eine Palastrevolution auf den Thron gekommen, wußte er am besten, daß man ihn

ebenso leicht abthun werde, wie seinem Vater geschehen, wenn er sich dem Drängen seiner moskowitischen Rathgeber auf die Dauer widersetzte. Deutschland in ohnmächtiger Zersplitterung zu erhalten und seine Fürsten zu russischen Satrapen zu machen, war das Hauptziel der moskowitischen Politik, die ihre größten Triumphe unter dem energischen Kaiser Nicolaus feierte und es wirklich dahin brachte, daß wahrhaft deutsche Gesinnung, wo sie zu öffentlichem Ausdruck kam, als Verbrechen bestraft wurde. So blieb den deutschen Poeten, Gelehrten und Philistern, welche ihren heimischen Bestrebungen nach Einheit und Freiheit keinen Ausdruck geben durften, ohne zur Todesstrafe verurtheilt und zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigt zu werden, nichts übrig, als sich für spanische, italienische, griechische und polnische Freiheitsbestrebungen zu begeistern.

Inmitten solcher Zustände entstanden Fallmerayers auf gründlichster Quellenforschung beruhende historische Schriften, die ihm sowohl in den herrschenden Kreisen wie unter den Zunftgelehrten weit mehr Feinde als Freunde machten, so daß er sich oft wie ein Ausgestoßener vorkam. Auch lebte er keineswegs in glänzenden Verhältnissen, sondern mußte sich sehr einschränken, um einigermaßen standesgemäß auftreten zu können. So kam's, daß er aus seiner Zurückgezogenheit nur bei ganz besonderen Veranlassungen heraustrat und sich dann nicht ganz so unbefangen bewegte wie daheim.

Mit der Feder in der Hand hingegen konnte er leicht etwas über die Schnur hauen, besonders in der Beurtheilung von Reisewerken, welche dieselben Länder schilderten, die er selbst schon gründlicher behandelt hatte. Da half dann kein Ansehn des Titels und der Person in der Enthüllung von Fehlern und Ungenauigkeiten der Darstellung, wie sie ungenügender Vorbereitung und oberflächlicher Beobachtung so leicht ent-

springen. So wurde, um nur ein paar Beispiele anzuführen, der durch Entdeckung eines alten Bibelmanuscripts in einem koptischen Kloster plötzlich berühmt gewordene Leipziger Professor Constantin Tischendorf wegen seiner etwas leichtfüßig und kokett geschriebenen Reiseschilderung, vom Fragmentisten in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung ebenso unbarmherzig witzig mitgenommen wie der damals vielgenannten Gräfin Ida Hahn-Hahn Reisebriefe aus dem Morgenlande. Doch diese viel Staub aufwirbelnden kritischen Anfechtungen, welche sogar den „Fliegenden Blättern“ Stoff zu einer Reihe humoristischer Bilder boten, hatten nur zur Folge, daß Professor Tischendorf mit hohen Orden und sonstigen fürstlichen Ehrenbezeigungen überhäuft wurde und Gräfin Ida Hahn-Hahn noch mehr Glück mit ihren Büchern machte als vorher und fröhlich weiterschrieb, während der Fragmentist sich nach wie vor in Entsagung üben mußte. Seine Bücher brachten ihm wenig ein, da sie nicht ins große Publikum drangen, dem es ebenso gleichgiltig war wie den Diplomaten, ob die heutigen Griechen mit Recht oder Unrecht sich echthellenischer Abstammung rühmten. Auch hat in der That die Anthropologie bis heute kein Volk nachweisen können, welches sich durch die Jahrtausende unvermischt erhalten, mit alleiniger Ausnahme der durch alle Welt zerstreuten Juden.

Ich werde in einem anderen Kapitel meiner Erinnerungen noch einmal auf Fallmerayer zurückkommen; hier muß zunächst einer mächtiger ins Leben eingreifenden Persönlichkeit gedacht werden, die mich eine Zeitlang ganz gefangen nahm.

Es ist schon am Schluß des ersten Bandes dieser Aufzeichnungen von Friedrich List die Rede gewesen, den ich bei Dr. Kolb in Augsburg kennen lernte, von wo er mir dann bald nach München folgte und mich gleich beim ersten Wiedersehn mit fast väterlicher Zärtlichkeit begrüßte. Wir

waren in Augsburg kaum eine Stunde lang beisammen gewesen und schon in dieser Stunde uns geistig so nahe gekommen, daß kein Mißverständniß störend dazwischen treten konnte. Ein gewaltiger Geist in gewaltigem Körper hatte er sich ohne schulgerechte Gelehrtendressur zu der Höhe emporgeschwungen, auf welcher er gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten stand.

In Reutlingen 1789 als Sohn eines Weißgerbers und Stadtraths geboren, sollte List nach dem Willen seines Vaters sich ebenfalls dessen Gewerbe widmen, hielt es jedoch nicht lange dabei aus und suchte als Schreiber sein Leben zu fristen, bis er eine untergeordnete Stelle als Verwaltungsbeamter erhielt. Nach vielen traurigen Erfahrungen fand er in der Tübinger Oberamtskanzlei ein Unterkommen, welches ihm hinlänglich Muße ließ sich seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung zu widmen, so daß es ihm bei seinem rastlosen Fleiße bald gelang, das höhere Verwaltungsexamen zu machen. Schon im Alter von siebenundzwanzig Jahren wurde er Rechnungsrath in Stuttgart und hatte sich in hohem Grade der Gunst des liberalen und weitblickenden Ministers von Wangenheim zu erfreuen. Als dieser die staatswissenschaftliche Fakultät an der Tübinger Universität ins Leben rief, bestimmte er zum ersten Professor Friedrich List. Dieser selbst sträubte sich anfangs dagegen, allein der Minister ließ seine Einwendungen nicht gelten, und nun veröffentlichte List (1818) sein erstes Werk: „Die Staatskunde und Staatspraxis Württembergs", welches gleichsam als Programm zu seinen Vorlesungen dienen sollte. Zugleich gründete er ein politisches Organ „Der Volksfreund", um das Verständniß für seine reformatorischen Ideen in weiten Kreisen zu wecken. Seine Beamtenlaufbahn hatte ihn überall im Lande umhergeführt und ihn gründlich mit den herrschenden Mißständen bekannt ge-

macht, unter welchen das Volk durch die heillose Beamtenwirthschaft schwer zu leiden hatte. So ward es ihm zur Gewissenspflicht, sich zum Anwalt des Volks zu machen und als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller mit allen Kräften dahin zu wirken, Besserung zu schaffen. In diesen Bestrebungen wurde er durch den erleuchteten, im edelsten Sinne liberalen Minister von Wangenheim auf das eifrigste unterstützt; sein Werk über württembergische Landeskunde und Staatspraxis machte ungeheures Aufsehen, weil es zugleich gründliche Sachkenntniß offenbarte, die herrschenden Uebelstände eindringlich veranschaulichte und überzeugend darlegte, wie durch Vereinfachung und einheitliche Neugestaltung des schwerfälligen, verwickelten und verschrobenen Verwaltungsapparats Besserung zu schaffen sei. Auch seine Vorlesungen fanden begeisterte Hörer, da er die Sprache in meisterlicher Weise beherrschte und in frisch von der Lippe sprudelnder Rede noch zündender wirkte als durch das geschriebene Wort.

Allein die Gegenwirkung sollte nicht ausbleiben und sie wandte sich zunächst gegen den Minister selbst, dessen Sturz denjenigen seines Schützlings List nothwendig nach sich ziehen mußte. Adel und Beamtenthum bestürmten den König so lange mit ihren Bitten und Klagen, bis er seinen ihm selbst zu liberalen Minister von Wangenheim fallen ließ.

List hatte sich inzwischen bei einem Besuch der Messe zu Frankfurt a. M. von einer großen Anzahl angesehener Kaufleute bewegen lassen, eine Eingabe um Aufhebung der Zollschranken im Innern Deutschlands zu verfassen, und dies gab Veranlassung, ihn seines Amtes zu entheben; zugleich wurde ein Abgeordnetenmandat, welches er von seiner Vaterstadt Reutlingen erhalten hatte, von der Württemberger Regierung für ungiltig erklärt. Um so mehr fand er nun Zeit, seine Beziehungen zu Kaufleuten und Gewerbtreibenden auszudehnen

und zunächst in Nürnberg, München und Wien für seine nationalen Bestrebungen zu wirken. Ueberall mit Begeisterung aufgenommen, gewann er auch in seiner schwäbischen Heimath immer mehr Anhang und wurde (1820) zum zweiten Male in Reutlingen zum Abgeordneten erwählt, aber wiederum von der Regierung zurückgewiesen. Der ihm feindlich gesinnte Justizminister von Maucler bewirkte die Einsetzung einer Commission, welche Lists Ausschluß aus der Kammer beantragen sollte. Berichterstatter war Ludwig Uhland, der so energisch für List eintrat, daß die Mehrheit der Commission zu seinen Gunsten entschied. In der Kammer jedoch, wo viele von dem gefürchteten Minister abhängige Mitglieder saßen, wurde Lists Ausschluß mit einer Mehrheit von zwanzig Stimmen beschlossen trotz Uhlands Erklärung, daß durchaus kein rechtlicher Grund dafür vorhanden sei. Der Ausgestoßene wurde peinlich verhört und zu zehnmonatlicher Festungshaft verurtheilt. Er entzog sich der Vollstreckung dieses Urtheils durch die Flucht, entkam über Straßburg nach der Schweiz, fiel aber 1824, als ihn das Heimweh nach Württemberg zurücktrieb, doch seinen Verfolgern in die Hände, wurde auf dem Asperg eingekerkert und später zur Auswanderung gezwungen. Er ging nach Amerika, wo er einige Zeit als Farmer lebte, sich gründlich mit der englischen Sprache vertraut machte und in dieser dann wieder seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Seine für die Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen geschriebenen Briefe, die 1827 unter dem Titel „Outlines of a new system of political economy“ gedruckt erschienen, machten seinen Namen auch in der neuen Welt berühmt; dazu hatte er das Glück ein Steinkohlenlager zu entdecken, welches ihm ein Vermögen einbrachte, das er bald wieder verlieren sollte. Wie gut es ihm auch in Amerika gefiel, wo er in behaglicheren Verhältnissen leben und wirken konnte als in

Deutschland, so hing er doch mit ganzem Herzen an diesem und kannte kein höheres Ziel, als die in der Fremde erworbenen reichen Erfahrungen für die Heimath nutzbar zu machen. Als amerikanischer Consul kehrte er 1831 nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Leipzig, wo seine Schrift entstand: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden.“ Er ließ 500 Exemplare dieser denkwürdigen Schrift auf eigene Kosten drucken zur Versendung an die Regierungen, Finanzmänner, Kaufleute und Gewerbtreibende, bei denen er Verständniß der wichtigen Frage voraussetzen durfte. Seine Studien führten ihn dann auf längere Zeit nach Paris, wo er den Plan zu einem größeren Werke entwarf, welches sein System allgemein verständlich darlegen sollte. Er wurde von den französischen Gelehrten mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen; auch der Minister Thiers suchte seine Bekanntschaft und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, um ihn ganz an Frankreich zu fesseln; allein dazu war der patriotische List nicht zu bewegen, obwohl sein Heimatland Württemberg ihm noch immer verschlossen blieb und für ihn sich auch in den übrigen deutschen Landen keine Aussicht bot, für sich und seine Familie eine so gesicherte Stellung zu erlangen, wie sie ihm in Paris angetragen wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich 1840 in Augsburg nieder, wo der erste Theil seines Hauptwerks: „Das nationale System der politischen Oekonomie“ erschien und wo ich ihn nach meiner Heimkehr aus dem Orient in schon geschilderter Weise zuerst kennen lernte. Er zählte damals zu den ersten lebenden Berühmtheiten Deutschlands; sein oben erwähntes Werk hatte ungeheures Aufsehen im In- und Auslande gemacht und auch buchhändlerisch einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt, da die

ganze Auflage schon nach einem halben Jahre vergriffen war. Um die Theilnahme an seinen Bestrebungen frisch zu erhalten und zu fördern, gründete er (1841) das „Zollvereinsblatt", welches ihm zugleich zur Abwehr gegen die vielen Angriffe diente, denen er nicht blos von den Trägern und Anhängern des alten büreaukratischen Schlendrian, sondern auch von vielen anderen Gegnern ausgesetzt war, welche seine Zollvereinspolitik eifrig bekämpften. Nachdem er 1844 den Vertrag des Zollvereins mit Belgien persönlich durchgesetzt hatte, unternahm er eine Reise nach Oestreich und Ungarn, wobei sich's in Pest begab, daß er, einer Einladung folgend den Verhandlungen der Ständekammer beizuwohnen, bei seinem Eintritt in den Saal von Kossuth durch eine schwungvolle Anrede begrüßt wurde, die sich durch den Beifallsjubel der Versammlung zu einer allgemeinen Huldigung gestaltete. Die von Richard Cobden und John Bright ins Leben gerufene Bewegung für Aufhebung der Kornzölle führte List nach England und veranlaßte ihn zu der Schrift: „Ueber den Werth und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland." Der Ertrag seiner Schriften stand nicht im Verhältniß zu der darauf verwendeten Zeit und Arbeit; der Staat fand für einen Mann von seiner Bedeutung keinen Platz; seine eigenen Mittel waren erschöpft, und so soll er sich in der Sorge um die Zukunft seiner Familie in der peinlichsten Lage befunden haben. Von ihm selbst habe ich während unseres Zusammenlebens in München nichts derart erfahren. Er trug sich damals mit großen Plänen, die ihm neue Erwerbsquellen eröffnen sollten, sprach mit mir jedoch eingehender nur von seiner Absicht, eine nationalökonomische Zeitschrift in großem Stile zu gründen, wozu ihm die nöthigen Geldmittel in Aussicht gestellt wären. Durch alle Mittel der Ueberredung suchte er mich zur Betheiligung an diesem Unternehmen zu gewinnen;

meine Einwendung, daß es mir dazu an den nöthigen Fachkenntnissen fehlte, ließ er nicht gelten, begriff aber, daß ich erst mein Werk über die Völker des Kaukasus vollendet haben müsse, bevor ich neue Verbindlichkeiten eingehen könne. Inzwischen wirkte sein Verkehr mit mir auf mich ungemein anregend und belebend, während er sich gern von meinen unter fremden Völkern gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen erzählen ließ. Da es sich so fügte, daß in einem zum Vermiethen eingerichteten Flügel des dem Grafen Minucci gehörigen Hauses in der Sophienstraße, wo ich wohnte, ein paar Zimmer frei waren, so legte List, der seine Familie in Augsburg zurückgelassen, gleich Beschlag darauf, wodurch unser Verkehr wesentlich erleichtert wurde, da wir auch unsere bescheidenen Mahlzeiten gemeinsam genossen und größere Spaziergänge zusammen unternahmen. Dabei ergab sich dann, ohne wesentliche Störung unserer schriftlichen Arbeiten, ein reicherer Gedankenaustausch, als unter anderen Umständen möglich gewesen wäre; denn unsere Spaziergänge waren nur durch ihre Zeitausdehnung lang zu nennen; dem Raume nach führten sie niemals sehr weit, da List schon wegen seiner stattlichen Körperfülle kein Schnellgänger war und dazu die Gewohnheit hatte, oft stehen zu bleiben, um an irgend einen Gegenstand, der ihm gerade in die Augen fiel, seine Bemerkungen zu knüpfen, wobei er, wenn es sich um etwas Komisches handelte, so herzlich lachen konnte, daß die Vorüberwandelnden ihn erstaunt ansahen. Der erste Fall dieser Art, wobei ich herzlich mitlachen mußte, ist mir noch frisch im Gedächtniß geblieben. Wir kamen über den Dultplatz an einem stattlichen Gasthause vorbei, dessen Schild in mächtigen Zügen die Aufschrift trug: „Reale Tafernwirthschaft, ausgeübt durch J. Humpelmeyer."

List erklärte mir nun in humoristischer Weise die absonder-

lichen Gerechtsame, Privilegien und Vortheile, welche mit einer nach der Amtssprache sogenannten „radicirten Realität“, wie die „Humpelmeyersche Tafernwirthschaft“ sie darstellte, verbunden sind und auch dem Besitzer eine seiner bürgerlichen Ausnahmestellung entsprechende Würde geben, welche ihn unverbrüchlich festhalten läßt an der mittelalterlichen Rechtsanschauung, daß alle auf Miethwohnungen angewiesenen Menschen als Vagabunden zu betrachten seien. Er bewies dabei durch schlagende Beispiele, daß der mittelalterliche Geist auch in der neueren Rechtsanschauung noch fortspuke. Hier sei nur eines dieser Beispiele erwähnt.

Ein verheiratheter, sehr bemittelter junger amerikanischer Maler hatte sich zu weiterer Ausbildung in seiner Kunst in München eine Wohnung gemiethet, die ihm räumlich genügte, aber sonst in allen Stücken viel zu wünschen übrig ließ. Ein Badezimmer mußte hergerichtet, neue Oefen mußten gesetzt, Fenster, Fußböden und Wandbekleidungen erneuert werden, gar nicht zu reden von den Deckenverzierungen, an welchen der junge Maler das Beste selbst that. Nach Verlauf eines Jahres war die Wohnung kaum wieder zu erkennen und der Miether gefiel sich so gut darin, daß er den vorläufig nur auf zwei Jahre abgeschlossenen Vertrag zu verlängern wünschte, worauf der Hauswirth gern einging, aber nur unter der Bedingung, daß der ursprünglich festgesetzte Miethzins um das Doppelte gesteigert werde. Das Unverschämte dieser Forderung wollte der Biedermann nicht einsehen, sondern verklagte den Amerikaner, der es ihm in kräftigen Ausdrücken zu Gehör gebracht hatte, wegen Beleidigung. Das Ende vom Liede war, daß der Kläger in allen Stücken Recht behielt. Die richterlichen Entscheidungsgründe waren einleuchtend genug, um Verständniß und Zustimmung jedes biedern Hauswirths zu finden, denn sie bewegten sich in folgendem juridischen Gedankengange:

Der Hauswirth hat seinem Miether volle Freiheit gelassen, sich die Wohnung nach Belieben herzurichten; daß sie dadurch an Werth gewonnen hat, ist kein Grund, den Hauswirth zu verhindern, entsprechenden Vortheil daraus zu ziehen. Ihn deshalb einen Gauner zu schelten, wie der Miether gethan, erscheint um so strafbarer, als der so gröblich Beleidigte nicht blos zu den angesehensten Münchener Bürgern zählt, sondern auch als Stadtverordneter sich der Hochachtung aller seiner Kollegen erfreute. . . .

Es wäre nun unbillig, zu behaupten, daß solche und ähnliche Rechtsanschauungen über das Verhältniß zwischen Hausbesitzer und Miether nur in München zu finden seien: sie sind ein allgemein deutsches Erbübel, das nicht oft und scharf genug gerügt werden kann, um ihm endlich Abhilfe zu schaffen.

* * *

Der erste Besuch, bei welchem ich List begleiten mußte, führte uns zum Fürsten Oettingen-Wallerstein, der viele Jahre hindurch leitender Minister und nach dem Könige der mächtigste Mann in Bayern war. Ueber seine Bedeutung als Staatsmann will ich hier nicht sprechen, sondern nur bemerken, daß er mir im persönlichen Verkehr von vornherein den günstigsten Eindruck machte, als ein hochgewachsener Mann von edler Gesichtsbildung, umfassendem Wissen und leichten, angenehmen Umgangsformen. Er hatte als Gesandter in den meisten Hauptstädten Europas, am längsten in London gelebt, viel gesehen und gelernt, und wußte ebenso gut zu hören wie zu reden, so daß die Unterhaltung mit ihm nie ins Stocken kam. Dabei zeigte sich bei ihm keine Spur von gemachter Würde und Wichtigthuerei: er war die Natürlichkeit selbst und eben dadurch bei den Vorzügen seines Geistes und Körpers eine wirklich vornehme Erscheinung. Mit List stand er auf dem

vertrautesten Fuße und würde ihm gern eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung in Bayern verschafft haben, wenn das unter den damals herrschenden Zuständen möglich gewesen wäre, wo des Königs Sinnen und Trachten ganz andere Ziele verfolgte als volkswirthschaftliche Reformen. Aber auch hiervon abgesehn, war der in Württemberg verfehmte List kein Mann nach dem Herzen des alten Königs Ludwig, der überhaupt keine andere eigenartige Größen neben sich aufkommen ließ als innerhalb der unter seinem Schutz stehenden Künstlerwelt. Unter seinem selbstherrlichen Regiment konnte kein Minister zu solcher Machtfülle und ersprießlichen Thätigkeit gelangen wie Graf Montgelas unter Maximilian I. Er ertrug keinen Widerspruch; selbst nicht in Verfolgung seiner oft wechselnden Neigungen und Launen. Nur in der Durchführung seiner großen Lebensaufgabe: als Förderer und Beschützer der schönen Künste für Bayern zu werden, was Perikles für Athen war, blieb er sich immer gleich, voll wirklicher Begeisterung für die Kunst rastlos strebend, die besten Meister für München zu gewinnen und unter ihren Augen junge Talente heranbilden zu lassen. Im persönlichen, fast täglichen Verkehr mit den Künstlern verlebte er seine glücklichsten Stunden, nicht indem er sie zur Tafel oder zu zerstreuenden Hoffestlichkeiten lud, an welchen er selbst wenig Behagen fand, sondern indem er sie in ihren Werkstätten aufsuchte, um sich an dem Fortgang ihrer Arbeiten zu erfreuen oder sich mit ihnen über neue Aufgaben zu besprechen. Die größte Schwierigkeit bot ihm gewöhnlich die Herbeischaffung der Mittel zur Ausführung der ihn fortwährend beschäftigenden Pläne. Für seine eigene Person brauchte er sehr wenig, da er mit der Einfachheit eines bescheidenen Privatmannes lebte; auch im Hofhalt suchte er alle möglichen Ersparnisse einzuführen, desgleichen in der Staatsverwaltung und beim Militär, um die

2*

zu seinen Bauten nöthigen Summen zu erschwingen. Die Minister, welche ihm bei diesen Bestrebungen fördernd zur Hand gingen, waren ihm die liebsten, aber ihr eigenes Gehalt reichte nicht aus, um standesgemäß davon zu leben. Fürst Wallerstein erzählte mir, daß er lange Jahre hindurch drei Ministerien zugleich verwaltet habe, weil er mit den Einkünften eines einzigen nicht habe auskommen können. Er hatte nämlich sein eigenes fürstliches Vermögen der Liebe zu einer schönen Gärtnerstochter geopfert, die er zu seiner Gemahlin erhob, nachdem er sie hatte in einer Weise ausbilden lassen, daß sie, von der Natur mit allen guten Gaben geschmückt, unter den großen Damen des Landes bald eine der gefeiertsten wurde, auch im glücklichen Verlauf ihrer Ehe einer Tochter das Leben gab, in welcher die seltene Schönheit der Mutter zu neuer Blüthe kam. Allein sein eheliches Glück konnte der Fürst nur durch den Verzicht auf seine Erbgüter begründen, da nach den Hausgesetzen eine unebenbürtige Heirath erbunfähig machte. Es wird später an geeigneter Stelle weiter von ihm die Rede sein.

Mein Verkehr mit List sollte nur wenige Monate dauern. Eines Morgens trat er zu mir ins Zimmer, um mir mitzutheilen, daß ihn ein eben eingetroffener Brief zu sofortiger Abreise zwinge, da es sich um Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit für ihn handle. Doch schied er in bester Laune und mit dem Ausdruck der Hoffnung auf baldiges frohes Wiedersehn. Ein paar Wochen darauf erhielt ich von ihm einen ziemlich flüchtig geschriebenen Brief aus Karlsruhe, „der langweiligen Fächerstadt", wie er sich ausdrückte. Auf meine Bitte, mir bald ausführlicher zu schreiben, erfolgte keine Antwort. Er muß sich damals schon in einer verzweifelten Stimmung befunden haben, herbeigeführt durch das Scheitern aller seiner Pläne und Hoffnungen; denn wenige Wochen

nachdem ich seinen Brief erhalten, brachten die Zeitungen die Trauerkunde, daß er sich in Kufstein durch einen Pistolenschuß selbst das Leben genommen.

Ich war wie zerschmettert durch die Nachricht und konnte nicht begreifen, wie ein trotz seiner greisen Haare noch so jugendfrischer, von Geist und Leben sprühender Mann dazu gekommen, Hand an sich selbst zu legen. Erst durch Dr. Gustav Kolb, der zu Lists vertrautesten und zuverlässigsten Freunden zählte, wurde ich einigermaßen darüber aufgeklärt, welche furchtbaren Kämpfe in der Sorge um seine Familie er durchzumachen gehabt. Die Annahme lag nahe, daß er sich ihr gleichsam zum Opfer brachte, um es durch sein freiwilliges Scheiden aus dem Leben zu allgemeinem Verständniß zu bringen, daß die große Arbeit seines Lebens vornehmlich der Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes gegolten, welches ihn schlecht dafür gelohnt habe, nun aber sehend, daß er, trotz rastlosen Strebens keine Schätze gesammelt, für seine hinterlassene Familie wohl besser sorgen werde, als er selbst vermocht.

Heute unterliegt es für Eingeweihte wohl keinem Zweifel mehr, daß List in allen Bestrebungen und Werken, die zu Deutschlands Einigung und Größe geführt, der bedeutendste Vorgänger Bismarcks war, der Unterschied zwischen den beiden genialen Männern liegt nur darin, daß dem gewaltigen Reichskanzler bei der Durchführung seiner Pläne die mächtigsten materiellen Hilfsmittel zu Gebote standen, dem armen List hingegen gar keine.

Dem Glücklichen erscheint das Leben leicht,
Der sorglos zehrt vom Erbe seiner Ahnen;
Doch wem die Noth nie von der Ferse weicht,
Ob er auch wandelt auf des Ruhmes Bahnen:
Den mag es leicht zum Untergange mahnen,
Derweil der Zeiger, wie er vorwärts schleicht,
Den Drang der Zeit zur Ewigkeit läßt ahnen.

* * *

Neben dem berühmten Todten muß ich hier auch eines unberühmten gedenken, den ich damals tief betrauerte. Er hieß Christian Leverkühn, war mein liebster und geistig bedeutendster Jugendfreund und würde sich gewiß bei seiner seltenen Begabung und Thatkraft einen Namen in der Welt gemacht haben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Ich hatte immer das Gefühl, daß er mir entschieden überlegen sei, da ihm vieles leichter einging als mir, besonders Mathematik und die alten Sprachen. Auch verrieth er schon früh eine erstaunliche Menschenkenntniß; meistens nicht zum Vortheil der Menschen, um die es sich handelte; aber sein Scharfblick täuschte ihn selten. Er wollte Medicin studiren, allein sein Vater, der aus kleinen Anfängen durch glückliche Handelsspekulationen ein ziemlich vermögender Mann geworden war, brachte ihn davon ab und rüstete den hoffnungsvollen Sohn mit den nöthigen Mitteln aus, in der großen Finanzwelt sein Glück zu versuchen. Er kam in das große Bank- und Handelshaus von Glogau in Moskau, wo er sich bald eine angesehene Stellung zu erringen wußte und gründlich einsehen lernte, welche gewaltige Rolle das Geld in dieser auf Gewinn und Verlust gestellten Welt spielt. Sich dieses Machtmittel in ausreichendem Maße zu verschaffen, ohne sein ganzes Leben in Geschäften zuzubringen, die ihm nur den Weg zum Ziele der Unabhängigkeit bahnen sollten, war nun sein eifriges Sinnen und Trachten. Das Glogausche Haus stand in lebhaftem Verkehr mit Kiachta, dem am Baikalsee gelegenen berühmten Haupthandelsplatz für den chinesischen Theehandel. Dieser von den Russen stark befestigte Grenzort berührt sich fast mit der gegenüber liegenden chinesischen Ausfuhrstadt Maimutschin, wo die Geschäfte abgewickelt wurden, aber kein Russe wohnen durfte.

Der Theehandel zu Lande wurde damals in Kiachta aus-

schließlich von dreihundert Bartrussen betrieben (d. h. von Leuten aus dem Volke ohne Schulbildung), die sich besonderer Privilegien erfreuten und alle zu großem Reichthum gelangten, weil sie bei dem ungeheuren Umsatz mit immer sicherem Gewinn keine Concurrenz zu fürchten hatten; denn ihre Zahl konnte in Todesfällen wohl ergänzt, aber nicht vermehrt werden.

Bei diesen Ergänzungswahlen mußte natürlich, wie in allen russischen Gemeindeangelegenheiten, Einstimmigkeit herrschen, die schwer zu erzielen gewesen wäre, wenn nicht das Haupt (Golowà) der Gemeinde den Ausschlag gegeben hätte. Auf dem Lande geschah das gewöhnlich dergestalt, daß das Gemeindehaupt die widerstrebenden Gemeindeglieder so lange durchprügeln ließ, bis sie einstimmten.

In Kiachta ergaben sich nun bei den Ergänzungswahlen besondere Schwierigkeiten dadurch, daß jeder Wahlmann bestrebt war, einen nahen Verwandten oder Freund in die Gemeinschaft der bärtigen Dreihundert zu bringen, welche dem Glück des sicheren Geldgewinns das Familienglück zum Opfer bringen mußten: Ehelosigkeit war ihr erstes Gebot; sie konnten sich also durch männliche Nachkommenschaft nicht ergänzen.

Leverkühns Wunsch, als Vertreter des Hauses Glogau nach Kiachta zu reisen, wurde gern erfüllt, und durch seine überaus einnehmende Persönlichkeit wußte er sich bald beliebt bei Russen wie Chinesen zu machen. Mit der russischen Sprache völlig vertraut, warf er sich mit regem Eifer auf die chinesische; denn er hatte bald den Entschluß gefaßt, so lange in Kiachta zu bleiben, bis er ein hinlängliches Vermögen erworben, um ganz seinen Neigungen gemäß unabhängig leben zu können. Die Aussichten erwiesen sich, wie er mir schrieb, verlockend günstig; es wäre zur Erreichung seines Zieles nur noch eine, aber die größte Schwierigkeit zu überwinden, was nur mit meiner Hilfe geschehen könne, wie er mir mündlich näher

begründen werde, wenn er nächstens nach Moskau zurückkehre, um seine Geschäfte dort abzuwickeln. Da gelang es mir denn in der That, ihm die große Schwierigkeit überwinden zu helfen, welche darin bestand, seine persönliche Bekanntschaft mit dem Generalgouverneur von Sibirien zu vermitteln, der ein naher Verwandter des Fürsten Galitzin war, dessen Söhne ich erzog. Diese hatten meinen jungen Freund früher oft bei mir gesehen und später von mir alles Mittheilenswerthe über ihn erfahren, da seine höchst anschaulich und lebendig geschriebenen Reisebriefe aus Sibirien ihre Aufmerksamkeit um so mehr fesselten, als auch ihr älterer Bruder, Prinz Nicolaus, sich dort längere Zeit hindurch aufgehalten hatte, um, begleitet vom Grafen Fersen, als Vertrauensmann des Kaisers diesem eingehenden Bericht über die dortigen Zustände zu erstatten. So wurde es mir nicht schwer, Leverkühn mit dem Fürsten bekannt zu machen, der solches Wohlgefallen an ihm fand, daß er ihn gleich am nächsten Tage zur Tafel zog, nachher noch eine lange Unterhaltung mit ihm hatte und alle seine Wünsche erfüllte. Dies bewirkte, daß er auch beim Generalgouverneur von Sibirien eine alle Erwartungen übertreffende freundliche Aufnahme fand und zu seiner Niederlassung in Kiachta mit Empfehlungen ausgerüstet wurde, die ihm die goldigsten Aussichten eröffneten. Der mehrere Monate unterwegs gewesene Brief, in welchem er mir dieses meldete, war der letzte, den ich vor meiner Abreise nach dem Kaukasus erhielt. Er schloß mit der Bemerkung, daß ich erst wieder von ihm hören werde, wenn er am Ziele seiner Wünsche stehe. Ich hatte Tiflis schon wieder verlassen, als mir ein Brief von Leverkühn nachgeschickt wurde, woraus ich ersah, daß er ebenfalls auf dem Sprunge zur Heimkehr nach Deutschland stand. Er bat mich, es möglich zu machen, mit ihm dort zusammenzutreffen, da er eine unbändige Sehnsucht nach mir

fühle und mir goldene Ueberraschungen bereiten werde. Als ich in die Heimath kam, war er schon dort gewesen, aber nur kurz; beunruhigende Nachrichten, die er durch das Haus Glogau erhalten, hatten ihn eiligst nach Kiachta zurückgeführt, von wo er dann meldete, daß alle Schwierigkeiten glücklich gelöst seien und man ihn bald wieder in der Heimath erwarten dürfe. Er hat in der That, wie sich im Laufe der Zeit sicher herausstellte, den Weg zur Heimath angetreten, aber sein Ziel nicht erreicht, sondern sein Grab im sibirischen Schnee gefunden. Gerüchte über sein geheimnißvolles Verschwinden waren schon vor Beginn des Jahres 1846 nach Deutschland gedrungen; die Gewißheit seines Todes ergab sich erst, als nach langen Nachforschungen seine Leiche aufgefunden wurde. Aus der Schilderung der näheren Umstände habe ich nicht klug werden können und erwähne deshalb nur den Hauptpunkt: daß er nichts auf der langen Reise mit sich geführt haben soll als eine große Brieftasche, in welcher bei näherer Untersuchung nichts anderes entdeckt wurde als ein paar kleine Briefbogen, mit an mich gerichteten Gedichten beschrieben, aus deren Inhalt ersichtlich, daß sie am Lagerfeuer einer Kirgisenhorde entstanden waren, wo es ihn drängte, seiner Sehnsucht nach mir poetischen Ausdruck zu geben. Diese Gedichte wurden mir nun von seiner trostlosen Mutter zugeschickt, und ich bewahre sie heute noch als ein theures Vermächtniß von meinem liebsten Jugendfreund, während der armen Mutter nur die leere Brieftasche blieb. Die Trauernde wollte immer noch nicht an den Tod ihres Sohnes glauben, den sie lange überleben sollte, bis zu ihrem Tode die Hoffnung nährend, er sei nicht gestorben und werde sicher einst wiederkehren; denn so grausam könnten die von ihm selbst als im Grunde gutmüthig geschilderten Russen doch nicht sein, ihm zugleich seine Schätze und sein Leben zu rauben . . .

Die Gedichte bezeugten durch ansehnliche Fettflecke, daß die Blätter durch verschiedene schmutzige Hände gegangen waren, ehe sie mit der Brieftasche nach Deutschland abgesandt wurden. Den Versen war in der Schilderung der Umstände, des Orts und der Umgebung ihres Entstehens der Heinesche Einfluß stark anzumerken; doch schlugen Herzenstöne der Freundschaft hindurch, wie ich dergleichen in Heines Gedichten nirgends gefunden hatte. Leverkühn war kein Dichter, aber höchst empfänglich für Poesie, und die scheinbar so leicht hingeworfenen Heineschen Verse blieben dem jungen Geschlecht tiefer im Gedächtniß hängen und boten stärkeren Anreiz zur Nachahmung als die Lieder der meisten anderen Dichter jener Zeit.

* * *

Freundschaft hat in meinem Leben von früh auf bis in die reiferen Mannesjahre hinein eine große Rolle gespielt; ein paar Bemerkungen darüber dürfen deshalb in meinen Erinnerungen nicht fehlen.

Freundschaft gehört, wie Liebe, zu den Worten, mit deren Anwendung am meisten Mißbrauch getrieben wird, aber nur, wo das geschieht, trifft der Satz des witzigen Lichtenberg zu: „Wie wenige Freunde würden Freunde bleiben, wenn einer die Gesinnungen des andern im ganzen sehen könnte!"

Wahre Freundschaft fängt erst da an, wo einer dem andern gleichsam aus der Seele spricht, und sie wächst immer mehr, je näher man sich gegenseitig kennen lernt. Es ist dabei durchaus nicht nöthig, daß einer dem andern ebenbürtigen Geistes sei; der geringer Begabte kann zu dem höher Begabten bewundernd emporblicken und dieser doch jenem wegen seltener Herzens- oder Charaktereigenschaften auf das innigste zugethan sein, ja seinen besten Halt an ihm finden. Wahre Freundschaft ist ohne ein gemeinsames ideales Streben,

das nur innere Befriedigung, Erhebung und Förderung sucht, undenkbar. Wer nur einen Freund sucht, um äußere Vortheile durch ihn zu gewinnen, wird ihn durch Täuschung vielleicht finden, aber nicht lange behalten oder höchstens als großmüthigen „Geschäftsfreund".

Wirkliche Freundschaft ist nicht das Ergebniß langen Suchens, sondern ein Glücksfund, der nur solchen Menschen zu theil wird, die ihn verdienen. Sie entsteht da, wo zwei einander durchs Auge ins Herz sehen können und sich bald vertrauensvoll zu einander hingezogen fühlen. Sie festigt sich, wenn das Vertrauen im Laufe der Zeit an Stärke gewinnt.

Mißtrauische Naturen sind nicht für Freundschaft geboren; denn das Mißtrauen wurzelt meist in einem eitel oder stolz sich selbst überhebenden Egoismus, der sich alles dienstbar zu machen strebt, überall Opfer verlangt, aber selbst unfähig ist, Opfer zu bringen. Dazu kommt, daß Mißtrauen kein Vertrauen erwecken kann, woraus folgt, daß der mißtrauische Mensch, obgleich er für weltklug gilt, doch am meisten betrogen wird. Im allgemeinen kann man sagen:

Nur Menschen, die selbst nicht viel taugen,
Sehn andre mit getrübten Augen.

Doch das gilt nur von der Menge. Zu allen Zeiten hat es auch hochbegabte und hochstrebende Menschen gegeben, deren mißtrauische und egoistische Natur sie weder an Liebe noch Freundschaft glauben ließ. Ich nenne hier nur Lord Bacon und Schopenhauer. Hingegen sagt Goethe, der die Freundschaft noch über die Liebe stellt:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahren."

Ich selbst habe, nach eigenen Erfahrungen, in jüngeren Jahren meinen Gedanken über Freundschaft wiederholt in Gedichten Ausdruck gegeben, deren eines bei dem mich nahe be-

rührenden Anlaß entstand, daß böse Zungen durch giftige Einflüsterungen und entstellte Wiederholungen an sich harmloser Worte zwischen zwei Freunden Mißtrauen zu säen suchten, das ohne mein rechtzeitig mahnendes Gedicht heillose Folgen gehabt haben würde. Erst lange nachdem es seine gute Wirkung gethan, erschien es im Druck und brachte mir manch freundliches Anerkennungszeichen, wurde auch ins Englische übersetzt und in verschiedene Sammelwerke aufgenommen. Seitdem war schon wieder ein Menschenalter verflossen, als — kurz nach dem Tode des unglücklichen Königs Ludwig II. — das Gedicht durch alle Zeitungen ging, da man es in des Königs eigener Handschrift und mit seinem vollen Namen darunter, sorgfältig eingerahmt über seinem Schreibtisch hängend, gefunden und daraus geschlossen hatte, daß Seine Majestät selbst der Verfasser gewesen sei. Nach und nach erinnerten sich einige ältere Leute doch, das Gedicht schon in einem meiner Bücher zu einer Zeit gelesen zu haben, als der König noch ein kleiner Prinz war; auf an mich gerichtete Anfragen gab ich die gewünschte Aufklärung, welche zwar bald zu allgemeiner Veröffentlichung gelangt ist, aber doch nicht verhindert hat, daß in später erschienenen Schriften über den unglücklichen König das Gedicht als von ihm höchstselbst herrührend angeführt wird. Da ich nun in meinem Alter noch ebenso über die Freundschaft denke, wie das in jungen Jahren entstandene Gedicht es ausdrückt, so mag dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt schicklich hier angeführt werden.

Wenn jemand schlecht von Deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von Deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde Recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde giebt.

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz:
Ein Kleinod ist's voll heiliger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod Dir beschert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt es werth;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht;
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest Du dem ärmsten Bettler gleich:
Bleibt Dir ein Freundesherz, so bist Du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

* * *

Zu anregendem geselligen Verkehr fand ich in München immer mehr Gelegenheit als Zeit, da die an Umfang immer wachsenden Studien zu meinem Werke über „Die Völker des Kaukasus" allein täglich mehrere Stunden in Anspruch nahmen. Nun lag es nahe, daß ich am liebsten mit Leuten verkehrte, die sich am lebhaftesten für meine Arbeiten interessirten. Das waren in erster Linie der schon früher genannte Hauptmann Graf Max Bothmer (später Generalquartiermeister) und Major von Passavant (später General). Beide sind mir zeitlebens zuverlässige Freunde geblieben und haben zu der Zeit, da ich mein erstes Werk in Prosa schrieb, zur Förderung desselben wesentlich beigetragen, indem sie mir riethen, mich bei den orientirenden Rückblicken in die alte Geschichte auf das Nothwendigste zu beschränken und mich auch in den geographischen und ethnographischen Schilderungen möglichst knapp zu fassen, um mehr Raum für die Geschichte der damals noch fortwüthenden Kämpfe der Russen gegen die kaukasischen Bergvölker zu

gewinnen. Da ich nur aus fremdsprachlichen Quellen schöpfen konnte, so ergaben sich zuweilen Schwierigkeiten in der Verdeutschung technischer Ausdrücke. Auch hierbei halfen mir meine militärischen Freunde nach, und auf Graf Bothmers Rath las ich sämmtliche zehn Bände von Clausewitz: „Ueber Krieg und Kriegführung“ durch. Dieses Werk fesselte mich dergestalt, daß ich ihm, um Zeit zu gewinnen, die staatswirthschaftlichen Vorlesungen opferte, die ich bis dahin bei Professor Hermann gehört hatte. Die Nachmittagsvorlesungen des alten Görres über deutsche Kaisergeschichte hatte ich schon früher aufgegeben, da der für mich daraus zu ziehende Gewinn mir des Zeitopfers nicht werth schien. Hingegen konnte ich mir die große Anziehungskraft, die er auf seine zahlreichen katholischen Zuhörer übte, sehr wohl erklären, da er noch als ein rüstiger Siebziger in freiem Vortrage nicht blos feurig und eindrucksvoll zu reden, sondern auch farbenreiche Schilderungen — wie z. B. von den Vorgängen und Ceremonien einer Kaiserkrönung — mit einer feierlichen Genauigkeit durchzuführen vermochte, welche zeigte, daß er selbst den geringsten Einzelheiten eine höhere Bedeutung beilegte. Dem Feuer der Rede entsprachen die Bewegungen der hohen, etwas vorgebeugten Gestalt. Das Katheder zitterte bald unter der Wucht seiner Tritte, bald von dem Spiel seiner sich krampfhaft an das Pult festklammernden, kräftigen Hände. Alles in allem genommen machte er den Eindruck einer mächtigen Persönlichkeit, und die Wandlungen, die er durchgemacht, der in seiner Jugend ein glühender Republikaner und Freiheitsapostel war, welcher nichts von Papst und Kaiser wissen wollte, im Alter aber der eifrigste Vorkämpfer päpstlicher Allgewalt wurde, lassen sich aus den stürmevollen Schicksalen seines Lebens leicht erklären.

Sein leitender Grundgedanke war: „auf dem Christen-

thum und der Kirche ruhe die ganze heutige Ordnung Europas, alle Stühle der Mächtigen seien auf dieser Grundlage errichtet, stehen und fallen mit ihr, keinen unter allen ausgenommen; auf die Zeiten der Zersetzung, wie sie in den letzten Jahrhunderten vorherrschend gewesen, folgen nach ewigen Weltgesetzen andere Zeiten der Wiederherstellung und Neugestaltung; unter welchen Formen diese geschehen werden, sei das Geheimniß der Geschichte. Das Gesammtleben der Menschheit sei so geordnet, daß, was die einen in wilder Sinnenlust sündigen, durch andere, die einer entgegengesetzten Geistesrichtung folgen, wieder gesühnt und ausgeglichen, und daß die Gesundheit des Ganzen nur dadurch erhalten werden könne, daß, solange ein Theil sensualistisch seinen thierischen Trieben folge, der andere spiritualistisch ausschließlich dem Geiste lebe".

Die Vorlesungen des alten wunderlichen Heiligen wurden auch von einer nicht geringen Anzahl schon in reiferen Jahren stehender Männer besucht, und unter diesen that sich in auffallender Weise einer hervor, der auf besonders vertraulichem Fuße mit Görres zu stehen schien und die Kunst verstand, die Lehren des Meisters in ganz eigenartiger Weise auf sich selbst anzuwenden, indem er die beiden oben geschilderten, einander entgegengesetzten Geistesrichtungen in sich zu vereinigen wußte, d. h. wie ein abgefeimter Wüstling lebte und dabei doch wie ein angehender Heiliger betete, fastete und sich kasteiete. Er stellte sich mir eines Tages vor als Graf Adam Gurowski und war erstaunt, zu hören, daß ich von den vielen Schriften, die er schon in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht hatte, noch gar nichts wußte. Am folgenden Tage brachte er mir zwei seiner Bücher: „Impressions et Souvenirs" und A travers l'Allemagne"

mit schmeichelhaften Inschriften. In beiden offenbarte sich viel Witz und Wissen, aber zugleich ein unheimlicher Flackergeist, der noch unheimlicher in seiner eigenen Person zum Ausdruck kam. Er war von untersetztem, stämmigem Körperbau und trug auf kurzem, dickem Halse einen mächtigen Kopf mit breitem, schwammigem, einäugigem Gesichte. Durch eine Brille mit großen, blauen Gläsern, wovon das eine ganz dunkel, das andere heller gefärbt war, wurde das Unheimliche seiner Erscheinung noch erhöht. Dennoch machte er durch seine gewählte Kleidung und sein weltgewandtes Auftreten den Eindruck eines vornehmen Mannes und sprach mit einer von reichem Wissen gesättigten Beredtsamkeit, die geradezu verführerisch gewirkt haben würde, wenn seine Stimme, wie sein ganzes Wesen, nicht so unsympathisch gewesen wäre. Aus einer reichen polnischen Familie stammend, erhielt er von früh auf eine sorgfältige Erziehung, studirte mit großem Eifer auf verschiedenen deutschen Universitäten, war dabei ein gefürchteter Raufbold, wurde 1820 in die damaligen demagogischen Umtriebe verwickelt und mußte lange als Flüchtling leben. Durch die Theilnahme an der polnischen Novemberrevolution 1830 kam er um sein Vermögen, wurde nach allerlei Wandlungen, an der Zukunft Polens verzweifelnd und, ohne eigene Mittel, von der spärlichen Unterstützung lebend, die sein mit einer spanischen Infantin verheiratheter Bruder ihm gewährte, ein großer Verehrer des Kaisers Nicolaus, in der Hoffnung, dadurch wieder in Besitz seiner Güter zu kommen. So stand es mit ihm als ich ihn in München kennen lernte. Später habe ich ihn nicht wieder gesehen.

Eine erfreulichere Bekanntschaft, die zu lebhafterem freundschaftlichen Verkehr führte und sich bis heute erhalten hat, machte ich in Dr. W. Ihne, der jetzt noch rüstig als Pro-

fessor in Heidelberg wirkt, mit der Vollendung seiner großen römischen Geschichte beschäftigt.

* * *

Meine schon damals sehr empfindlichen Augen, die meinen Kopf leicht in Mitleidenschaft zogen, ließen mich nach des Tages Arbeit alle öffentlichen Lokale, wo meist schlechte Beleuchtung und Luft herrschte, so viel wie möglich meiden; ich verbrachte, wenn ich nicht ins Theater ging, meine Abende am liebsten in traulichen Familienkreisen, zu welchen, außer den schon genannten, die des großen Landschaftsmalers Karl Rottmann und der beiden berühmten Botaniker von Martius und von Ledebour gehörten.

Rottmann, ein geistvoller Mann von edler Erscheinung und feinen Umgangsformen, war damals noch eifrig mit der Ausführung der zaubervollen Bilder beschäftigt, zu welchen er die Studien während eines längeren Aufenthalts in Griechenland gemacht hatte, und welche, theils enkaustisch, theils auf Cementtafeln gemalt, den Schmuck des nach ihm benannten Saales in der neuen Pinakothek bilden. Er sollte die Vollendung dieser herrlichen Landschaften nicht lange überleben ...

Staatsrath K. F. von Ledebour hatte seine staatlichen Würden und Titel in Rußland erworben. Von schwedischer Herkunft, in Stralsund geboren, that er sich so früh durch seinen Lerneifer hervor, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Greifswald beziehen konnte, wo er bald das Studium der Jurisprudenz, zu welchem sein Vater ihn bestimmt hatte, mit dem der Mathematik und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sein Staatsexamen in Stockholm glänzend bestanden, wurde er, im Alter von kaum zwanzig Jahren, Director des botanischen Gartens in Greifswald. Von dort folgte er

1811 einem Ruf als Professor der Botanik nach Dorpat. Anderthalb Jahrzehnt später unternahm er im Auftrage der Regierung große Forschungsreisen in das Innere des Reichs, nach dem Altai und der Kirgisensteppe, und die darüber veröffentlichten Werke waren es besonders, die seinen Ruf begründeten. Schon 1836 zog er sich aus dem russischen Staatsdienst zurück, um die Ausarbeitung der „Flora Rossica“, seines Hauptwerks, in Deutschland zu vollenden. Nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg ließ er sich dauernd in München nieder, wo er mit seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin, den behaglichen Verhältnissen, in welchen sie lebten, entsprechend, ein so anheimelnd gastliches Haus machte, wie man dergleichen selten in der deutschen Gelehrtenwelt findet. Die Hauptsache bestand darin, daß Ledebour keine eigentlichen Gesellschaften gab, sondern sich auf einen kleinen Kreis von Bekannten beschränkte, die zu einander paßten und nicht erst feierlich eingeladen zu werden brauchten, um zu kommen, aber wußten, daß sie immer willkommen waren.

In dem ebenfalls sehr gastfreien Hause des Professors von Martius ging es weit lebhafter zu, und es konnte deshalb eine allgemeine Unterhaltung kaum aufkommen, da die vorwiegend aus Katholiken bestehende Gesellschaft meist in kleine Gruppen zerfiel, die gern unter sich blieben. Nur die in Jahren schon vorgerückteren Herren zeigten sich protestantischen Gästen gegenüber ebenso unbefangen entgegenkommend wie gegen ihre eigenen Glaubensgenossen. Martius selbst — ein von Wuchs ziemlich kleiner Herr, aber ungemein lebhaften Geistes — blieb immer die Seele der Unterhaltung, die er, wo sie ins Stocken kam, aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen neu zu beleben wußte. Mit besonderer Vorliebe erzählte er von seinem Verkehr mit Goethe, der den durch seine fruchtreichen Forschungsreisen in Brasilien (1817—20)

schnell berühmt gewordenen jungen Gelehrten zu sich nach Weimar eingeladen hatte und auch später brieflich in den freundlichsten Beziehungen zu ihm blieb.

Dieselben Gründe, welche Goethe zu Martius hinzogen, hielten den kunstsinnigen König Ludwig I. von ihm fern. Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung soll hier nur in wenigen Worten gegeben werden.

Maximilian Joseph, der erste König von Bayern, war ein eifriger Förderer der Wissenschaften, aber zugleich der Begründer der Akademie der Künste in München (1808) in stürmevoller Zeit. Sein Sohn, Kronprinz Ludwig, der nur für die Kunst lebte, empfand es von früh auf schmerzlich, wenn für andere Zwecke größere Summen verwendet wurden. So gerieth er denn ganz außer sich, als sein Vater die obenerwähnte große naturwissenschaftliche Expedition nach Brasilien ausrüstete unter Leitung der Professoren Martius und Spix. Wenn ich recht berichtet bin, wurden dafür hunderttausend Gulden ausgesetzt und nachträglich von den Kammern bewilligt. Der König hatte nämlich, um seinem Lande alle die wohlthätigen Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, demselben schon im Mai 1818 eine Constitution gegeben. Die Kosten der Expedition sollten ratenweise ausbezahlt werden. Als aber nach dem Tode seines Vaters 1825 König Ludwig I. zur Regierung kam, war der letzte ansehnliche Zahlungstheil noch im Rückstand und sollte nach dem Willen des Monarchen überhaupt nicht verabfolgt werden. Allein eine gegen den Fiscus anhängig gemachte Klage wurde zu gunsten der Professoren Martius und Spix entschieden, was zur Folge hatte, daß der kunstsinnige Monarch die beiden Naturforscher hinfort mit ungnädigen Augen ansah und jedesmal, wenn er dem einen begegnete, ihn mit dem andern dergestalt verwechselte, daß beide unerfreulich dadurch

berührt werden mußten. Begegnete der König dem Professor Martius, so sagte Se. Majestät: „Wie geht's, lieber Spix? Und was macht der Martius, der dumme Kerl, der mir so viel Geld gekostet hat für sein brasilianisches Heu, daß ich eine neue Kirche hätte dafür bauen können."

Kam dem Könige der unglückliche Spix in den Wurf, so redete er ihn an: „Wie geht's, lieber Martius? Und was macht der Spix, der dumme Kerl, der sich auch schon als Naturforscher aufspielt."

Antworten wurden nie abgewartet. Nach der hastig, aber eindringlich hervorgequetschten Frage war der König sofort verschwunden, und er machte so lange Schritte, daß Spix und Martius mit ihren vereinigten Beinen nicht im stande gewesen wären, ihn einzuholen. Auch lag das gar nicht in ihrer Absicht; vielmehr suchten sie Sr. Majestät auszuweichen, so weit sie konnten. Allein damit konnten sie nicht weit kommen, da König Ludwig I. ein Frühaufsteher war, der schon um vier Uhr morgens am Schreibtische saß und seine Regierungsgeschäfte erledigte, während die Mehrzahl seiner Unterthanen noch in sorglosem Schlummer lag. Wenn die Straßen sich belebten und die Leute an ihre Arbeit gingen, war der König mit der seinigen schon fertig und lange Wanderungen durch die Stadt dienten ihm dann zur Erholung, wobei seinem scharfen Auge nichts entging, was ihm irgend der Beachtung werth schien. So konnten ihm auch Spix und Martius nicht entgehen, wenn sie sich zu einer Tageszeit über die Straße wagten, wo der König nicht gerade in den Werkstätten der Künstler weilte, welche er in den Vormittagsstunden zu besuchen pflegte. Aber es kam ein Tag, wo der treffliche Spix durch den Tod den Augen Sr. Majestät auf immer entzogen wurde. Wenige Tage darauf begegnete der um den Verlust seines Freundes tieftrauernde Martius dem nicht auszuweichen-

den Könige, der ihn mit den Worten antrat: „Guten Morgen, lieber Spix! Haben Sie schon gehört, daß Martius plötzlich gestorben ist? Gott habe ihn selig! Hat mir viel Geld gekostet für sein brasilianisches Heu."

„Ich bin nicht gestorben, Majestät, sondern mein Freund Spix."

„Ach so! — Freut mich. — Guten Morgen!"

II.

Fortsetzungen und Uebergänge.

Der alte König Ludwig wußte sehr genau, daß über ihn allerlei seltsame Geschichten umgingen, und er hatte Humor genug, es ruhig geschehen zu lassen, daß dergleichen sogar an Wirthstafeln und in Bierhallen mit einer Harmlosigkeit erzählt wurden, die keinen Gedanken an die Gefährlichkeit solcher Unterhaltung aufkommen ließ, selbst nicht in Gegenwart von Staatsbeamten und Offizieren.

Auffallend erschien diese mittheilsame Unbefangenheit nur fremden Gästen, die noch Neulinge in München waren und unwillkürlich große Augen machten beim Anhören von Geschichten, welche damals in jeder andern deutschen Residenz wären als Majestätsbeleidigungen geahndet worden.

König Ludwig ließ die Leute hinter seinem Rücken über sich reden, was sie wollten; er wußte, daß kein deutscher Volksstamm treuer an seinem Herrscherhause hängt als der bayrische am Hause Wittelsbach, und er hatte das stolze Gefühl, durch die von ihm ins Leben gerufenen großartigen Kunstschöpfungen mehr für sein Land gethan zu haben als alle zeitgenössischen deutschen Fürsten zusammengenommen für ihre Länder. Von der unglücklichen Leidenschaft, die ihn noch in seinen alten Tagen in Zwiespalt mit seinem Volke brachte,

soll hier nicht weiter die Rede sein, da der Umschwung erst eintrat, als ich München schon wieder verlassen hatte. Dafür möge, als heiteres Gegenstück zu der tragisch endenden Erzählung von Spix und Martius, eine kleine Geschichte folgen, welche meine Freunde Neureuther und Förster mit König Ludwig erlebten, für dessen schon früher betonte Eigenheit, keinen Widerspruch zu dulden, sie höchst bezeichnend ist.

Ernst Förster war aus einem Studenten der Theologie und Philosophie ein Maler und Schüler von Cornelius geworden, dem er nach München folgte, wo er bald an den Fresken der Glyptothek und der Arkaden mitbetheiligt wurde, wie später auch an den enkaustischen Wandbildern des Königsbaus, zugleich mit dem genialen Eugen Neureuther, welcher die Aufgabe hatte, den Salon der Königin mit Darstellungen aus Wielands Oberon zu schmücken.

Eines Vormittags kommt der König, um sich den Fortschritt der Arbeit anzusehen.

„Guten Morgen, lieber Förster!"

Dieser verneigt sich ehrfurchtsvoll.

„Wo ist denn der Neureuther? Ich sehe ihn nicht."

„Majestät, Neureuther geht immer um zwölf Uhr zum Essen und kommt um ein Uhr zurück. Dann gehe ich zum Essen. Wir wechseln ab."

Der König hat sich inzwischen prüfend umgesehen, scheinbar ohne auf die ihm gewordene Antwort zu achten, und giebt seiner Befriedigung lauten Ausdruck: „Schön! Sehr schön! Nur der Türke da ist zu dick. Ein so dicker Türke schickt sich nicht für den Salon der Königin. Sagen Sie das dem Neureuther! Guten Morgen!"

Förster richtet seinen Auftrag getreulich aus. Neureuther kann nicht finden, daß der Türke zu dick sei, muß sich aber doch entschließen, ihm ein schlankeres Ansehn zu geben.

Eine Woche später kommt der König wieder und zwar genau zu derselben Stunde wie das erste Mal.

„Guten Morgen, lieber Förster! Wo ist der Neureuther? Ich sehe ihn nicht.“

„Majestät, Neureuther geht immer um zwölf Uhr zum Essen und kommt um ein Uhr zurück. Dann gehe ich zum Essen. Wir wechseln ab.“

Der König hat sich inzwischen wieder prüfend umgesehen und sagt: „Schön, sehr schön! Aber der Türke ist zu dick; das muß der Neureuther ändern. Ein so dicker Türke schickt sich nicht für den Salon der Königin. Ich hab's Ihnen schon einmal gesagt.“

„Majestät, ich hab's ihm gleich ausgerichtet und er hat sich beeilt, den Türken so schlank wie möglich zu machen —“

„Ich sage, der Türke ist zu dick,“ wiederholt der König im Fortgehen.

Neureuther erfährt bei seiner Rückkehr, daß der Türke immer noch zu dick sei, und entschließt sich, ihn ganz wegzustreichen und durch einen zierlichen Mohrenpagen zu ersetzen.

Nach einigen Wochen kommt der König wieder, genau zu derselben Stunde wie früher und mit derselben Frage nach dem unglücklichen Neureuther, den er nie bei der Arbeit finden kann. Ueber den erfreulichen Fortschritt der Arbeit äußert sich indeß Se. Majestät sehr gnädig, findet aber den Türken immer noch zu dick. Vergebens bemüht sich Förster, auf das völlige Verschwinden des Türken und seinen Ersatz durch einen Mohrenknaben aufmerksam zu machen. Der König, als ob er nichts gehört hätte, verläßt den Salon der Königin mit den Worten: „Der Türke ist zu dick; sagen Sie das dem Neureuther!“ ...

Förster wußte diese und ähnliche Geschichten aus seinen Begegnungen mit König Ludwig meisterhaft zu erzählen und

er that es oft und gern, da er bei täuschend glücklicher Nachahmung des königlichen Geberdenspiels, Tonfalls und Ganges einer durchschlagenden Wirkung immer gewiß war. Zu der Zeit, da ich ihn kennen lernte, hatte er die Malerei schon wieder aufgegeben und war Kunstschriftsteller geworden. Für seine Leistungen auf diesem Gebiete wurde er von der Universität Tübingen durch den Doktortitel geehrt. Als Schwiegersohn von Jean Paul Friedrich Richter war er auch in hervorragender Weise an der Herausgabe von dessen Nachlaß und Briefwechsel betheiligt. Am bekanntesten ist er durch sein „Handbuch für Reisende in Italien" geworden, welches auch mich bald über die Alpen begleiten sollte, nachdem ich mich mit den Münchener Kunstschätzen nach Kräften vertraut gemacht hatte.

Um die Tagespolitik bekümmerte ich mich damals sehr wenig, indem ich mich begnügte, täglich die „Allgemeine Zeitung" zu lesen und wöchentlich ein- oder zweimal ins Museum zu gehen, um in den ausländischen Zeitungen zu blättern. Im Sommer und Herbst 1846 setzte der offene Brief Christians VIII. die Geister in Bewegung, indem er zeigte, was das kleine Dänemark dem großen Deutschland zu bieten wagte, während die Nachrichten aus Italien erfreulicher lauteten, wo der neue Papst, Pius IX., gleich nach Antritt seiner Herrschaft sich an die Spitze der italienischen Bewegung stellte und durch seine raschen Reformen Rom wieder zum politischen Mittelpunkte von ganz Italien machte. Der Jubel seines Volkes fand auch im deutschen Volke Widerhall; nur in den herrschenden Kreisen wußte man nicht, was anzufangen mit einem Papste, der sich durch Wort und That freisinniger zeigte als alle weltlichen Fürsten.

Kaum geringer war die Aufregung, welche die Wirren in der Schweiz erzeugten, wo der alte Kampf zwischen Kirche

und Staat, wie zwischen Jesuitismus und Radicalismus, zu neuem Ausbruch gekommen war und im wechselnden Erfolg der Parteien blutig forttobte, ohne Aussicht auf baldige Lösung zu bieten.

Alle diese Vorgänge täglich in ihren Einzelheiten zu verfolgen, ohne im geringsten hemmend oder fördernd darauf einwirken zu können, erschien mir als sündhafte Zeitverschwendung und ich ließ mich dadurch in meinen Studien und Arbeiten so wenig als möglich stören. Nur selten wurde meine Tagesordnung durch einen erfrischenden Ausflug nach dem Starnbergersee — wohin damals noch keine Eisenbahn führte — und in die Berge unterbrochen. Ab und zu fuhr ich auch auf einen Tag nach Augsburg, wo die Leiter der Cottaschen Blätter „Ausland" und „Allgemeine Zeitung" den Mittelpunkt des geistigen Lebens in der so stillen wie behäbigen Stadt bildeten, die damals keine öffentlichen Zerstreuungen bot, welche die Ruhe des Familienlebens beeinträchtigten. Da ging's auch auf den Sammelpunkten der Weltneuigkeiten so geräuschlos zu, daß die Geschäftsräume der Arbeiter am Webstuhle der Politik und Geschichte neben der Familienwohnung lagen, ohne die Ruhe derselben zu stören.

Der Hauptleiter der „Allgemeinen Zeitung", Dr. Gustav Kolb, war ein Mann von vielumfassender Bildung, gesundem Urtheil und feinen Umgangsformen, die bei ihm durchaus nichts Gemachtes hatten, sondern der natürliche Ausdruck wirklicher Herzensgüte und vornehmer Gesinnung waren. Die große Verantwortlichkeit, welche seine schwierige Stellung mit sich brachte, sowie die vielen Briefe, die er aus aller Herren Ländern empfing und immer selbst, wenn auch möglichst kurz, beantwortete, ließen ihn nicht zu eigenen größeren Arbeiten kommen, zumal er, glücklich verheirathet, die wenigen freien Stunden, deren er zu seiner Erholung bedurfte, am liebsten in seiner

Familie zubrachte. Die geschäftlichen Besuche, welche er in seinem Arbeitszimmer empfing, wurden immer kurz abgefertigt. Kamen aber gute Freunde, oder Fremde aus fernen Ländern, mit denen er sich eingehender zu unterhalten wünschte, so führte er sie zu seiner Frau, die sich so ganz in ihn hinein gelebt hatte, daß sie genau wußte, was ihm in jedem Falle zusagte. Der eine wurde gebeten, zu Tisch zu bleiben; der andere, das Ehepaar auf dem täglichen Nachmittagsspaziergange zu begleiten oder den Abend in der Familie zuzubringen.

Der Verkehr mit Kolb war schon dadurch anregend und lehrreich, daß er aus der Fülle der ihm zugehenden Schriftstücke mündlich mehr mittheilen konnte, als in den Spalten seines Weltblattes gedruckt erscheinen durfte. Im Verkehr mit seinen Besuchern, unter welchen sich auch höchst- und hochgestellte Personen befanden, machte er keinen Unterschied nach Rang und Titel, da er wohl wußte, daß solche Personen nur seiner wichtigen Stellung wegen zu ihm kamen, in welcher er sich völlig frei erhielt von allen Beeinflussungen, die ihm sonst selbst allerlei Auszeichnungen gebracht haben würden. Dagegen war er ein warmer Förderer aller jungen Talente, die ihm der Förderung werth erschienen.

Im Gegensatz zu dem geselligen Kolb führten seine beiden Kollegen, Dr. Altenhöfer und Dr. Mebold, ein paar grundgelehrte Männer, ein sehr zurückgezogenes Leben und fanden so, nach Erledigung ihrer die auswärtigen Angelegenheiten behandelnden Berufsarbeit, täglich noch geraume Zeit, ihre Lieblingsstudien zu verfolgen. Altenhöfer war der entschieden Bedeutendere von beiden, sowohl in Vielseitigkeit seines gründlichen Wissens als auch in glücklicher Anwendung desselben bei fesselnder Darstellungsgabe, verbunden mit scharfem Urtheil und feinem Geschmack. Ein Aufsatz aus seiner Feder in der Beilage der Allgemeinen Zeitung war immer ein Ereigniß, worüber

wochenlang gesprochen wurde. Seine Beurtheilung irgend eines neuen Aufsehen machenden Werks vermochte wesentlich dazu beizutragen, das Schicksal desselben zu entscheiden. Ab und zu drangen auch von ihm satirische Gedichte in die Oeffentlichkeit, die mir besser gefielen als die Satiren des Horaz und den meisten Lesern unwillkürlich im Gedächtniß hängen blieben. Doch über die Satire kam er nicht hinaus; zum Humor und zu rein lyrischem Ausklang fehlten ihm die warmen Herzenstöne. . . .

Außer den genannten Herren gab es auch jüngere Kräfte, die auf kürzere oder längere Zeit zum Stabe der Allgemeinen Zeitung gehörten und sich durch eigene Werke einen rühmlichen Namen gemacht haben. Ich nenne hier nur den weitgewanderten Naturforscher Dr. Moriz Wagner, den Verfasser des einst vielgelesenen Buchs „Halbrussisches“, Dr. Aurelio Buddeus, und zuletzt als den bedeutendsten von allen meinen heute noch lebenden und rüstig schaffenden alten Freund Dr. Heinrich Kruse, dessen markige poetische Begabung nichts von ihrer Fülle und Frische verloren hat durch die politischen Wirren und Stürme, welche er als Steuermann einer großen Zeitung lange Jahre hindurch zu bestehen gehabt. Von seiner behäbigen Villa in Bückeburg aus erfreut er noch alljährlich die Welt durch neue dramatische oder epische Dichtungen. . . .

Außer Kruse lebt von meinen Augsburger Bekannten aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre nur noch die geistvolle Frau von Binzer und ihre Nachkommenschaft, wovon ich damals nur zwei reizende Töchter kennen lernte, deren eine die jetzt verwittwete Generalin von Colomb ist. Die Familie von Binzer war nach einem längeren Aufenthalte in Venedig nach Augsburg zu mehrjährigem Aufenthalt gekommen, wo Dr. Kolb, ein alter Freund von Herrn von Binzer, mich bei ihr einführte. Der liebenswürdige Hausherr war derselbe

August Daniel von Binzer, der einst als begeisterter Burschenschafter in Jena das noch in allen Commersbüchern zu findende, berühmte Studentenlied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ gedichtet hatte. Er gab später im Verein mit seiner Gemahlin, einer geborenen kurländischen Freiin von Gerschau, verschiedene Bände Erzählungen pseudonym heraus, schrieb eine vortreffliche Monographie über Venedig und war ein fleißiger Mitarbeiter an der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Seine ungewöhnliche musikalische Begabung schien sich auf seine anmuthigen Töchter vererbt zu haben, welche mich durch ihren Gesang begeisterten. Zum Dank dafür trug ich einige im Orient entstandene kleine Lieder aus dem Gedächtniß vor, und das mag Veranlassung geworden sein, daß Frau von Binzer später, nach der Veröffentlichung meiner „Lieder des Mirza Schaffy“ die viel aufgeworfene Frage nach deren Ursprung zuerst zu richtiger Lösung brachte. Sie schrieb an ihren alten Freund, Freiherrn von Zedlitz, den Dichter der „Todtenkränze“ in Wien, bei dem damals berühmtesten deutschen Orientalisten, Freiherrn von Hammer-Purgstall, genaue Erkundigungen darüber einzuziehen, ob wirklich ein Dichter Namens Mirza Schaffy im Orient lebe oder gelebt habe. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, welche ihre Vermuthung bestätigte, daß der Ursprung dieser Lieder in mir allein zu suchen sei. Frau von Binzer hat später ihren ungemein inhaltreichen und fesselnden, durch viele Jahre sich hinziehenden Briefwechsel mit Freiherrn von Zedlitz veröffentlicht, und der eben erwähnte Brief desselben steht darin ausführlich abgedruckt, enthält aber über mich zu viel Schmeichelhaftes, als daß ich es hier wiederholen könnte. —

Frau von Binzer hat ihren Gemahl nun schon einundzwanzig Jahre überlebt, erfreut sich selbst aber, trotz ihres hohen Alters, noch voller geistiger Frische. . . .

In Augsburg lernte ich auch den Componisten Kücken kennen, der, von Paris kommend, sich einige Zeit in der alten, stillen Reichsstadt aufhielt und viel von sich reden machte. Ich nenne ihn hier nur als ein Beispiel der leichten Wandelbarkeit des Geschmacks. Kückens Lieder, heute fast verschollen, klangen mir damals überall ins Ohr, wohin ich kam. Welchen Werth auch Heinrich Heine darauf legte, war aus einem Briefe desselben zu ersehen, den der Componist in Augsburg erhielt und mir zu lesen gab. Der Brief begann, soweit ich mich erinnern kann, mit den Worten: „Lieber Kücken! Ich schicke Dir wieder zwölf frischgelegte Adlereier zum Ausbrüten."

Natürlich war ich nicht der einzige, der den Brief zu lesen bekam: in einer kleinen Gesellschaft bei Dr. Kolb ging er von Hand zu Hand und wurde Veranlassung, daß sich das Gespräch längere Zeit um Heine drehte, mit Rückblick auf seinen Aufenthalt in München, wo er, 1828, sein ganzes Streben darauf gerichtet hatte, eine Staatsanstellung dort zu erhalten, wobei er auf den großen Einfluß des damaligen Ministers Eduard von Schenk rechnete, der ihm sehr freundlich entgegengekommen war. Es ist das derselbe E. von Schenk, der auch als Bühnendichter ebenso gefeiert wurde, wie bald nach ihm Raupach. Allein seine ernstgemeinten Bemühungen, Heine eine Professur an der Universität zu verschaffen, scheiterten an dem unbeugsamen Widerstande des Königs Ludwig I., der damals ganz unter ultramontanen Einflüssen stand. Ich war der einzige in der Gesellschaft, der Heine nicht persönlich kannte; um so aufmerksamer folgte ich den Betrachtungen, welche die anderen darüber anstellten: was wohl aus ihm weiter geworden wäre, wenn er die gewünschte Professur in München erhalten hätte.

Im Gegensatz zu Kücken und den andern, welche meinten, Heine würde sich bei seinem ungebundenen Geiste überhaupt nicht lange in einer Stellung gehalten haben, die ihm bestimmte Pflichten auferlegte, äußerte sich Kolb, der ihn am längsten und besten kannte, dahin: er sei nicht blos überzeugt, daß sich der Dichter in der so sehnlich gewünschten Stellung bald zurechtgefunden, sondern auch alles daran gesetzt haben würde, sich darin zu behaupten.

Mir ist nicht der Wortlaut, sondern nur der Sinn der Kolbschen Ausführungen im Gedächtniß geblieben, welche, kurzgefaßt, besagten: daß Heine wohl im stande war, eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, hat er durch seine langjährige Verbindung mit der „Allgemeinen Zeitung“ bewiesen; die für diese geschriebenen Aufsätze aus Paris nahmen gewiß nicht weniger Zeit in Anspruch, als die Ausarbeitung von Kollegienheften. Er wußte so gut wie wir, daß er als Dichter schon in jungen Jahren durch das „Buch der Lieder“ sein Bestes gethan hatte und daß die geniale Eigenart seiner poetischen Begabung ihn wohl den besten Lyrikern ebenbürtig zur Seite stelle, aber für größere Schöpfungen nicht ausreiche und ihm auch die Mittel zu einem einigermaßen sorgenlosen Leben nicht bieten könne. Er hing ganz von der Großmuth seines reichen Hamburger Oheims Salomon Heine ab, der ihm höhere und nachhaltige Unterstützung nur unter der Bedingung zusicherte, daß der unstete Neffe sich zur Annahme einer festen, geachteten Stellung bequeme. Advocat in Hamburg zu werden, wie es der Oheim wünschte, hatte der Neffe keine Lust; es war ihm die unleidlichste Stadt der Welt. Seit er sich nach erlangter Doctorwürde (1825) in Heiligenstadt bei Göttingen hatte taufen lassen, um durch den Taufzettel „das Entréebillet zur europäischen Kultur“ zu erlangen, war sein ganzes Streben auf eine Anstellung im preußischen Staatsdienst gerichtet. Als

es in Preußen damit nicht glücken wollte, versuchte er's in Bayern, und erst nachdem auch hier jede Aussicht auf Erfolg geschwunden war, versank er mehr und mehr in einen Zustand unseliger Verbitterung, die ihn in Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt brachte. Er schämte sich aller Schritte, die er vergeblich gethan, um im Staate festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, und verfolgte mit grimmigem Haß diejenigen seiner Gönner, denen er irrthümlich das Mißlingen seiner Pläne zuschrieb. Er wurde unberechenbar in allem, was er that und schrieb. Empfindsame Klagen über die Ungunst des Schicksals waren nicht seine Sache: er ging gleich angriffsweise vor, wenn er sich von wirklichen oder eingebildeten Gegnern bedroht glaubte. Der liebe Gott selbst war nicht sicher vor ihm, den er ganz aus dem Himmel zu vertreiben suchte, da er's ihm auf Erden nicht zu Dank gemacht hatte. — So suchte Kolb die Auswüchse der Heineschen Muse — von welchen schon Keime genug im „Buch der Lieder" zu finden — und die unerfreulichen Wandlungen seines ganzen Wesens durch Gründe zu erklären, welche den andern nicht recht einleuchten wollten, aber auch nicht von ihnen widerlegt werden konnten. . . .

Im Sommer 1847 war ich mit dem Manuscript zu dem Werk über die „Völker des Kaukasus" so weit vorgerückt, daß es mich drängte, einen passenden Verleger dafür zu finden. Auf eine deshalb an Baron Cotta gerichtete Anfrage erhielt ich sofort eine freundlich zustimmende Antwort. Nur schien mir das gebotene Honorar nicht recht im Verhältniß zu der großen Auflage zu stehen, welche gedruckt werden sollte. Da jedoch in dem Briefe ausdrücklich bemerkt war, daß ein höheres Honorar nicht geboten werden könne, so blieb mir nichts übrig, als mich zu fügen, und ich hatte schon den Brief begonnen, der die Sache zum Abschluß bringen sollte, als der Major

von Passavant ins Zimmer trat, um mich zu einem Spazierritt abzuholen, was er öfter that und zwar auf die für mich bequemste Weise; denn da er wußte, daß ich wohl immer Lust zum Reiten, aber kein Pferd hatte, so stand immer in seinem Stalle eines für mich bereit, welches der Reitknecht, seinem Herrn folgend, bis vor meine Wohnung ritt, wo er dann abstieg, um mir Platz zu machen.

Diesmal hatte der Major noch ein besonderes Anliegen. Er erzählte mir von der Verheirathung seiner Nichte mit einem jungen Buchhändler, welcher den Varrentrappschen Verlag in Frankfurt a. M. übernommen habe und gern mein Werk darin erscheinen lassen möchte. Er erfuhr nun von meinen Verhandlungen mit Baron Cotta, fand dessen Angebot zu gering und rieth mir, wenigstens das Doppelte zu fordern: ginge man in Stuttgart nicht darauf ein, so würde man's in Frankfurt mit Freuden thun. Der junge Verleger habe durch seine Frau aus dem reichen Hause Passavant ein ansehnliches Vermögen ins Geschäft bekommen und sei also in der Lage, gute Bücher gut zu bezahlen und würdig auszustatten.

Da man in Stuttgart auf meine erhöhte Forderung nicht einging, so sagte ich mein Buch dem jungen Frankfurter Verleger zu, der dann selbst nach München kam, um sich über Umfang, Format und Ausstattung des Werks mit mir zu besprechen. Als er durch Major von Passavant erfuhr, daß ich meine kaukasischen Reiseeindrücke auch durch eine Menge mit dem Bleistift mehr hingeworfener als ausgeführter Skizzen festzuhalten gesucht, bat er mich, ihm eine Auswahl davon zur Illustrirung des Textes zu überlassen; sein Freund, der geniale Klimsch in Frankfurt, werde schon nachhelfen, die charakteristischen Bilder zu voller Wirkung zu bringen.

Ein befriedigender Vertrag kam bald zu stande, wonach der Druck gleich nach Ablieferung des Manuscripts beginnen

und das Honorar mir gleich nach Fertigstellung des Werks ausgezahlt werden sollte.

Der Verleger machte persönlich einen guten Eindruck, trug auch schon verschiedene Ordensbändchen im Knopfloch, gleichsam als fürstliche Bestätigung seiner geschäftlichen Thätigkeit. Bald nach seiner Heimkehr schickte er mir verschiedene Druckproben zur Auswahl und bat mich dringend, selbst nach Frankfurt zu kommen, um mich mit der Adelmannschen Druckerei wegen des Satzes und mit Meister Klimsch wegen der Bilder zu verständigen. Es sollte dann gleich unter meinen Augen mit dem Druck begonnen werden, dessen Dauer mir hinlängliche Zeit zur Vollendung des Werkes gewähren würde.

Die angeführten Gründe waren einleuchtend genug, um mich zu schleuniger Abreise zu bewegen. In Frankfurt gestaltete sich alles nach Wunsch; Meister Klimsch war bei meiner Ankunft schon mit der Ausführung eines Gruppenbildes nach meinen Skizzen beschäftigt, und seine Arbeit gefiel mir sehr. Die ersten Druckbogen entstanden unter meinen Augen, und Dr. Beurmann versprach, die Durchsicht der folgenden zu übernehmen. Nachdem so alle wichtigsten Einleitungen zur Herstellung des Werks getroffen waren, verließ ich Frankfurt wieder, um vor meiner Rückkehr nach München noch einen Abstecher über Cassel nach Escheberg zu machen, wo ich schon lange erwartet wurde, ohne den freundlichen Einladungen früher folgen zu können.

Schon im Schlußkapitel des ersten Bandes dieser Erinnerungen ist von Escheberg die Rede gewesen, doch es hat, seit dem Ausfluge, den ich von Frankfurt aus dahin machte, in meinem Leben eine so große Rolle gespielt, daß ich ihm ein besonderes, wenn auch nur kurzes Kapitel widmen muß.

III.

Escheberg.

Meine Bekanntschaft mit Karl Baron von der Malsburg, dem Erbherrn von Escheberg u. s. w., hatte sich, bald nach meiner Heimkehr aus dem Orient, bei zufälliger Begegnung an einer Wirthstafel in Hannover angesponnen, wohin ich hin und wieder zum Besuch des Theaters fuhr, wenn ein fesselndes Stück in Aussicht stand. Ich pflegte dann im British Hotel abzusteigen, welches sich damals eines besonderen Ansehns erfreute, hauptsächlich wohl deshalb, weil der Besitzer kein Wirth gewöhnlichen Schlages, sondern ein kriegserfahrener Major a. D. war, der sich nun schon lange in der Leitung seines großen Gasthofs ebenso tüchtig bewährte wie einst in der Führung eines Bataillons. Er war ein Charakter und wußte seinem ganzen Hauswesen ein anheimelnd charakteristisches Gepräge zu geben. Ueberall herrschte die musterhafteste Ordnung; nichts erinnerte an den Firniß und das lärmende Treiben anderer Hotels mit den aufdringlichen, freundlich grinsenden Kellnern, welche mehr die Uebervortheilung als die Bequemlichkeit der Gäste im Auge haben und sich für ein gutes Trinkgeld mit Vergnügen schlecht behandeln lassen. Mich hatte mein Oheim, ein alter Kriegskamerad des Majors, zuerst in das Hotel geführt, wohin ich immer gern zurückkehrte, weil es

weit behaglicher und doch nicht theurer war als die anderen Gasthöfe.

Diesmal hatte mich Molières Tartüffe nach Hannover gelockt, allein die Darstellung entsprach meinen Erwartungen nicht und stand in den Hauptpersonen weit hinter derjenigen zurück, welche ich auf der Heimreise in Dresden gesehen, wo wenigstens Maria Bayer-Bürck, die ich im Privatverkehr ebenso entzückend fand wie auf der Bühne, die Elmire in unübertrefflicher Weise spielte. In Hannover kamen weder Elmire noch Tartüffe zu rechter Wirkung.

Darüber entspann sich nun unter einigen Herren, welche der Vorstellung beigewohnt hatten, an der Wirthstafel eine lebhafte Unterhaltung, die erst aufhörte, als der Darsteller des Tartüffe eintrat, ein junger, gut aussehender und sehr gewandter Schauspieler, der — nach dem üblichen Ausdruck — an der Hofbühne „auf Engagement gastirte". Ich hatte ihn flüchtig bei Hermann Harrys kennen gelernt, dem feingebildeten Herausgeber der „Hannoverschen Morgenzeitung", eines schöngeistigen Unterhaltungsblattes, in welchem einige Gedichte und Reiseskizzen von mir erschienen waren. Er kam nun sofort auf mich zu mit der dringenden Bitte, ihm aufrichtig zu sagen, welchen Eindruck mir seine Darstellung des Tartüffe gemacht.

Ich ließ ihn erst neben mir Platz nehmen und bemerkte dann, daß mein Urtheil nicht schwer ins Gewicht fallen könne, da ich das Stück überhaupt nur zweimal gesehen, in Dresden und in Hannover, und beidemal in einer verwässerten Uebersetzung, welche den Schauspielern ihre Aufgabe sehr erschweren müsse, woher sich's denn wohl erkläre, daß das Lesen des Urtextes mir immer einen tieferen Eindruck gemacht als das deutsche Bühnenspiel. Doch ließe sich auch hier, nach meiner Meinung, in der Rolle des Tartüffe eine mächtigere Wirkung erzielen, wenn der Darsteller den Heuchler nicht gleich äußerlich

so stark erkennbar machen, nicht so zur Schau tragen wollte, wie ich's bisher gesehen. . . .

In dem hier kurz angedeuteten Sinne nahm ich die ganze Rolle des Tartüffe mit meinem mir zur Rechten sitzenden Nachbarn durch, während sich zur Linken ein ältlicher Herr von sehr einnehmendem Aeußern niedergelassen hatte, der, als eine Pause eintrat, in gewinnender Weise um freundliche Entschuldigung bat, Mithörer unserer Unterhaltung gewesen zu sein, ohne sich vorgestellt zu haben, was er bis dahin nur unterlassen, um nicht zu stören. Er nannte seinen Namen, der mir undeutlich ins Ohr fiel, und drückte sein Bedauern aus, zu spät in Hannover eingetroffen zu sein, um der Vorstellung des Tartüffe noch beiwohnen zu können, doch habe ihm unsere Unterhaltung darüber lebhaft eine französische Aufführung des Stücks ins Gedächtniß zurückgerufen, die er in Cassel erlebt zur Zeit, als die Herrschaft König Jéromes dort noch in Blüthe stand. Er begann nun von jener Aufführung und einer sich daran knüpfenden verfänglichen Hofgeschichte zu erzählen, gab aber seiner lang angelegten Erzählung einen kurzen Abschluß, als er bei einem Blick auf die Uhr bemerkte, daß Mitternacht längst vorüber war. —

Als ich am folgenden Morgen unten am Frühstückstische saß, während oben mein Zimmer in Ordnung gebracht wurde, setzte sich der Major lächelnd mir gegenüber und sagte, mein Tischnachbar von gestern Abend habe wohl über eine Stunde auf mich gewartet und sich auf das eifrigste nach mir erkundigt. „Nachdem ich ihm alles mitgetheilt, was ich von Ihnen weiß, habe ich ihm auch die Nummern der „Hannoverschen Morgenzeitung", worin Ihr „Ritt durch das Paschalik Achaltzich" abgedruckt steht, mit auf sein Zimmer geben und versprechen müssen, ihn gleich zu benachrichtigen, wenn Sie zum Frühstück kommen."

Ich begann nun meinerseits mich nach dem alten Herrn zu erkundigen, hatte aber kaum erfahren, daß er Karl Otto Baron von der Malsburg heiße, ein reicher Gutsbesitzer aus Hessen und ein liebenswürdiger Sonderling sei, der von seinen verschiedenen Bekannten in Hannover, wo er von Zeit zu Zeit auftauche, um bald wieder zu verschwinden, sehr verschieden beurtheilt werde, — als er selbst erschien, mich wie einen alten, lange nicht gesehenen Bekannten begrüßte und neben mir Platz nahm.

Er drückte meine Hand so warm und sah mich mit seinen großen, himmelblauen Augen so treuherzig dabei an, daß es keiner begleitenden Worte bedurft hätte, um mir seine Freude über unsere Begegnung zu offenbaren. So nahm es mich denn auch nicht Wunder, daß er mir im Laufe unserer Unterhaltung Mittheilungen so vertraulicher Art machte, als ob er das Bedürfniß fühlte, sein ganzes Herz vor mir auszuschütten in der festen Ueberzeugung, bei mir das richtige Verständniß dafür zu finden.

In anschaulichem Ueberblick gab er mir zunächst gleichsam das Inhaltsverzeichniß der wichtigsten Abschnitte seiner Lebensgeschichte, um diese selbst dann in ausführlichem Vortrage folgen zu lassen. Er wußte überaus fesselnd und lebendig zu erzählen, allein je mehr er ins Feuer kam, desto besorgter wurde ich, meinen Zug zu versäumen, da ich, festen Verabredungen gemäß, schon vormittags wieder fort mußte. Seinem scharfen Auge entging meine wachsende Unruhe nicht, und als er nun erfuhr, daß bis zum Abgange meines Zuges nur noch eine halbe Stunde Zeit bleibe, schien ihm das sehr leid zu thun. Er begleitete mich auf den Bahnhof und lud mich auf das herzlichste ein, ihn bald einmal in Escheberg zu besuchen, wo es mir gewiß gefallen werde, da auf seinem Gute alles auf das bequemste für liebe Gäste eingerichtet sei, und

wenn er auch selbst geistig nicht viel bieten könne, so besitze er doch eine von seinem verstorbenen Bruder gegründete reichhaltige Bibliothek, die schon manchen Gelehrten und Poeten verlockt, unter seinem Dache längeren Aufenthalt zu nehmen. Emanuel Geibel habe nach seiner Heimkehr von Griechenland ein ganzes Jahr hindurch bei ihm gewohnt und in Escheberg viele seiner besten Gedichte geschrieben. Diesem guten Beispiele möge ich folgen und möglichst bald kommen.

Ich gab ihm lächelnd zur Antwort, daß ich nicht in der glücklichen Lage sei, wie Emanuel Geibel ganz der Poesie leben zu können, sondern vor allem ein größeres Werk in Prosa vollenden müsse, das noch jahrelange Studien und Arbeiten erfordere. Aber sobald ich mich einmal eine Woche frei machen könne, werde ich seiner freundlichen Einladung nach Escheberg folgen.

Der mündlichen Einladung folgten im Laufe des Winters wiederholt schriftliche und ich richtete mich so ein, daß ich bei meiner Uebersiedelung nach München im Frühling 1846 über Cassel meinen ersten Besuch in dem nur wenige Stunden davon entfernt liegenden Escheberg machen konnte, wo ich so herzlich empfangen wurde, daß ich mich gleich vom ersten Tage an heimisch in dem alten Herrenhause fühlte, welches in keiner Weise durch Prunk blendete, aber in seiner ganzen Einrichtung und Ausschmückung den wohlthuenden Eindruck guten Geschmacks und fesselnder Behaglichkeit machte.

Ich war gerade zur Mittagsstunde angekommen, wo nach der Hausordnung das Gabelfrühstück die Familie des seit Jahren verwittweten Barons im Speisesaale versammelte, welche damals aus zwei Töchtern und drei Söhnen bestand. Dazu kamen noch, außer Freifräulein Adelheid von Baumbach, einer nahen Verwandten des Hauses und Freundin der älteren, von Geibel vielbesungenen, anmuthigen Tochter Henriette, der

Erzieher der Söhne, Dr. Lyncker, und die Oberleiterin des Hauswesens, Frau Dr. Müller, eine, trotz ihrer schon zahlreichen Jahre, noch sehr muntere und rüstige Dame.

Gleich nach dem Frühstück, dessen Dauer mir hinlänglich Gelegenheit bot, die Tischgenossen kennen zu lernen, führte mich der freundliche Hausherr in die, den größten Theil des obersten Stocks einnehmende, überraschend reiche und wohlgeordnete Bibliothek, um mir zu zeigen, daß sich in seinem Hause nicht nur gut wohnen, sondern auch gut studiren lasse. Alles dazu nöthige gelehrte Rüstzeug war dort in Fülle vorhanden, nicht blos für klassische Philologen, Romanisten und Germanisten, sondern auch für Geschichtsforscher und Liebhaber der schönen Litteratur. Die besten Dichter und Schriftsteller aller europäischen Kulturvölker fanden sich in den besten Originalausgaben hier beisammen, während die Geistesschätze der orientalischen und slavischen Völker nur durch Uebersetzungen vertreten waren, was mir Veranlassung gab, meinem Gastfreunde lächelnd zu bemerken: ich hätte noch keine andere so reichhaltige Privatbibliothek gefunden wie diese und doch fehlten gerade diejenigen Bücher darin, welche ich zu meinen Arbeiten für die nächste Zeit am dringendsten brauchte.

Der Baron drückte mir seine Freude darüber aus, auf diese Lücke hingewiesen zu werden, da sich ihm nun die beste Veranlassung biete, sie auszufüllen, denn es sei sein größter Ehrgeiz, die Bibliothek zu vervollständigen und auf der Höhe der Zeit zu erhalten, wozu ihm seine gelehrten Freunde behilflich sein müßten, da er selbst von diesen Dingen wenig verstehe. Ich brauchte also die gewünschten Werke nur aufzuschreiben und sie würden sofort beschafft werden.

Ich erwiderte ihm, daß ich die Sache nur scherzhaft gemeint habe, da in München, wohin mein Weg mich führe, alles zu finden sei, was ich brauche, und die Beschaffung werth-

voller orientalischer Werke, welche zumeist aus kostbaren Manuscripten beständen, nicht so leicht zu ermöglichen sei wie der Ankauf von Büchern, die man aus jeder Buchhandlung beziehen könne.

Allein er beruhigte sich dabei nicht; ich mußte mit ihm an einem der nächsten Tage nach Cassel fahren, um auf der Staatsbibliothek nachzuforschen, ob dort nicht Förderliches für meine Studien zu finden sei. Der Ausflug war nicht ganz vergebens: ich fand mit Hilfe des liebenswürdigen Oberbibliothekars Bernhardy die „Extraits des Manuscrits du Roi“ von Sylvestre de Sacy, und wir nahmen gleich einen Band davon mit, welcher wichtige Beiträge zur Geschichte des Sufismus enthielt. Dann benutzte der Baron die Gelegenheit, mich mit seinen Verwandten in Cassel bekannt zu machen, von welchen einer in der westfälischen Zeit eine große Rolle gespielt und vom König Jérome den Grafentitel erhalten hatte, ohne jedoch nach dessen Abzug denselben weiter zu führen.

Auf der Rückfahrt nach Escheberg kam der Baron auch dazu, mir den Schluß seiner in Hannover begonnenen Lebensgeschichte zu erzählen, deren Inhalt hier natürlich nur kurz angedeutet werden kann.

Karl von der Malsburg war der jüngere Sohn eines hessischen Stabsoffiziers, dessen häufig wechselndes Garnisonleben ihm eine regelrechte Erziehung seiner beiden Söhne sehr erschwerte. Den älteren, Ernst, nahm der Bruder des Vaters, der begüterte und einflußreiche Staatsminister von der Malsburg, zu sich, um ihn zum Diplomaten ausbilden zu lassen; der jüngere, Karl, sollte dem Berufe seines Vaters folgen, kam nach der Flucht des Kurfürsten an den Hof Jéromes als Page und wurde von dem jungen Königspaar zwar sehr huldvoll behandelt, fand aber in seiner Stellung wenig Gelegenheit, sich weiter auszubilden. Er machte später als Rittmeister den

unheilvollen Zug Napoleons nach Rußland mit, wurde in der Schlacht von Borodino schwer verwundet und gelangte unter großen Drangsalen in die Heimath zurück, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebte, bis (1824) sein Bruder Ernst starb, der nach dem Tode des Ministers von der Malsburg dessen Erbe geworden war und nun seinen jüngeren Bruder Karl zum Erben hatte. So kam dieser in den Besitz von Escheberg und der dazu gehörigen Güter, nachdem er schon längere Zeit seinen Bruder dort vertreten, der als kurhessischer Gesandter am sächsischen Hofe lebte und nur seine Urlaubszeit im heimischen Herrenhause zubringen konnte. Schon 1806 war er als Legationssecretär nach München, ein paar Jahre später als Geschäftsträger seiner Regierung nach Wien gekommen und hatte neben seinen diplomatischen Geschäften immer noch Zeit zu eingehenden Sprachstudien und litterarischen Arbeiten gefunden. Seine Stellung erleichterte ihm überall die Anknüpfung mit bedeutenden Persönlichkeiten und seine Mittel gestatteten ihm, die schon früh planvoll angelegte Büchersammlung fortwährend zu vermehren. Seine glücklichsten Jahre verlebte er in Dresden im Umgange mit Tieck, Löben und Graf Kalkreuth, und dort sind auch die Hauptfrüchte seiner schriftstellerischen Thätigkeit gereift: die Uebersetzung der Dramen Calderons (6 Bde. 1819—25) und die freie Nachdichtung einiger Schauspiele von Lope de Vega, unter dem Titel „Stern, Scepter, Blume" (1824).

Zu jener Zeit machten poetische Aneignungen aus fremden Litteraturen mehr Aufsehn, als heutzutage der Fall ist, wo jeder Tag etwas Neues der Art bringt, und Ernst von der Malsburg erwarb sich sowohl durch seine Uebersetzungen wie durch eigene Gedichte einen viel gerühmten Namen; selbst Goethe sprach sich über seine Arbeiten sehr anerkennend aus.

Karl von der Malsburg war oft bei seinem älteren Bruder zu Gast und wuchs so gleichsam in dessen Freundeskreis hinein, mit welchem er dann auch später in Verbindung blieb. Durch seine Vermählung mit einer hochgebildeten und anmuthigen Holsteinerin, Freifräulein von Heintze, kam neues Leben nach Escheberg und erblühte dort eine Gastfreundschaft, wie dergleichen auf keinem anderen Edelsitze weit und breit zu finden war. Als er das Unglück hatte, seine innig geliebte Frau zu verlieren, zog deren Mutter nach Escheberg, um die Erziehung der noch unerwachsenen Kinder zu überwachen. Allein auch ihr waren nur noch wenig Lebensjahre beschieden. Doch der Geist dieser beiden edlen Frauen lebte fort in der Familie und waltete über allem, was im Hause geschah.

Je vereinsamter der trauernde Wittwer sich fühlte, desto mehr ward's ihm zum Bedürfniß, Gäste bei sich zu sehen, die ihn verstanden; denn er war ein so eigenartiges Gebilde der Natur und der Umstände, daß er nur in seinem eigenen Heim recht verstanden werden konnte. Wenn er auf Reisen Zerstreuung suchte, kam er leicht in Gefahr, falsch beurtheilt zu werden, weil sein lebhafter Geist es ihm unmöglich machte, während der Fahrt oder an der Wirthstafel lange stumm zu sitzen, und ihm dann bei seinen Versuchen, eine Unterhaltung anzuknüpfen, zuweilen unwillkürlich Bemerkungen entschlüpften, die zu Mißdeutungen Anlaß gaben.

Er hatte einen gesunden Mutterwitz, der einem guten Herzen entsprang und sich oft bis zum Humor steigerte, aber nur auf seinem eigenen Grund und Boden zu voller Geltung kommen konnte. Hier ein kleines Beispiel: In Berlin lebte ein entfernter Verwandter des Hauses, ein steinalter, menschenscheuer Junggesell, dem der verstorbene Minister von der Malsburg schon vor einem halben Jahrhundert eine Leibrente zu-

gesichert hatte, welche der Neffe, als Erbe von Escheberg, nun fortbezahlen mußte. Dieser beschäftigte fortwährend eine Menge Arbeiter mit Ausbesserung alter verfahrener Wege und Ausbau einer neuen, gepflasterten Landstraße, welche Escheberg mit dem unfern davon gelegenen Städtchen Zierenberg verbinden sollte. Er selbst führte die Aufsicht über die Arbeiten und brachte so regelmäßig mehrere Stunden des Vormittags im Freien zu. Eines Morgens kommt der krummbeinige Postbote von Zierenberg hergeschritten und zieht aus seiner Hängetasche außer den neuesten Zeitungen auch einen großen, schwarzgeränderten Brief, welchen er mit Leichenbittermiene dem Baron überreicht, der ihn hastig erbricht und die Trauerbotschaft darin findet: daß es dem Allmächtigen in seinem unerforschlichen Rathschluß gefallen habe, den hochwohlgeborenen A. Freiherrn von X. kurz nach vollendetem fünfundneunzigsten Lebensjahre aus dieser Welt der Leiden zu einem besseren Leben abzurufen.

Der verdutzte Briefbote, der schon manchen Geldbrief an den alten Onkel besorgt hatte, erhielt nun für die Trauerkunde von dessen Hinscheiden einen Thaler, um sein Andenken zu feiern.

Die Arbeiter wurden angewiesen, bis ein Uhr fleißig bei der Arbeit zu bleiben, dann sollte auch jeder von ihnen auf der Rentei einen Thaler ausgezahlt bekommen, um das Andenken des alten Onkels zu feiern.

Als im Laufe des Nachmittags der Baron wieder auf der Heerstraße erschien, kam ihm eine ganze Schaar von Weibern entgegen, und auf seine Frage nach ihrem Begehr trat eine beherzte Frau vor mit den Worten: „Gnä'er Herr, mer ha'n gehört, daß Sie heute de Mannslüde tractirt ha'n, un mer möchten Sie schön gebeten ha'n, uns auch zu tractiren."

Er erwiederte: „Packt Euch nach Haus, Ihr närrisches

Weibervolk! Die Mannsleute hab' ich tractirt, weil ein alter Onkel gestorben ist; sobald eine alte Tante stirbt, kommt Ihr an die Reihe."

„Ach so!" sagte die Rednerin und zog mit den übrigen wieder ab.

* * *

Es fiel mir auf, daß der Baron fast immer „Herr Kammerherr" angeredet wurde. Er erklärte mir, daß dies geschehe, um ihn von den vielen anderen Malsburgs zu unterscheiden, welche im Staats-, Hof- und Heerdienst standen. Der Kurfürst hätte ihn schon vor vielen Jahren zum Kammerherrn ernannt, was ihn verpflichtete, hin und wieder bei Hof zu erscheinen. In Körperlänge blieb er weit hinter seinen hochgewachsenen Verwandten zurück, aber in Schulterbreite und behäbiger Leibesfülle übertraf er sie alle und in seinem Kammerherrnfrack sah er stattlich genug aus. Er ließ sich öfter einen neuen anfertigen, als nöthig war, weil er mit den abgelegten Fracks ein eigenes Spiel trieb, indem er einen alten, treuen Diener des Hauses, Namens Fülling, damit bekleidete, dessen schmächtige Figur sich in der weiten Umhüllung so wunderlich ausnahm, daß man bei seinem Anblick Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken.

Dieser alte, klapperdürre Fülling war von seinem Herrn scherzhafter Weise zum „Wegbauinspector" ernannt worden, und der Frack, der gleichsam als ein Ableger der Kammerherrnwürde seine Schultern umschlotterte, erhöhte sein Selbstgefühl nicht minder als sein Ansehn in den Augen der Arbeiter.

Kein Tag verging ohne komische Zwischenfälle. Eines Morgens kommt der sehr schmucke Kammerdiener Philipp zu mir auf die Bibliothek, wo ich die Vormittagsstunden zuzu-

bringen pflegte, und fragt mich, ob ich nichts zur Post zu besorgen habe: er müsse gleich in Familienangelegenheiten nach Zierenberg.

„Sind Sie schon verheirathet?“

„Ja; ein bischen!“

„Wie so ein bischen?“

„Nun, weil ich nicht immer bei meiner Frau sein kann, die in Zierenberg ein Geschäft hat, wohin ich nur zuweilen auf Urlaub komme. ...“

Die Originale schienen in Escheberg auf den Bäumen zu wachsen, aber das größte von allen war der einzige Sohn der das Hauswesen leitenden Frau Dr. Müller, den der Baron als Pflegesohn angenommen und ganz seinen Anlagen und eigenen Wünschen gemäß hatte ausbilden lassen. Er zeigte schon früh entschiedene Neigung und Anlage zur Bildhauerkunst und trieb mit Vorliebe die darauf vorbereitenden Studien. Ueber seine anatomischen Kenntnisse lagen aus Göttingen und München die glänzendsten Zeugnisse vor. Ebenso war er gründlich bewandert in der nordischen Sagenwelt, deren Götter und Helden durch den Meißel neu ins Leben zu rufen er als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete. Als ein Schüler Henschels hatte er diesen Meister nach Italien begleitet und sich dort in der Ueberzeugung bestärkt, daß durch Nachahmungen der Meisterwerke des Alterthums nichts Großes mehr zu erreichen sei. Nach seiner Rückkehr von Rom begann er dann in dem sogenannten Treibhauserker, wo der Kammerherr ihm ein großes Atelier hatte herrichten lassen, eine Menge Cartons aus der nordischen Sage und Geschichte zu entwerfen, die in Marmor ausgeführt werden sollten, sobald sich kunstsinnige und reiche Liebhaber zu Bestellungen begeistern ließen. Da es ihm jedoch zu seinen Göttern und Helden Nordens an passenden Modellen fehlte — der alte Förster war ein

Mann von gewaltigem Wuchs, aber von zu schwammigem Leibesumfang, und sein stämmiger Sohn, der bei Paradefahrten mit Federbusch und Schwert hoch auf dem Bocke saß und bei Festgelagen mit aufwarten half, hielt es unter seiner Würde, als Modell zu dienen — so kam der junge Künstler auf den Gedanken, die Vorbilder seiner Schöpfungen in sich selbst zu suchen, durch athletische Uebungen die Ausbildung seiner Körperkräfte dergestalt zu erhöhen, daß ihn niemand darin erreichen könne. Er kletterte auf die höchsten und dicksten Bäume mit der Geschwindigkeit einer Katze, übersprang die breitesten Gräben, setzte über den Rücken eines Pferdes hinweg wie ein Circusspringer, schleuderte große Steinblöcke, die kein anderer Mensch heben konnte, weit vor sich hin und begann seine Kraftproben schon am frühen Morgen durch Aufhebung eines Steinblocks, der vor seinem Bette so lange lag, bis er den Fußboden eindrückte durch die Gewalt seines Gewichts.

Zu solchen Uebungen erwiesen sich natürlich die beengenden Trachten, wie sie die Mode vorschrieb, völlig untauglich; er schuf sich deshalb eine eigene Tracht, die seinen Bewegungen den weitesten Spielraum ließ und auch völlig zu seiner übrigen ungebundenen Lebensweise paßte, welche er für die allein richtige und menschenwürdige hielt. Danach nahm er nie theil an der Familientafel, nicht blos weil die Kleiderordnung sein Erscheinen dabei unmöglich machte, sondern mehr noch weil er alle Kochkunst für naturwidrigen Fleischverderb hielt, der durch Zusatz von Gewürzen nur vermehrt werde, das Blut verderbe und allerlei Krankheiten erzeuge. Er selbst nährte sich von rohem Fleisch, welches er eigenhändig so lange zerhackte, bis er Knödel daraus bilden konnte, die er Urknödel nannte und von deren Genuß er seine fabelhafte Leibeskraft

herleitete, die ihm alle anderen Menschen als verzärtelte Weichlinge erscheinen ließ.

Durchaus naturgemäß, oder wie er es nannte: urwüchsig zu leben und zu schaffen und überall auf ureigenem Wege zu wandeln, war sein höchster Stolz; alle noch so begründeten Einreden dagegen erwiesen sich fruchtlos, während es ihm ganz angenehm ins Ohr klang, in Escheberg immer Urmüller genannt zu werden.

Abgesehen von seinen sich immer schrullenhafter gestaltenden Eigenheiten, die seine Mutter und den väterlich für ihn sorgenden Kammerherrn mit schweren Sorgen für seine Zukunft erfüllten, war Urmüller ein prächtiger Kerl, mit dem sich's gut plaudern ließ, besonders wenn man ihn in seiner Werkstatt aufsuchte, wo ich ihn, bei meinem ersten Eintritt, mit der Ausführung seines Cartons: „Harald Harfagar in der Bravalla-Schlacht" beschäftigt fand. Es war alles noch zu unfertig, um ein Urtheil zu gestatten, aber ich hatte vorher ein paar Büsten von ihm gesehen, die mir einen sehr guten Eindruck gemacht, so daß ich ihm Freundliches darüber sagen konnte. Indeß schien er auf seine früheren Arbeiten wie auf einen überwundenen Standpunkt zurückzublicken; alles Große war erst in Vorbereitung; was daraus geworden, konnte ich erst sieben Jahre später, bei meiner Berufung nach München, erfahren, wo ich ihn wieder traf. Es wird davon an geeigneter Stelle weiter die Rede sein.

Während meiner Anwesenheit in Escheberg fand Urmüller wenig Zeit zu ernster Arbeit, da seine Kraftübungen ihn täglich ein paar Stunden in Anspruch nahmen und er sich auch eifrig an den Vorbereitungen betheiligte, welche der Baron traf, um ein kleines Theater, auf welchem seit Geibels Fortgang nicht mehr gespielt worden war, neu herzurichten.

Das Herrenhaus mit seinem langgestreckten Nebengebäude

beherrschte nach vorn einen sehr weit ausgedehnten Rasenplatz, getheilt durch eine herrliche Kastanienallee. Diese führte zu der mit moderner Eleganz gebauten, verdeckten Kegelbahn und einem kleinen, damit zusammenhängenden Theater, an dessen Erweiterung und Ausstattung eifrig gearbeitet wurde, um noch vor meiner Abreise eine Aufführung zu ermöglichen. Aus Cassel war zu dem Zweck ein alter, sehr geschickter Decorationsmaler italienischer Herkunft beschieden, um unter Urmüllers Beihilfe neue Coulissen herzustellen und alte aufzufrischen.

Zunächst wurden probeweise ein paar kleine, leicht in Scene zu setzende Stücke gegeben: Kotzebues Rosen des Herrn von Malesherbe und Körners Nachtwächter, deren Aufführung zu allgemeiner Befriedigung verlief, so daß bald zu größeren Aufgaben geschritten werden konnte, wie Goethes Geschwister und Tasso. In französischer Sprache sollten dann Les femmes savantes von Molière folgen.

An eifrigen und zum Theil auch talentvollen Mitspielern von benachbarten Gütern fehlte es so wenig wie an dankbaren Zuschauern, die zum großen Theil aus Diplomaten bestanden.

Die alte, biedere Residenzstadt Cassel wurde damals noch durch stehende Gesandtschaften aus vieler Herren Ländern belebt, unter welchen der Vertreter Oesterreichs, Graf Hartig, die vornehmste Rolle spielte. Dieser kam mit seiner jungen, so anmuthigen wie lebenslustigen Gemahlin regelmäßig zu den Bühnenspielen nach Escheberg und auch die anderen Diplomaten ließen sich gern dahin einladen.

* * *

Mein zweiter Besuch in Escheberg (wovon schon in Bd. I meiner „Erinnerungen" die Rede gewesen) konnte nur dienen, die guten Eindrücke des ersten zu mehren und zu vertiefen.

Von der größten und nachhaltigsten Bedeutung aber sollte für mich der Abstecher werden, den ich von Frankfurt aus nach dem gastlichen Gute machte, das von den herrlichen Eschenwäldern, die es umgeben, seinen Namen hat. Da ich zur Vollendung meines Buchs noch vieles ins Reine zu bringen hatte, bevor ich meine Reise nach Italien antreten konnte, wohin mich's mächtig zog, so gedachte ich nur kurze Zeit in Escheberg zu verweilen, fand jedoch bald, daß ich infolge unerwarteter Beihilfe mit meiner Arbeit dort rascher vorwärts kam, als anderswo möglich gewesen wäre. Zwei junge Damen halfen mir beim Schreiben mit einem so verständnißvollen Eifer, daß immer in Einem Vormittage so viel fertig wurde, als sonst die dreifache Zeit in Anspruch genommen hätte. Dafür konnte ich dann nachmittags freier aufathmen und mich mehr an den theatralischen Bestrebungen der kunstsinnigen Gesellschaft betheiligen, die bald neubelebenden Zuwachs erhalten sollte.

Im Frühsommer hatte der Baron mit seiner Tochter einen Ausflug nach Fulda gemacht, um einige alte Bekannte zu besuchen, durch welche er sich dann länger festhalten ließ, als ursprünglich in seiner Absicht lag.

Zu jener Zeit war die alte Bischofsstadt noch nicht durch Schienenstränge mit der Außenwelt verbunden und bot nicht, wie heute, eine Station, wo eine Minute angehalten wird, sondern war ein wirklicher Anhalts- und Ruhepunkt für Reisende, die, gleichviel ob sie von Cassel oder Frankfurt kamen, in den alten Thurn und Taxisschen Postkasten einen ganzen Tag brauchten, um hinzugelangen. Es herrschte damals in Fulda ein regeres geistiges Leben als heute, weil die Schwierigkeit des Verkehrs nach außen die Leute mehr auf sich selbst anwies und die confessionellen Unterschiede den Verkehr der gebildeten Gesellschaft in keiner Weise störten. Der

so gelehrte wie weltgewandte und liebenswürdige alte Bischof Pfaff stand bei Katholiken und Protestanten in gleich hohem Ansehn, weil er kein Pfaff war, sondern nur so hieß und als guter Hirt seine katholische Heerde weidete, ohne Andersgläubigen ins Gehege zu kommen. Er trug sehr zur Belebung der Geselligkeit bei, gab Diners, zu welchen ebensowohl Protestanten wie Katholiken geladen wurden, und verkehrte auch gern in dem fürstlich Wallersteinschen protestantischen Damenstift, welches in Fulda den Mittelpunkt der feineren Gesellschaft bildete und gleichsam die Rolle eines kleinen Hofes spielte. Die Aebtissin, Baronin von Gilsa, war eine hochgebildete Dame, welche, selbst sehr geselliger Natur, auch den Insassen des Stiftes, aus Sprößlingen der edelsten deutschen Geschlechter bestehend, das Leben möglichst angenehm zu gestalten suchte.

Diesen beiden leitenden Persönlichkeiten, dem katholischen Bischof und der evangelischen Aebtissin, hatte nun zunächst der Besuch des Barons gegolten, der ihm so nachhaltig erfreuliche Eindrücke hinterlassen, daß er oft darauf zurückkam. Mit besonderer Freude erzählte er von einer größeren, durch musikalische Vorträge gewürzten Abendgesellschaft im Stift, wo eine junge liebliche Blondine — die Tochter des damaligen Oberstlieutenants Osterwald, der einige Zeit später als Oberst des Leibregiments nach Cassel versetzt wurde — durch ihren zaubervollen Gesang alles begeistert und sich ihm wie seiner Tochter geradezu ins Herz gesungen habe. Diese kleine Nachtigall, wie er sie nannte, auf längeren Besuch in Escheberg zu haben, war nun sein sehnlichster Wunsch, der sich jedoch nicht gleich erfüllen ließ. Inzwischen blieben die jungen Damen in brieflichem Verkehr, der sich immer freundschaftlicher gestaltete, und endlich kam die kleine Nachtigall selbst nach Escheberg geflogen, wo sie im Fluge alle Herzen gewann. Auch

ich konnte mich dem Zauber ihrer lieblichen Erscheinung und maifrischen Stimme nicht entziehen, wie ernst ich auch dagegen ankämpfte, nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande, welcher mir sagte, daß, wenn ich mich hier binden ließe, ich fürs Leben gebunden sein würde. Der Eindruck ging mir zu tief, um leicht überwunden werden zu können, und da ich Grund hatte, Gegenseitigkeit der Gefühle zu vermuthen, so würde ich mich in unserm Falle nicht lange besonnen haben, einen Bund fürs Leben zu schließen, wenn ich ein vermögender Mann gewesen wäre. Da dies aber nicht der Fall war, so stand schon seit Jahren in mir der Entschluß fest, frei zu bleiben, um ganz meinem Schaffen leben zu können und die Sorgen des Lebens, an die ich schon hinlänglich gewöhnt war, für mich allein zu tragen. Es hatte mir, seit ich diesen Entschluß gefaßt, an Gelegenheiten nicht gefehlt, eine sogenannte gute Partie zu machen, wodurch ich dann ohne weiteres aller gemeinen Sorge überhoben gewesen wäre, allein ich habe es niemals bereut, diesen weltklugen Schritt nicht gethan zu haben.

In Escheberg hatte ich nun, um nicht plötzlich ganz verändert zu erscheinen, schwerere innere Kämpfe durchzumachen, als sich hier schildern lassen. Meine Arbeiten auf der Bibliothek während der Vormittagsstunden durften nicht unterbrochen werden; bei den zwei täglichen Mahlzeiten war die Unterhaltung immer möglichst unbefangen; in den Zwischenstunden wurden gemeinsame Wanderungen durch die Wälder unternommen oder neue Rollen für das Haustheater einstudirt; am Abend gab's Proben zu den Vorstellungen, in welchen ich fortan immer mitwirkte. Da konnte dann manches zu wirksamem Ausdruck gelangen, was sich zu sonstiger Mittheilung nicht eignete. Als die gelungenste Vorstellung wurden „Die Geschwister" von Goethe gerühmt, worin ich „Wilhelm" und die kleine Nachtigall „Marianne" spielte.

Als dann endlich der Tag kam, wo ich nach München zurückkehren mußte, um meine Vorbereitungen für die italienische Reise zu treffen, versprach ich meinen Escheberger Freundinnen, wozu nun auch die kleine Nachtigall gehörte, so oft als möglich zu schreiben, und sie versprachen, meine Briefe immer pünktlich zu beantworten.

Zum Abschied schrieb ich auf ein Blatt:

Nie kann ich rückwärts schauen, als
Um weiter meinen Schritt zu lenken,
Und nirgends Hütten bauen, als
In guter Menschen Angedenken.

Doch dieses ist mein Trost geblieben
Und Balsam für der Trennung Schmerzen:
Aus manchem Ort ward ich vertrieben,
Doch nie aus meiner Freunde Herzen.

IV.

Reise nach Italien durch die Schweiz. Der Sonderbundskrieg und seine Helden. Aufenthalt in Mailand mit allerlei interessanten Begegnungen und Erlebnissen.

Es sah wundersam in der Welt aus, als ich im Herbste des Jahres 1847 zum ersten Male über die Alpen zog. Die durch Pius IX., gleich nach seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl, eingeleitete Bewegung hatte alle Berechnungen der zünftigen Diplomaten und Staatslenker gekreuzt und ihnen neue Aufgaben gestellt, denen sie sich nicht gewachsen zeigten und so völlig rathlos gegenüber standen, daß sie zum Spotte der Völker wurden, deren Führer sie bis dahin gewesen.

Ein Papst, der sich an die Spitze des Fortschrittes stellte und aus eigenem Antriebe seinem Volke Freiheiten gewährte, welche ihren Völkern zu versagen andere Herrscher für die höchste Aufgabe der Staatskunst hielten; ein Nachfolger Petri, der sein Hirtenamt damit begann, ein Erlöser von den schlimmsten Uebeln zu werden, welche geistliche und weltliche Zwangsherrschaft seit Jahrhunderten über das heilige römische Reich gebracht hatten; ein Hoherpriester, der sich nicht darauf beschränkte, bei feierlichen Gelegenheiten das Hochamt zu halten und die üblichen Segensworte zu sprechen, sondern dem es heiliger Ernst mit seinen nach allen Richtungen tief eingreifenden Bestrebungen zu sein schien, auch wirkliche Segenswerke zu thun, und durch liebevolles Eingehen auf die

Wünsche und Bedürfnisse des Volkes dessen Lasten zu mindern und sein Gedeihen zu fördern: ein solcher Papst, der es in echt christlichem Sinne als seine Aufgabe betrachtete, ein neues Reich des Segens zu gründen, mußte anderen Machthabern, die sich eben wegen ihres starren Festhaltens am Alten für alleinige Träger göttlicher und menschlicher Ordnung hielten, als ein höchst gefährlicher Störenfried erscheinen.

Den Kirchenstaat, das Patrimonium Petri, zu einem Hort der Erleuchtung und Befreiung im weltlichen Sinne des Wortes zu machen; mit hergebrachten Vorurtheilen aufzuräumen, statt sie durch neue zu vermehren; die Kerker politischer Verbrecher zu öffnen, und diese wieder frische Luft athmen und vom Volke als Märtyrer feiern zu lassen; den Bau von Eisenbahnen zu fördern, den Laien die Bahn zu höheren Staatsämtern zu erschließen, die Klöster zu besteuern, die Bürger zu bewaffnen und überhaupt durch politische Neuerungen im Geiste der Zeit anderen Staaten den Vorsprung abgewinnen zu wollen, erschien den Staatsmännern der alten Schule als etwas so Unerhörtes, daß sie die äußersten Anstrengungen machten, dagegen anzukämpfen, da sie dem Papstthume nur die Aufgabe zuerkannten, ein geheiligter Hemmschuh des Fortschritts zu sein.

Inzwischen ließ Pius IX., der als Statthalter Christi den göttlichen Beruf in sich fühlte, dem Volke auf friedlichem Wege Menschenrechte zu sichern, die im gewöhnlichen Lauf der Geschichte meist nur die Früchte blutiger Kämpfe waren, durch keine Drohungen mächtiger Gegner sich abhalten, sein Werk weiter auszuführen, getragen von der Begeisterung eines Volkes, das schon deshalb ein hochbegabtes genannt werden muß, weil die Mißregierung vieler Jahrhunderte es nicht gänzlich zu verdummen vermochte, ihm aber als Erbtheil eine politische Unreife hinterließ, welche dem Papste unendliche

Schwierigkeiten bereitete, während sie den Gegnern seiner Bestrebungen bald zu einer Quelle der Hoffnung wurde, ein Gebäude leicht wieder umstürzen zu können, dem jede feste Grundlage fehlte.

Doch die zünftige Staatsweisheit stand damals in geringem Ansehen bei den Völkern: sie hatte längst abgewirthschaftet, war geistig völlig erschöpft, und konnte nur noch durch die rohesten Machtmittel wirken, nicht blos in der russischen Gewaltherrschaft, sondern auch in dem freien England.

Beider Ziel war dasselbe: fortwährende Ausdehnung ihres Machtkreises. Nur wo sie sich auf dem Wege zu diesem Ziele begegneten, wurden sie Gegner, die einander mit diplomatischen Waffen bekämpften: Rußland im Namen des wahren Christenthums und der Legitimität, England im Namen der Freiheit. Unter diesen Aushängeschildern weckten und nährten beide Staaten zugleich überall Unruhen, wo sie hofften, im Trüben fischen zu können. Rußland drückte auf Deutschland, um dieses nicht zu freiem Aufathmen kommen zu lassen, und suchte in Oesterreich alle slavischen Völker für sich zu gewinnen, wodurch diese zu immer trotzigerem Widerstande gegen das deutsche Element ermuthigt und in dem Gedanken gefestigt wurden, daß Rußland ihre natürliche, weil stamm- und sprachverwandte Schutzmacht sei. Da das slavische Element bis nach Italien hineinreichte, so konnten Unruhen in diesem Lande, sofern sie zur Schwächung Oesterreichs dienten, den panslavistischen Politikern nur willkommen sein. England, welches den Revolutionären aller Zungen die sicherste Freistätte bot, machte sich auch überall mit Völkern zu schaffen, die es für unterdrückt hielt und wirksam beeinflussen konnte in ihrem Streben, sich durch Erlangung parlamentarischer Regierungsformen nach französischem Muster auf die Höhe der Zeit zu schwingen. In Frankreich selbst sah es am kläglichsten aus. Die poli-

tische Leuchte der Welt drohte ganz zu erlöschen. Das Bürgerkönigthum hatte alles Ansehen verloren; die Stützen der Regierung waren morsch geworden, der Bestechungsproceß gegen den General Cubières und den Minister Teste, die grauenvolle Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren eigenen Gatten, und eine Menge ähnlicher Greuel zeugten von einer sittlichen Verwilderung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, die kaum noch überboten werden konnte. Eine ungeheure Aufregung ging durch die ganze Nation, und alle politischen Parteien einigten sich in der Berathung von Mitteln, der herrschenden Fäulniß ein Ende zu machen. Wahlreform wurde die Losung des Tages, die Standarte der Legitimisten, Konstitutionellen und Republikaner. Um den Beweis zu liefern, daß die dermalige Kammermehrheit nicht der wahre Ausdruck des Volkes sei, ordneten die Männer der Bewegung in vielen Städten Reformbankette an, wo die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems schonungslos aufgedeckt wurden. Die Vorgänge in Italien und der Schweiz, wo die Sympathien des französischen Volkes mit der von der Regierung befolgten Politik im entschiedensten Widerspruch standen, vermehrten die Aufregung und riefen immer neue Versammlungen und kühnere Kundgebungen hervor.

— Ueber ein Jahrtausend war die katholische Schweiz abhängig von dem Bisthum Constanz gewesen. Bei der Umgestaltung der Dinge nach dem Sturze Napoleons wurde sie unter einen vom Papst unmittelbar ernannten Generalvicar gestellt, in dessen Gefolge die Jesuiten in Freiburg und Wallis einzogen und vielbesuchte Erziehungsanstalten gründeten. Die demokratischen Verfassungsänderungen, welche infolge der Julirevolution stattfanden, waren der Hierarchie entgegen, und auf der Conferenz in Baden beschloß die Partei der Bewegung, daß die Kirche unter die Aufsicht des Staates gestellt, freie

Nationalerziehung eingeführt, und die Klöster zu gemeinnützigen frommen Zwecken beigezogen werden sollten. Hiergegen erhoben sich die Ultramontanen; die Schweiz spaltete sich in zwei Heerlager, in Radicale und Conservative. Diese, deren Kern die sieben katholischen Cantone bildeten, behielten, gestützt auf das Landvolk, das Uebergewicht, mit Hilfe der wiederum ins Land berufenen Jesuiten. Da suchte die freisinnige Partei der Luzerner Hilfe bei ihren Gesinnungsgenossen anderer Cantone. Es kam in der That zu einem mit großem Lärm in Scene gesetzten Freischaarenzuge, der jedoch ein klägliches Ende nahm, da er bald durch die Banner der Urcantone auseinandergesprengt wurde, worauf die rachsüchtige Regierung von Luzern ein Schreckensregiment begann, welches die Gegensätze immer mehr verschärfte und die von den Jesuiten geführten Urcantone zur Bildung eines Sonderbundes trieb, der sie gegen äußere Ueberfälle und innere Unruhen sichern sollte. Die radicale Partei aber wußte auf der Tagsatzung einen Beschluß zu erwirken, der den Sonderbund als unverträglich mit dem Bundesvertrage auflöste und die Entfernung der Jesuiten anordnete. Da der Sonderbund sich dem Beschlusse der Tagsatzung (Juli 1847) nicht fügen wollte, so blieb nichts übrig, als die Entscheidung durch das Schwert. Ein Versuch des Papstes, die hadernden Parteien zu versöhnen, mißlang, und so wurde denn auf beiden Seiten, die an Fanatismus einander nichts nachgaben, gerüstet und geredet, daß die Welt davon widerhallte, während der eigentliche Ausbruch des Sonderbundkrieges noch bis zum November auf sich warten ließ.

Als ich im October auf meiner Reise nach Italien durch die Schweiz kam, fand ich dort die Erregung der Gemüther weitaus nicht mehr so allgemein und auffallend, wie ich's nach den Zeitungsberichten erwartet hatte, welche besonders die

Volksversammlungen in den Urcantonen, wo Siegward Müller die Flamme der Begeisterung schürte, in so glühenden Farben schilderten, als ob ein neuer Kreuzzug in Aussicht stände. Nun schien das Feuer der Rede schon im Verflackern zu sein und einer verhaltenen Stimmung zu weichen, wie solche großen Entscheidungen vorherzugehen pflegt.

Beide Parteien sahen mit großer Zuversicht dem Entscheidungskampfe entgegen, und beide hatten gewichtige Gründe für den Erfolg ihrer Sache anzuführen: die Sonderbündner, weil sie sich schon zu wiederholten Malen im Kampfe ihren Gegnern überlegen gezeigt, während diese jetzt die Mehrzahl des Schweizervolkes auf ihrer Seite wußten, und von unbedingtem Vertrauen zu ihrem Führer, General Dufour, beseelt waren. Dennoch schien sich die Wagschale voraussichtlichen Erfolges — nach den Urtheilen gewiegter Männer, welche von den Geheimnissen der Cabinette mehr wußten als ich, — schon deshalb zu Gunsten der Sonderbündner zu neigen, weil diese sich nicht nur der offen erklärten Sympathien, sondern auch, wie zuversichtlich behauptet wurde, der geheimen Unterstützung Oesterreichs, Frankreichs und Preußens erfreuten, und in General von Salis-Soglio einen Oberbefehlshaber von bewährter Kriegstüchtigkeit gewonnen hatten.

Inmitten der für die kleine Schweiz sehr großen Vorbereitungen beider Parteien, die Richtigkeit ihrer verschiedenen Auffassungen des Christenthumes mit dem Schwert in der Hand zu beweisen, wurde auch manches Wort des Tadels gegen den sonst vergötterten Papst laut, der nicht den Muth habe, ein entscheidendes Wort zu sprechen, wo ein solches doch genügen würde, den Ausbruch des Kampfes zu verhindern durch Hinwegräumung seiner Ursache; er brauchte nur die Jesuiten aus der Schweiz abzuberufen, und der Friede werde sofort hergestellt sein. Dann könnten die 200 600 Mann, die man

jetzt eindrille, um nächstens im Namen der Religion der Liebe einander mit Feuer und Schwert auf den Leib zu rücken, nach Haus und Hof zurückkehren, wieder an ihre Arbeit gehen, und der Papst würde als ein wirklicher Apostel des Friedens und der Kirche mehr Segen bringen, als durch Gewährenlassen eines blutigen Austrags von Glaubensfragen.

Dagegen wurde geltend gemacht, daß der Papst schon zu viel Gefühlspolitik treibe und durch sein hinreißendes, der Begeisterung des Augenblicks entspringendes Reden weit mehr Hoffnungen erwecke, als er nach reiflicher Ueberlegung durch sein Handeln erfüllen könne. Im vorliegenden Falle würde sein Machtwort wohl genügen, die Jesuiten für den Augenblick aus der Schweiz zu entfernen, aber auf die Dauer sicher nicht, und der Streit wäre damit nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben, um wachsend sich immer furchtbarer zu gestalten, weshalb eine rasche Entscheidung vorzuziehen sei.

Als im Beginn der letzten Woche des November der Entscheidungskampf stattfand, nahm dieser einen ganz andern Verlauf, als man erwartet hatte, und der Zufall wollte, daß ich den ersten unparteiischen Bericht darüber aus dem Munde des Heerführers der geschlagenen Sonderbündner selbst vernehmen sollte, obgleich ich schon einen Monat vorher die Schweiz wieder verlassen hatte, um erst einige ruhige Tage am Comersee zu verleben und dann nach Mailand zu gehen, wo ein Stoß Correcturbogen meiner harrte, nach deren Erledigung ich noch das Schlußkapitel zu meinem Werke über die Völker des Kaukasus schreiben mußte. So geschah es, daß sich mein Aufenthalt in Mailand durch mehrere Wochen hinzog, wo ich mich im Hotel Reichmann vortrefflich aufgehoben fühlte und ganz ungestört arbeiten konnte. Als ich nun eines Abends zu Anfang December in den Speisesaal trat, um etwas zu genießen, sagte mir Herr Alphons Reich=

mann: vor einer Stunde sei der General von Salis-Soglio mit einigen Herren von seinem Stabe angekommen auf der Flucht aus der Schweiz. Er habe sich eben einen frischen Verband anlegen lassen und werde auch bald zum Essen erscheinen.

Daß der General in der Schlacht bei Gislikon verwundet wurde, hatten die Zeitungen schon gemeldet. Ich saß noch bei meinem Abendessen, als er mit seinen Offizieren eintrat und mir gegenüber Platz nahm, nachdem uns Herr Reichmann einander vorgestellt hatte. Nun kam das Gespräch bald auf die Ereignisse der letzten Zeit, worüber der General mit einer Unbefangenheit sprach, als ob er nur als unparteiischer Beobachter dabei betheiligt gewesen wäre. Nach seiner Darstellung bildeten die eigentlichen Fanatiker im Sonderbunde nur eine sehr kleine Zahl, die aber gewaltige Worthelden in sich schloß, welche besonders dadurch großen Einfluß auf die blindgläubige Menge übten, daß sie es verstanden, ihre salbungsvollen Kampfreden als unmittelbare Eingebungen Gottes erscheinen zu lassen, während sie die Anschläge ihrer Gegner als Eingebungen des Teufels schilderten. Ja, einige unter ihnen glaubten wirklich selbst an ihre göttliche Sendung und wußten durch das Feuer ihrer Begeisterung auch die von Natur friedfertigsten Bürger und Landleute zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen zu entzünden. So erklären sich ihre ersten Erfolge; allein je günstiger der Wind war, der ihre Segel blähte, desto übermüthiger geberdeten sie sich. Als im Jahre 1844 die Jesuiten in Luzern kraft eines Beschlusses des großen Raths festen Fuß faßten, wurde den dort lebenden Protestanten das Leben so unerträglich gemacht, daß sie zu Hunderten auswanderten und sich den Freischaaren anschlossen, welche Ulrich Ochsenbein im Frühling 1845 gegen Luzern führte. Der unglückliche Ausgang dieses Zuges war das Vorspiel zur Bildung

des Sonderbundes, für welchen auch Neuenburg Partei nahm, wodurch sich die damaligen preußischen Sympathien für das Jesuitenregiment erklären. Da nun auch Frankreich und Oesterreich zum Sonderbund hielten, wähnte sich dieser unüberwindlich und gab dem am 20. Juli 1847 auf der Tagsatzung gefaßten Beschluß seiner Auflösung keine Folge. Die Auflösung mußte also durch Waffengewalt erzwungen werden, und dabei blieben nun dem Sonderbunde gerade diejenigen Hilfsmächte aus, auf welche seine geistlichen Führer und deren gläubige Anhänger am meisten gerechnet hatten, nämlich die himmlischen Heerschaaren und wirksame Unterstützung der drei genannten Großmächte. Aus Preußen kamen auf eigene Rechnung und Gefahr einige junge kriegslustige Offiziere; aus Oesterreich desgleichen mit Fürst Friedrich Schwarzenberg, der sein ritterlich abenteuerndes Leben selbst geschildert hat in dem Werke „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechts"; aus Frankreich kam niemand außer ein paar Zeitungskorrespondenten. So blieb der Sonderbund auf sich selbst angewiesen und konnte aus eigenen Mitteln kein Heer ins Feld stellen, das an Kopfzahl und Kriegstüchtigkeit dem vom General Dufour herangebildeten auch nur annäherungsweise gleichkam. Trotzdem trieben die geistlichen Hetzer zur Offensive durch Ueberschreitung der Grenzen des Kantons Tessin und erfolglose Einfälle in den Aargau. Nun rückte ein Theil der eidgenössischen Truppen in den Kanton Freiburg ein, wo sie keinen erheblichen Widerstand fanden. Die Jesuiten waren die ersten, die sich aus dem Staube machten. Darauf wandte sich Dufour gegen Luzern, an dessen Grenze bei Gislikon, Honau und Meierskappel das Haupttreffen geliefert wurde, in welchem die Sonderbundtruppen nur kurze Zeit tapfer stand hielten und sich dann durch die Flucht zu retten suchten, wonach dann auch der in Luzern tagende Kriegsrath, die Regierung des Sonderbundes

und die Jesuiten auseinanderstoben wie Spreu im Winde. Dieser klägliche Ausgang des Krieges führte zur schnellen Unterwerfung von Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis ohne weiteres Blutvergießen. Gerade die Männer, welche am eifrigsten den Glaubenskampf gepredigt hatten, zeigten sich in der Stunde der Gefahr am feigsten und opferten die von ihnen als heilig gepriesene Sache, um ihr winziges Leben zu retten.

Der General hatte den Oberbefehl übernommen, weil es die Umstände so mit sich brachten. Er gehörte einer der ältesten, in Graubündten weitverzweigten Familie des Landes an, aus deren Burgen die rüstigen Söhne von jeher zum Waffendienst in fremde Länder zogen, wenn es daheim nichts zu thun gab. So machte auch er schon als junger Kavallerieoffizier in bayerischen Diensten unter Fürst Wrede die Feldzüge von 1813—15 mit, wurde dann Hauptmann in einem Schweizerregiment in holländischen Diensten und kehrte in die Heimath zurück, als man ihn dort brauchte. Er war von stattlichem Wuchse, südländischer Färbung und durchaus schlicht und anspruchslos in seinem Wesen, dabei sehr bedächtig und etwas langsam in der Rede, ganz im Gegensatze zu seinem Adjutanten, Graf S., einem jungen, eleganten preußischen Offizier, dem das Wort aus dem Munde floß, wie Champagner aus der Flasche. Ein anderer Offizier, der zur Seite des Generals saß, hieß Oberst Elgger. Er war ein Mann von mäßig hoher, gedrungener Figur, jeder Zoll ein knorriger Schweizer und jedes Wort ein rauhes Gurgeln. Aber man bekam wenig Worte von ihm zu hören; er saß meist stumm vor sich hinbrütend, die Augen wie nach innen gekehrt mit dem Ausdruck tiefer Trauer in dem energisch geformten Gesichte. Er sah aus wie von Schmerz erstarrt über die Niederlage von Gislikon. Als er sich mit dem General zurückzog,

beide der Ruhe sehr bedürftig, blieb Graf S. noch ein Stündchen bei mir sitzen, um von seinen Erlebnissen im Felde zu erzählen, und machte mir, als er auf Oberst Elgger zu reden kam, eine äußerst anschauliche Schilderung von dessen Verhalten in dem Treffen bei Gislikon, wie er, beim Zurückweichen der Soldaten, mit dem Degen in der Hand drohend und anfeuernd zwischen sie gefahren sei, um sie wieder vorwärts zu treiben, was ihm auch ein paar Mal gelungen, bis endlich, trotz der unglaublichen Anstrengung seinerseits, die Flucht allgemein wurde und ihn selbst in ihren unaufhaltsamen Strudel mit fortriß. Was den armen Oberst Elgger nun ganz trostlos mache, sei die Ungewißheit über das Schicksal seines Sohnes, der als vierzehnjähriger Knabe an dem Kampfe mit theilgenommen, aber gleich im ersten Gefechte schwer verwundet und gefangen genommen wurde.

Als wir einige Tage später im Speisesaale beim Mittagsmahl saßen, wurde die eben angekommene neueste Nummer der immer mit großer Spannung erwarteten „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in mehreren Exemplaren gebracht. Oberst Elgger bat sich eines davon aus und hatte kaum eine Minute darin gelesen, als er in großer Erregung aufstand und den Saal hastigen Schrittes verließ. Die Ursache sollten wir bald erfahren: der Bericht aus der Schweiz enthielt eine Schilderung der Zerstörung seines Hauses und Eigenthums.

Die Zahl der geflüchteten Offiziere und Führer des Sonderbundes, welche im palastartigen Hotel Reichmann Unterkommen suchten, hatte sich inzwischen beträchtlich vermehrt, jeder Tag brachte neuen Zuzug, und es gab seltsame Menschenexemplare darunter: Charakterköpfe von finsterem Gepräge und mit unheimlichen Augen; dann leichtlebige Landsknechtnaturen, die sich Essen und Trinken gut schmecken ließen und ihre Hoffnung darauf setzten, „bald wieder etwas mitmachen zu können“,

gleichviel ob in päpstlichen oder österreichischen Diensten; endlich auch ein paar treuherzige, glaubensfeste Schwärmer, welche die geweihten Bilder ihres Schutzheiligen in Form von Münzen auf der Brust trugen und von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß sie es nur diesen Bildern verdankten, unversehrt aus dem Kugelregen entkommen zu sein.

Am meisten Aufsehen durch ihr Erscheinen machten die beiden gefürchteten Häupter des Sonderbundes: Siegwart Müller und Verhörrichter Ammann; sie sahen aus wie Verkörperungen des Fanatismus. Den abstoßendsten Eindruck machte der grimmige Ammann, trotz seiner gewaltigen und wohlgeformten Stirn. Wenn diese durch die Kopfbedeckung verhüllt wurde, erschien sein Antlitz wie ein weiß übertünchtes Mohrengesicht.

Zu den Flüchtlingen aus der Schweiz gesellten sich bald auch österreichische Offiziere, und es wurden ein paar Mal bis in die Nacht hinein große Berathungen gehalten, von denen natürlich außer den Betheiligten niemand etwas erfuhr. Es wäre auch wohl kaum der Mühe werth gewesen, etwas davon zu erfahren, da es sich für die versprengten Reste des Sonderbundes nur noch darum handeln konnte, über ihr weiteres Fortkommen zu berathen.

Uebrigens bildeten diese Herren nur einen Bruchtheil der Gäste des damals sehr belebten Hotel Reichmann, und außer dem General von Salis-Soglio und dem Oberst Elgger war keiner von ihnen dazu angethan, nachhaltige Sympathien zu gewinnen; das Interesse für die Uebrigen erlosch mit der befriedigten Neugier, sie in der Nähe gesehen zu haben, nachdem so viel von ihnen in den Zeitungen die Rede gewesen.

Glaubenshelden müssen siegen oder fallen, um Theilnahme zu erwecken. Wenn sie in wilder Flucht gleich dem ersten Ansturm der Gegner weichen, so verleugnen sie den Glauben,

in dessen Namen sie das Schwert gezogen, und entziehen sich dem Gottesurtheil, das sie selbst herausgefordert haben. Wem das der Verstand nicht sagt, dem drängt es das Gefühl auf. Hätten die Sonderbündner in dem übermüthig heraufbeschworenen Kampfe ihre Sache nicht so schnell verloren gegeben, sondern sich bis aufs äußerste ihrer Haut gewehrt, so würden ihre Flüchtlinge in dem katholischen Mailand eine ganz andere Aufnahme gefunden haben, als jetzt der Fall war, wo außer einigen österreichischen Offizieren sich kein Mensch um sie kümmerte. In mir stiegen bei ihrem Anblick Erinnerungen aus meiner Kindheit an die versprengten polnischen Krieger auf, welche nach dem Fall ihres Vaterlandes zu Ende 1831 in Deutschland Zuflucht suchten und überall Theilnahme an ihrem Unglücke fanden, die sich zur Begeisterung steigerte und sogar ihren Ausdruck in Liedern fand, deren mehrere bei uns volksthümlich wurden.

Wie wäre nun aber eine poetische Verherrlichung der versprengten Sonderbundhelden auch nur denkbar gewesen? Die Begegnung mit ihnen bildet, der Zeit nach, den Schluß meiner Erinnerungen an Mailand; da mir aber der Rückblick auf meine vorhergegangenen Erlebnisse angenehmere Erinnerungen weckt, die mehr poetische Momente bieten, so möge auch davon hier einiges zu Worte kommen.

Ich hatte noch nie in der Fremde einen Gasthof gefunden, der mich so angeheimelt und mir so viele Annehmlichkeiten geboten, wie das Hotel Reichmann in Mailand. Ein alter Palast, bei dessen Erbauung nicht an Raumersparung gedacht wurde, zeigte das Gebäude auch in seiner neuen Bestimmung kein so gedrängtes und beschränktes Nebeneinander der für den Fremdenverkehr hergerichteten Zimmer, wie man das gewöhnlich in den Gasthöfen findet. Ich konnte bis in die Nacht hinein am Schreibtisch sitzen, ohne durch das geringste

Geräusch neben, über oder unter mir gestört zu werden. An der Mittagstafel war man immer sicher, zwei anmuthige Damen zu finden, deren Anblick allein genügte, eine gehobene Stimmung zu erwecken, welche noch erhöht wurde, wenn die Gunst des Schicksals es so fügte, daß man einen Platz in ihrer Nähe fand, um sich mit ihnen unterhalten zu können, was mit Recht als ein besonderer Vorzug betrachtet wurde, da sie ebenso anregend zu reden, wie aufmerksam zu hören verstanden. Diese Damen, die jüngere eine schlanke, wundervoll gewachsene Mailänderin, die ein paar Jahre ältere, eine etwas üppiger gebaute Neapolitanerin — waren die Gattinnen der Gebrüder Reichmann, hatten aber mit den Hotelgeschäften nicht das Geringste zu thun, sondern lebten ganz ihrer aristokratischen Herkunft und Erziehung gemäß, sich ihre eigenen Kreise bildend, welche ihre litterarischen und künstlerischen Interessen theilten. Alles Geschäftliche wurde von der Mutter Reichmann, einer sehr würdigen und weltkundigen Matrone, besorgt mit Hilfe ihres ältesten Sohnes, der das Hauswesen vortrefflich zu leiten verstand, während der junge, Alphons, mehr weltmännische Neigungen hatte, mit Vorliebe in aristokratischen Kreisen verkehrte und ein eleganter Reiter und Wagenlenker war.

Die Familie Reichmann stammte aus der Schweiz und bildete so naturgemäß einen Anziehungspunkt für ihre Landsleute, die immer zahlreich im Hotel vertreten waren. Außerdem schienen dort nur Deutsche und Russen zu verkehren, und der Zufall wollte, daß ich bald nach meiner Ankunft mit einer russischen Familie zusammentraf, welche ich schon in Moskau kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Das Haupt dieser Familie war der Vater meines inzwischen in Moskau verstorbenen Freundes Paul Olssufiew. Einer der angesehensten und aufgeklärtesten Bojaren des Kaiserreiches, hatte er sich aber schon seit Jahren aus dem Staatsdienste zurück-

gezogen, um ganz der Erziehung seiner Kinder zu leben. Nun erfuhr ich von ihm, daß Kaiser Nicolaus, bei Gelegenheit eines Besuches in Moskau, ihn aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und äußerst huldvoll gezwungen habe, Oberhofmarschall in Petersburg zu werden.

Vergebens erklärte er sich für unfähig, eine solche Stellung auszufüllen, die einen fortwährenden und doch vergeblichen Kampf gegen althergebrachte Mißbräuche und Unterschleife erfordere. Allein er mußte sich dem Willen des Kaisers fügen, dem es darum zu thun war, in seinem Hofstaat einmal gründlich Ordnung zu schaffen, wozu ihm der in Redlichkeit bewährte Herr von Olssufiew gerade der rechte Mann zu sein schien. So siedelte dieser denn nach Petersburg über, wo der Kaiser es an nichts fehlen ließ, um ihm seine Stellung angenehm zu machen. Trotzdem sollte die Herrlichkeit nicht von langer Dauer sein. Eines Tages war zu Ehren einer fremden Fürstlichkeit großes Diner bei Hofe, und dem Kaiser schmeckte ein Johannisberger Cabinetswein, davon kurz zuvor eine Sendung vom Fürsten Metternich eingetroffen war, so vortrefflich, daß er sich darüber lobend gegen seine Umgebung äußerte und höchlichst erstaunt war, zu sehen, wie der englische Gesandte ein saures Gesicht schnitt, als er einen Schluck aus dem Glase gethan, und es dann gleich wieder beiseite setzte. Auf die Frage, ob ihm der Wein nicht schmecke, antwortete der Gesandte: „Nicht wie Johannisberger!“ — Nun bestand der Kaiser darauf, daß ihm das Glas überreicht werde, um selbst von dem Weine zu kosten, worauf er dann selbst ein saures Gesicht machte und gestand, daß der englische Gesandte recht habe.

Eine genaue Untersuchung ergab, daß nur Mitgliedern der kaiserlichen Familie echter Johannisberger eingeschenkt wurde, während die übrigen Gäste ein Getränk erhielten,

welches sie nur anstandshalber mit den Lippen berührten, um sich dann beim Champagner, woran es nicht fehlte, zu entschädigen. Die Hofdienerschaft nahm es als ein althergebrachtes Recht in Anspruch, die auf obige Weise gesparten Cabinetsweine theils selbst zu trinken, theils zu verkaufen. Der Kaiser hatte oft von solchen, in Keller und Küche üblichen Unterschleifen gehört, war aber nie so augenscheinlich davon überzeugt worden, wie bei dieser Gelegenheit, wo der englische Gesandte den Muth gehabt hatte, sauer zu finden, was die anderen süß fanden. Bald darauf wurde die Bitte des Herrn von Olssufiew, seines Hofdienstes wieder enthoben zu werden, in Gnaden erfüllt; auch sein Sohn, der im Kaukasus diente, wurde auf längere Zeit beurlaubt, und er reiste nun mit diesem und einer goldhaarigen Tochter nach Italien, wo ich ihm noch öfter begegnen sollte.

Unter den übrigen russischen Gästen war der interessanteste der berühmte Bibliophil Ssobolewsky, der wohl die werthvollste Privatbibliothek besaß, die in Rußland zu finden. Er kam jedes Jahr nach Italien, um neue Schätze zu erwerben, wobei er eine sehr glückliche Hand hatte, geleitet durch eine erstaunliche Bücherkenntniß und Belesenheit in allen Kultursprachen. Ich fand in ihm auch einen vortrefflichen Führer durch die Kunstschätze Mailands. Wenn ich in seiner Gesellschaft Museen und Kirchen besuchte, so konnte ich meinen Förster, der damals der Leitstern der Reisenden in Italien war, unaufgeschlagen in der Hand behalten, denn Ssobolewsky wußte über alles Auskunft zu geben, was das Auge fesselte und die Wißbegier reizte. Doch seine Hauptaufgabe war die Durchforschung der Bibliotheken nach alten Manuscripten und Büchern, die zur Aufhellung des Dunkels der slawischen Völkergeschichte dienen konnten. Er war ein begeisterter Slawophil und fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß

das Slawenthum unter russischer Führung in nicht gar ferner Zeit auf dem Wege über Indien die Weltherrschaft gewinnen werde. England galt ihm dabei als der einzige nennenswerthe Gegner und Frankreich als ein von Rußland ebenso leicht zu gewinnender wie zu bethörender Bundesgenosse. Die übrigen Continentalmächte kamen für ihn gar nicht in Betracht, und er ließ sich in seinen kühnen Prophezeiungen durch keine Einwendungen stören, welche auf die trostlosen Zustände im Innern Rußlands hinwiesen. ... „Die waren noch weit trostloser“ — sagte er — „als wir siegreich in Paris einzogen und die Geschicke des europäischen Continents in der Hand hielten. Wer die treibenden Kräfte der großen Weltbegebenheiten nach den kleinlichen Anschauungen deutscher Moralisten beurtheilt, wird überall viel zu tadeln finden, aber es ist ein tiefgehender Unterschied zwischen den äußerlich gleichen Erscheinungen sittlicher Wirrniß bei einem Volke, welches erst in die Geschichte eintritt, und bei einem anderen, welches seine Aufgabe schon gelöst hat. Bei diesem aus seiner Höhe wieder herabgesunkenen mag man als sittliche Fäulniß bezeichnen, was bei jenem nur der Ausdruck noch ungebändigter Triebe ist.“

Er war kurz vorher in Paris gewesen und hatte den Eindruck erhalten, daß dort eine weit größere sittliche Verwilderung herrsche als in Rußland, ein Beweis, daß Bildung vor Corruption nicht schütze; denn gerade in den gebildetsten Kreisen habe diese völlig unhaltbare Zustände geschaffen. Wenn aber der Tag des Einsturzes komme, um wieder einmal Europa zu erschüttern, so werde Rußland sicher davon unberührt bleiben.

Diese damals ganz unglaublich klingende Prophezeiung sollte sich wirklich schon nach wenigen Monaten, zum Erstaunen aller Welt, erfüllen. Er erinnerte mich daran, als er mich ein paar Jahre später (1850) in Berlin besuchte, in den ersten Monaten meines Ehestandes.

Weniger glücklich war er mit einer anderen Prophezeiung daß die ganze italienische Bewegung im Sande verlaufen werde. Er theilte mit allen damaligen Staatsmännern von der alten Schule die Ansicht, daß es ebenso unmöglich sei, Italien unter einen Hut zu bringen, wie Deutschland, wie das ja schon der ganze Verlauf der Geschichte beider Länder hinlänglich bewiesen habe. So betrachtete er denn auch die politischen Demonstrationen der Mailänder als phantastische Kindereien. Daß die großen Kinder bei einem ernsten Zusammenstoße mit den Oesterreichern den kürzeren ziehen würden, war ihm gar nicht zweifelhaft und erschien überhaupt als die vorherrschende Meinung unter den Fremden. Nichtsdestoweniger waren die Sympathien der meisten auf Seiten der Mailänder, als der Unterdrückten, welche, zur Zeit noch unfähig, das verhaßte Joch abzuschütteln, doch keine Gelegenheit versäumten, daran zu rütteln, und sich unerschöpflich in immer neuen Anschlägen zeigten, ihren Zwingherren das Leben sauer zu machen. Dies hatte zur natürlichen Folge, daß der Druck verschärft und die Sicherheitsmaßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung vermehrt wurden. Solche Schaaren von Gensdarmen und Polizeisoldaten, wie damals Tag für Tag zu beiden Seiten der Hauptstraßen Mailands aufgepflanzt standen, hatte ich nie zuvor und habe ich nie wieder in einer Stadt gefunden. Man verglich sie mit Dämmen, zwischen welchen die Fluten des Volksmeeres hindurchrollten. Die Bewegung in den Straßen wuchs, je mehr man Anstalten traf, sie zu hemmen, und die Wächter der öffentlichen Ordnung hatten einen schweren Stand dagegen, da das gewitzte Volk öffentlich keinen rechten Anlaß zum Einschreiten gab, selbst wenn es den größten Lärm vollführte, welcher scheinbar immer nur der Verherrlichung des Papstes galt, während die Oesterreicher sehr wohl wußten, was dahinter steckte. Der Polizei war Papst Pius IX. ein

großer Dorn im Auge, weil sich alle gegen das österreichische Regiment gerichteten, nationalen Bestrebungen der Italiener an ihn knüpften; allein sie konnte doch nicht verhindern, daß das Volk sich für ihn begeisterte und Lieder zu seinem Preise sang; sie mußte sich darauf beschränken, diejenigen Patrioten zu verfolgen, welche den Muth hatten, durch das Tragen einer Cocarde oder eines Bändchens mit den italienischen Farben ihre antiösterreichische Gesinnung zu offenbaren. Wenn in den Straßen ein Evviva Pio nono! erscholl, so wurden die Hochrufer scharf untersucht auf ihre Farben, und zwar bis in die Taschen hinein, da die meisten Schreier ihre Bändchen schnell zu verstecken suchten, wenn Gefahr im Anzug war.

Während großer Festlichkeiten zu Ehren des Erzbischofs von Mailand entstand ein Volksauflauf, welcher das neue Schauspiel bot, daß verschiedene Truthähne, von Spaßvögeln wie Gendarmen bekleidet, unter der Menge erschienen, welche sie lachend vor der Wuth der wirklichen Gendarmen zu schützen suchte, die sich durch die Ausstaffirung der Truthähne verhöhnt sahen und seitdem selbst Truthähne genannt wurden, weil sie gleich diesen aufkollerten vor ihnen mißliebigen Tönen und Farben.

Die Reisenden wurden durch solche und ähnliche, bald ernste, bald komische Reibereien zwischen Polizei und Publikum nicht im geringsten behelligt, man gewöhnte sich bald daran, lachte darüber oder schüttelte den Kopf dazu und ging seines Weges weiter. Es gab keine Polizeistunden, wie in der freien, aber philisterhaften Schweiz, wo schon um zehn Uhr abends alle öffentlichen Locale geschlossen wurden; in Mailand standen die Kaffeehäuser und Trattorien die ganze Nacht hindurch offen, und überall, wo ich einkehrte, wenn ich in später Stunde aus dem Theater kam, fand ich immer noch die Räume mit Gästen gefüllt. Man verschlang die italienischen Zeitungen, die eine so kühne Sprache führten, daß die

freisinnigsten deutschen Blätter sehr zahm dagegen erschienen, und die doch nicht gut unterdrückt werden konnten, da das Feuer, das in ihnen glomm, vom heiligen Vater selbst angeblasen wurde.

Die Vertreter der kaiserlichen Regierung mußten sich, bis es zu offenem Bruche mit dem Papste kam, darauf beschränken, in ihrer officiellen „Gazetta di Milano" den Beweis zu führen, daß der Papst in weltlichen Dingen keineswegs unfehlbar sei und in die Grenzen seiner kirchlichen Macht zurückgewiesen werden müsse, wenn er politische Bestrebungen begünstige, welche die von Gott gewollte Ordnung gefährden. Denn die weltliche Macht des gesalbten Kaisers sei ebenso göttlichen Ursprungs wie die geistliche des Oberhirten der Christenheit und habe deshalb die heilige Verpflichtung, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihr Machtgebiet gegen Uebergriffe zu wahren.

Solchen Erörterungen gegenüber wurde von den Kanzeln gepredigt, daß Gott mehr zu gehorchen sei als den Menschen und daß die wahre Stimme Gottes nur aus dem Munde seines Statthalters auf Erden und der in seinem Geiste redenden Priester ertöne. Ich erinnere mich der Predigt eines jungen Geistlichen, welcher mit Feuerworten verkündete, daß der wahre Christ sich gar nicht um die politischen Konsequenzen seines Handelns zu kümmern habe, sondern nur darauf bedacht sein müsse, das Heil seiner Seele zu sichern, wozu die Kirche allein unfehlbare Mittel biete. Wer sich vor Verfolgungen und Strafen der weltlichen Macht fürchte, sei noch schwach im Glauben.

Allerdings gab es auch Priester genug, welche friedlich ihres Amtes walteten, ohne sich von den Strömungen des Tages fortreißen zu lassen, aber sie predigten tauben Ohren, oder die Bewegung ging über sie hinweg. Die Begeisterung

für Pius IX. ergriff die Gemüther mit einer immer wachsenden Gewalt, die zu überschwänglichen Kundgebungen trieb, wie ich dergleichen nie zuvor erlebt habe. Die Schwärmerei erhob sich zur förmlichen Vergötterung. Natürlich wurde der neue Volksgott auch in zahllosen Liedern gefeiert, jedoch nur einem davon gelang es, auf den Schwingen Rossinischer Composition überall durchzudringen und, seiner Aufschrift: Inno à Pio Nono entsprechend, damals so volksthümlich in Italien zu werden, wie zu unserer Zeit die Wacht am Rhein in Deutschland. Einige Landsleute, welche mit mir im Hotel Reichmann wohnten, veranlaßten mich, die „Pius-Hymne“ ins Deutsche zu übersetzen und sie als ein poetisches Zeugniß der Volksstimmung an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg zu schicken, wo sie dann auch sofort abgedruckt wurde. Sie ist ein bischen langathmig, und es möge deshalb genügen, hier einige Strophen daraus anzuführen.

Lobsingt und jubelt allzumal,
Die Pius' großem Herz verbündet,
Das sich am heiligen Gottesstrahl
Zu segensvoller That entzündet.
Horcht: Friede, Friede allerwärts,
So tönt es freudig in der Runde,
Und Freude zieht durch jedes Herz
Und wiederhallt aus jedem Munde . . .

„Kommt, Ihr Gefangenen! Ihr seid frei!“
— So scholl das Wort im Römerlande —
„Die Nacht der Trübsal ist vorbei,
Zerbrochen sind des Kerkers Bande.
Streckt, Mädchen, froh die Arme aus,
Den lang Verlornen zu umarmen,
Denn der Geliebte kehrt nach Haus,
An Euren Busen zu erwarmen.“

Ein Tag ging auf, ein schöner Tag,
Dem Römervolk zum Heil erkoren,
Enthüllend, was verborgen lag,
Und wiederbringend, was verloren!
Nun schlägt das Volksherz freudevoll,
In Glück verkehrt ist alles Trauern,
Seit der Erlösung Ruf erscholl,
Der Freiheit Ruf aus Romas Mauern!

Zum Himmel drang des Unglücks Flehn,
Daß unsrer Noth ein Ende werde:
Gott hat uns gnädig angesehn
Und sandte Pius auf die Erde. —
Er kleidet' ihn in Lichtgewand,
In einen Abglanz seiner Klarheit —
Statthalter Christi ward im Land
Der Papst im Geist und in der Wahrheit!

Die rasch hingeworfene Uebersetzung machte mehr von sich reden, als der Mühe werth war, und sollte mir auch zur Vermittlerin von allerlei Bekanntschaften werden, sogar derjenigen der Mailänder Polizei, wovon am geeigneten Orte die Rede sein wird.

Unter den Gästen im Hotel Reichmann befand sich auch auf einige Tage der von einer Urlaubsreise nach Rom zurückkehrende preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, Herr von Usedom, damals noch nicht Graf, und der in Geschäften in Mailand weilende Herr von der Heydt, damals noch nicht Minister. Ersterer drückte sich, seiner Stellung gemäß, sehr vorsichtig über den Papst aus, meinte aber, der Enthusiasmus für den heiligen Vater habe in Rom bereits eine so schwindelnde Höhe erreicht, daß über kurz oder lang ein Umschwung eintreten müsse — eine Prophezeiung, welche schon nach wenigen Monaten eintreffen sollte.

Herr von der Heydt drückte flüsternd den Wunsch aus,

daß durch den in Frage stehenden Umschwung nur die Geschäfte nicht leiden möchten, welche unter Papst Pius IX. gerade für die westfälische Industrie einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen.

„Ja“ — rief eine sehr vernehmbare Stimme aus der Nachbarschaft — „Papst Pius ist mein Mann; der bringt Leben in die Geschäfte; sein Vorgänger, der alte, geizige Gregor, kaufte von keinem Teufel etwas!“

Der so Redende war ein angesehener Fabrikant, Herr Huyssen aus Iserlohn, der vom Papst Aufträge zu großen Lieferungen von Schwertern und sonstigen Waffen auszuführen hatte, um die römische Municipalgarde wehrfähig zu machen. Ich lernte durch ihn noch einen jüngeren Westfalen kennen, Herrn W. Aufermann, der ganz Italien mit Heiligenbildern, besonders Crucifixen, versorgte. Ich hatte bis dahin von der Großartigkeit solcher Geschäfte noch keinen Begriff gehabt, und es fesselte mich sehr, Näheres darüber zu erfahren. Meine Reise durch Italien führte mich mit den beiden Geschäftsträgern der weltlichen und geistlichen Macht des Papstes noch öfter zusammen, und ich lernte in ihnen bei näherem Verkehr ein paar gründlich gebildete, umsichtige und welterfahrene Männer kennen, denen ich manche Belehrung verdanke, die aus Büchern nicht zu gewinnen war.

So veranschaulichte mir zum Beispiel Aufermann auf Grundlage seiner in Gehalt und Gestalt sehr verschiedenartigen Crucifixe die entsprechenden Glaubenszustände im Volke, wie sie sich aus dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage offenbarten. Die besten Geschäfte wurden mit dem billigsten Crucifix gemacht, welches den Heiland mit dem Ausdruck schmerzenvollster Trauer im tief herabgebeugten Antlitz zeigte und darnach Cristo tristo genannt wurde. Dieser Cristo tristo war ein Trost für die Armen, Schmerzbeladenen

und Hilfsbedürftigen und hatte sein größtes Absatzgebiet in Savoyen und Piemont. Den auffallendsten Gegensatz dazu bildete der auf die äußerlich anspruchsvolleren Glaubensbedürfnisse der Großen, Reichen und Vornehmen berechnete Cristo superbo, der den Kopf nicht so tief hängen ließ und einen hoheitsvolleren Ausdruck zeigte. Er fand seine Käufer hauptsächlich in Rom und den verschiedenen Hauptstädten der damals noch regierenden Fürstenhäuser Italiens.

Zwischen diesem reichausgestatteten und kostspieligen Cristo superbo und dem durch seine Billigkeit auch dem Aermsten zugänglichen Cristo tristo gab es nun eine Menge Abstufungen, die hier nicht weiter erörtert zu werden brauchen. Ich will nur bemerken, daß Aufermann, der alle Schichten der Bevölkerung genau kennen gelernt, uns gerade aus der untersten eine Menge rührender Züge echter Frömmigkeit zu erzählen wußte. ...

Bei meinen Kirchenbesuchen in Mailand boten sich mir immer mehr Bilder weltlicher Zerstreuung als andächtiger Vertiefung; besonders machte mir der herrliche Dom den Eindruck, als ob er vorzugsweise zu Stelldicheins benutzt werde. Von ortskundigen Leuten wurde ich darin bestärkt, allein sie meinten, das werde wohl überall so sein, und wunderten sich, daß ich Auffallendes darin finde, da es doch außer dem Theater keinen weniger auffallenden Ort gebe, sich wie durch Zufall zu treffen, als die weiten Räume einer Kirche. Gewohnheit stumpft gegen alles ab; in den griechisch-katholischen Kirchen des Ostens hatte ich solche Freiheit des Verkehrs nicht gefunden; in Italien sollte ich mich bald daran gewöhnen und auch zureichende Erklärungsgründe dafür finden.

Die russischen und byzantinischen Kirchen sind ausschließlich Stätten der Andacht oder feierlichen Stimmung, geweckt und genährt durch Mittel, welche erbaulich auf das noch

blindgläubige Volksgemüth wirken. Niemand würde ungestraft wagen, die allgemeine Andacht durch irgend etwas auffällig davon Ablenkendes zu stören. Nur selten betritt ein Fremder solche Kirche, um die Eigenart des byzantinischen Gottesdienstes kennen zu lernen, wobei er sich wohl hüten wird, Anstoß zu geben.

Wie ganz anders stellen sich die Dinge in dem sonnigen Italien dar, wo die Tag aus Tag ein jedermann offen stehenden Kirchen von Fremden wimmeln, die nicht kommen, um die Messe zu hören, sondern um Kunstwerke zu bewundern, dergleichen man in byzantinischen Kirchen vergebens sucht, obgleich viele davon braune wunderthätige Muttergottesbilder bergen, welche kein rechtgläubiger Russe um alle Madonnen Raffaels und Murillos vertauschen würde.

In dem gewaltigen Dome zu Mailand können sich, selbst während die Messe gelesen wird, Hunderte von Personen in getrennten Gruppen von ganz anderen Dingen unterhalten, ohne zu stören oder gestört zu werden. Die einen stellen vor den Bildern der großen Chorfenster, die andern vor denen der Südseite Betrachtungen darüber an, wie die italienische Glasmalerei nach dem Vorbilde und unter dem Einfluß der deutschen sich allmählich eigenartig entwickelt habe; noch andere bewundern den schönen siebenarmigen, schon über ein halbes Jahrtausend alten Bronce-Candelaber im linken Querschiff und wieder andere kritisiren im Chorumgange die Grabmäler des Cardinals Marino Caracciolo und des Giov. A. Vimercati. Hinter dem Rücken der vielen solchergestalt zerstreuten Gruppen finden sich immer leicht Paare zusammen, deren Geflüster mit Kunst und Kirche nichts zu thun hat.

Ich wohnte am letzten Tage des October der Einweihung des neuen Tempels von S. Carlo bei und mußte auch dort Betrachtungen darüber anstellen, in der dichtgedrängten Ver-

sammlung keine Spur von Andacht zu finden. Allerdings zogen sich die Einleitungsfeierlichkeiten so ermüdend in die Länge, daß nur das Drängen und Reden in der Nähe und der Anblick vieler schöner Frauen rings umher vor Einschlafen bewahrte. Ich hatte durch Fürsorge freundlicher Gönner einen guten Platz erhalten, der mich aber zwang, bis zum Ende der mehrere Stunden lang währenden Ceremonien auszuharren, obwohl ich schon nach Ablauf der ersten Stunde, die sich, trotz der bunten Schau, welche sie bot, mir länger zu dehnen schien als sonst ein Tag, mich wieder ins Freie sehnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, zog ich eine kleine Schrift und eine Zeitung hervor, die ich vor der Eingangspforte erstanden hatte, als Bezug habend auf die Feierlichkeit, welche jetzt schon bleiern auf mir lastete. Die Schrift war von einem Abbate Longoni verfaßt, und die Zeitung — das damals officielle Blatt „Gazzetta Privilegiata di Milano" — enthielt in ihrer Beilage eine mit vielen gelehrten Citaten gespickte Abhandlung des Proposto Amati, der den Beweis führte, daß an der Stelle des neuen Tempels von S. Carlo schon im dreizehnten Jahrhundert eine alte Kapelle gestanden habe, geschmückt mit Gemälden, welche griechischen Künstlern zugeschrieben wurden. Die Schrift des Abbate Longoni belehrte mich dann, daß der neue Tempel aus den Trümmern der Kirche Maria dei Servi hervorgewachsen sei, auf derselben Stelle, wo früher das alte Kloster dei Padri Serviti stand. In den Chroniken der Stadt Mailand werde berichtet, die Kirche von S. Maria dei Servi — ehemals del Sacco genannt — sei ursprünglich ein Theater gewesen und erst später in einen Tempel umgewandelt.

Es verging, nachdem ich alles gelesen, noch eine geraume Zeit, ehe die Kirche anfing, sich zu leeren, und ich die Möglichkeit sah, ins Freie zu kommen. Ich war zu dem Zwecke kaum ein paar Schritte vorgedrungen, als ich wieder stehen bleiben

mußte, gehemmt durch die dem Ausgang zudrängende und plötzlich sich stauende Menge. Als ich meine Augen über die Sitzreihen mir zur Rechten schweifen ließ, die sich noch kaum zur Hälfte geleert hatten, glaubte ich zu bemerken, daß eine Dame mich freundlich grüßte, deren Gesicht mir bekannt vorkam, ohne daß ich jedoch meiner Sache sicher gewesen wäre. Erst nachdem sie mir wiederholt freundlich zugenickt und somit alle Zweifel verscheucht hatte, erwiderte ich den Gruß durch eine Verbeugung und trat näher hinzu, worauf die Dame nach der raschen Frage, ob ich sie denn so schnell wieder vergessen hätte, mich ihrem Gatten vorstellte und dann einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

Signora Giovanna L. war die erste Italienerin, die ich in ihrer Heimat kennen gelernt und die mir durch ihre anmuthig natürliche Art, sich zu geben, so freundlich im Gedächtniß geblieben, daß sie in meinen Erinnerungen nicht fehlen darf, zumal die Geschichte meiner ganz zufälligen Bekanntschaft mit ihr zu kurz ist, um langweilen zu können.

Als ich den Dampfer bestieg, welcher mich von Chiavenna nach Como führen sollte, sah es infolge eines wolkenbruchartigen Regengusses, der erst kurz zuvor aufgehört hatte, auf dem Verdecke wenig einladend aus. Alle Feldstühle waren zusammengeklappt und beiseite geschafft, die Tische so aufeinandergestellt, daß der eine die Beine oben, der andere unten hatte, desgleichen die Fußbänke, und alle diensthuenden Hände waren beschäftigt, Deck und Bänke zu reinigen und zu trocknen.

Trotzdem konnte ich mich nicht entschließen, in die Cajüte hinabzusteigen, wie die vor mir gekommenen Mitreisenden gethan. Der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt und zeigte See und Uferberge in so zaubervoller Beleuchtung, daß mir das Herz dabei aufging und ich sogar dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ein Skizzenbuch hervorzusuchen, um ein

meine Augen besonders fesselndes Uferbild in leichten Umrissen festzuhalten. Ich richtete mir einen Tisch dazu her, verschaffte mir vermittels eines Plaids einen trockenen Sitz und suchte meine Füße durch eine herbeigeholte Fußbank vor überflüssiger Feuchtigkeit zu wahren.

Als ich so eine Weile gezeichnet hatte, erschien eine sehr hübsche junge Dame auf dem Verdeck, ging an mir vorüber und sah sich um, als ob sie einen trocknen Platz zum Sitzen suche. Dies bemerkend und wissend, daß keiner zu finden war, klappte ich mein Buch zu und bot ihr meinen Platz an, den sie erst nicht annehmen wollte, da sie glaubte, daß ich ein Maler sei, und besorgt war, mich in der Arbeit zu stören. Erst nachdem ich sie darüber beruhigt hatte, nahm sie dankbar den Platz auf meinem Plaid ein und setzte auch ihre zierlich beschuhten Füße auf meine Fußbank. Ich holte mir dann einen Klappstuhl herbei, um ihr Gesellschaft zu leisten, wobei es mit der Unterhaltung einigermaßen haperte, da die Signora nur italienisch sprach und mir diese Sprache nichts weniger als geläufig war. Ich wußte nicht mehr davon, als man im stillen Kämmerlein ohne Lehrer aus Büchern lernen kann, wozu die Kunst der Rede nicht gehört. Es fehlte mir an den gewöhnlichsten Umgangsphrasen, und ich hatte mir, um diese zu erlernen, ein Conversationsbuch in Taschenformat gekauft, jedoch noch wenig Zeit gefunden, mein Gedächtniß daran zu üben. Nun zog ich das Büchlein hervor und machte es zur Grundlage meiner ersten Unterhaltung im Italienischen, um der Signora meinen guten Willen zu zeigen. Sie kam mir dabei mit lebhafter Liebenswürdigkeit entgegen, und so gestaltete sich die Unterhaltung zu einer förmlichen Lehrstunde, wobei es an ergötzlichen Zwischenfällen nicht fehlte. Denn da mein Gedächtniß mit Versen aus den vorzüglichsten italienischen Dichtern besser ausstaffirt war, als mit Alltagsworten, so suchte

ich diese zuweilen durch ein passendes poetisches Citat zu ersetzen, zum großen Erstaunen meiner Lehrerin, der die angeführten Verse zum Theil unbekannt waren und die nicht begriff, wie sie so leicht von derselben Zunge springen konnten, welche mit den allergewöhnlichsten Phrasen noch schwer zu ringen hatte.

Während wir solchergestalt in der eifrigsten, zusammengeflickten Unterhaltung nicht merkten, wie die Zeit entschwand, wurden wir durch einen hochgewachsenen, breitschulterigen Herrn unterbrochen, der sich mit weltmännischer Gewandtheit höflichst wegen der Störung entschuldigte, die er sich nicht erlaubt haben würde, wenn er einen günstigeren Augenblick gefunden hätte, mir zum Abschied die Hand zu drücken. Aber er müsse auf dem nächsten Landungsplatze, wo das Schiff bald anlegen werde, aussteigen und möchte doch gern vorher Abschied von mir nehmen.

Der Herr hieß Mr. Noël — als ich ihn elf Jahre später in London wieder traf, wurde er Major Noël genannt — war ein naher Verwandter von Lady Byron, ohne deren Antipathie gegen Lord Byron zu theilen, für dessen Dichtungen er schwärmte und mit Vorliebe die Orte besuchte, wo sie entstanden waren. Der Zufall hatte mich ein paar Mal auf der Reise mit ihm zusammengeführt und auch immer für gute Unterhaltung gesorgt. — Ich stellte ihn nun der Signora Giovanna vor, der sein offenes, schlichtes Wesen sehr zu gefallen schien, und so nahm er bei uns Platz, bis das Schiff anlegte, worüber noch ein Viertelstündchen verging. Inzwischen erzählte ich ihm von den merkwürdigen Fortschritten, die ich gleich in meiner ersten italienischen Lection bei Signora Giovanna gemacht.

Er fragte sie, ob sie Englisch verstehe, und sagte nach ihrer verneinenden Antwort: „Das ist schade! Ich würde Ihnen sonst einige der schönsten Verse von Lord Byron angeführt

haben, worin er das ihm selbst widerfahrene Glück besingt, in fremden Sprachen durch anmuthige Frauen unterrichtet zu werden."

Die Signora war neugierig, den Inhalt der Verse italienisch zu vernehmen, und sie verfehlten auch in wörtlicher prosaischer Uebersetzung ihre poetische Wirkung nicht, so daß die Signora entzückt davon war und wie ein Kind darüber lachte. In deutschen Reimen ließen sich die Verse etwa so wiedergeben:

„Wie süß ist's, fremde Sprachen zu erlernen
Aus holder Frauen Mund und Augensternen,
Wenn — wie ich's fand — noch jung die Lehrerin
Und auch der Schüler nicht betagt zu sehr:
Sie lächelt so, trifft er den rechten Sinn,
Trifft er ihn nicht, so lächelt sie noch mehr!"

Auf der Weiterfahrt ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Ich erfuhr nur, daß die Signora an einen Architekten verheirathet sei, den seine Geschäfte auf einige Zeit an Chiavenna fesselten, wo sie ihn auf einen Tag besucht habe, und nun nach Como, ihrem Wohnort, zurückkehre. Als wir Abends in Como eintrafen, verabschiedete sie sich mit herzlichem Händedruck und dem Wunsche, daß uns das Schicksal nicht zum letzten Mal zusammengeführt habe. Der Wunsch ging in Erfüllung, da wir uns in Mailand wiedersahen, wohin sie ihren Gatten, der ein Schüler und Freund des Erbauers der neuen Kirche war, zur Einweihungsfeier begleitet hatte. Beide suchten mich nun zu bewegen, mit ihnen an der Colazione theilzunehmen, welche zum erfrischenden Schluß der Festlichkeit noch in der Sakristei stattfinden sollte, sobald die Volksmenge sich verlaufen habe. Allein ich lehnte dankend ab, da ich mein Italienisch noch nicht für reif genug hielt zur Unterhaltung mit dem hohen Klerus, verabredete aber noch eine Zusammenkunft mit dem liebenswürdigen jungen Ehepaar für den folgenden Tag.

V.

Fortsetzungen. Wilibald Alexis. Die Nibelungen in Mailand. Oesterreichische Polizei. Ausflug nach Bergamo. Frizzoni. Donizetti. — Fahrt nach Turin.

Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, fand ich im Speisesaale eine ansehnliche Gesellschaft neuangekommener Reisender, darunter auch Wilibald Alexis und seine Frau, die aus der Schweiz kamen. Mit ihm hatte ich schon in München Bekanntschaft gemacht, aber nur flüchtig; seine Frau gehörte dazu, um ihn ganz kennen zu lernen, da er auf ihre Anregung mehr aus sich herausging, als er bei seinem überaus bescheidenen Wesen sonst zu thun pflegte. Er war eine tief angelegte, grübelnde Natur, voll frischer Empfänglichkeit und feiner Beobachtungsgabe, jedoch mehr geneigt, seine Eindrücke und Betrachtungen durch die Feder als durch das gesprochene Wort wiederzugeben. So geschah es, daß er sich in größerer Gesellschaft meist auffallend still verhielt und auch in kleinerem Kreise lieber andere als sich selbst sprechen hörte, wobei sein Schweigen keineswegs immer als Zustimmung zu nehmen war. Wer ihn genauer kannte, vermochte ihm leicht an den Augen abzusehen, was in ihm vorging; sein Gesicht war der treue Spiegel seines Innern und in seinem Innern war kein Falsch. Allein der gedrungene, kräftige, mehr in die Breite als in die Höhe gehende Körperbau stand in auffallendem Gegensatz zu dem milden Geiste, der ihn bewohnte: im Rücken sah er aus,

als ob er mit seinen breiten Schultern und dem mächtigen Kopfe die Welt aus den Angeln heben könnte, während in dem durchgeistigten Gesichte der friedfertigste Charakter zum Ausdruck kam, der sänftigend auf die ganze Erscheinung wirkte.

Der Enthusiasmus, der ihn in der Jugend getrieben, als freiwilliger Jäger an den Befreiungskämpfen gegen Napoleon theilzunehmen, lebte auch in späteren Jahren ungeschwächt in ihm fort, und je weniger er die an jene Kämpfe geknüpften Erwartungen in der Heimat erfüllt sah, desto lebhafter nahm er an dem Aufschwung in Italien theil.

Seine noch jugendlich blühende Frau, eine englische Schönheit von feinem Schnitt, theilte seine Empfänglichkeit, und er legte großes Gewicht auf ihr Urtheil, welches mit dem seinigen nicht immer übereinstimmte, was zu reizenden Erörterungen führte, die gewöhnlich damit endigten, daß er bekehrt wurde. Sie ließ die Dinge rein auf sich wirken, ohne durch hergebrachte Urtheile darüber verwirrt zu werden, während er so gründliche Vorstudien gemacht und sich dabei dergestalt in fremde Anschauungen hineingelebt hatte, daß er schwerer zu unbefangener Betrachtung gelangte.

Das liebenswürdige Paar, das in hohem Grade belebend und wohlthuend auf mich wirkte, blieb nur kurze Zeit in Mailand, um über Florenz nach Rom zu eilen, wo wir während des Winters in täglichem freundschaftlichen Verkehr einige Monate zusammen verweilten, die voll von denkwürdigen Erlebnissen waren. Doch davon später. . . .

Mailand machte mir einen größeren Eindruck, als den meisten Reisenden, mit welchen ich dort zusammentraf und welche behaupteten, daß die Stadt ein mehr französisches als italienisches Gepräge trage. Ich kannte damals Frankreich noch nicht, aber ich wußte schon hinlänglich, daß die Menschen meist nur nach Aeußerlichkeiten urtheilen, die mit der Mode

wechseln und den Kern der Dinge kaum berühren. Niemand konnte meine Frage befriedigend beantworten, wo das französische Gepräge der Stadt denn eigentlich zu finden sei, die, wie die Kunstgeschichte lehrt, in ihrer baulichen Entfaltung mehr auf germanische Einflüsse zurückweist als irgend eine andere Stadt Italiens.

Heinrich von Gmünd (bei den Italienern Enrico Gamodia genannt) war der Schöpfer und erste Leiter des Dombaus, dessen Ausführung sich dann, bei seinen ungeheuren Dimensionen, durch die Jahrhunderte hinzog unter Zusammenwirkung deutscher und italienischer Architekten. Es werden auch einige französische Meister, wie Nicolas Bonaventure und Jean de Champmousseux, genannt, die man um Rath anging, ähnlich wie man sich an die deutschen Baumeister des Straßburger Domes um Rath und Beistand wegen der schwierigen Ausführung des Mittelthurmes wandte. Es spielen in dem schimmernden Marmorbau gothische und antikisirende Formen in einer Weise durcheinander, die keinen ganz harmonischen Eindruck aufkommen läßt, aber doch den Dom zu einem Wunderwerke der Baukunst gestaltet hat, dessen überwältigenden Zauber zu schildern keine Feder ausreicht. So wenig man dabei nun von einem französischen Gepräge reden kann, ebenso wenig ist das bei den übrigen hervorragenden Bauwerken der Stadt, den vielen prächtigen und großartigen Kirchen und Palästen, der Fall.

Auch konnte ich nicht finden, daß französische Sitte, Sprache, Litteratur, Tracht und Lebensweise auf die Bevölkerung von Mailand größeren Einfluß geübt als auf diejenige anderer Residenzstädte, wie z. B. München. Es erschien mir sogar auffallend, daß Mailand, trotz der langen Fremdherrschaft, unter der es gestanden, sich noch so viel von seiner alten Eigenart bewahrt, wie mir überall in die Augen fiel, obwohl

nur noch in einem verhältnißmäßig geringen Theile seiner Bevölkerung reines italienisches Blut fließt.

Daß der Deutschenhaß, wovon die Zeitungen so viel Lärm machten, nur den Oesterreichern galt, davon hatte ich in vielen Fällen Gelegenheit, mich zu überzeugen, wobei mir dann zugleich klar wurde, daß es mit der Kenntniß Deutschlands bei den Italienern noch übel bestellt war; denn so oft ich nach meiner engeren Heimat gefragt wurde, wußte niemand, wo das Königreich Hannover — welches wir daheim für das merkwürdigste Königreich der Welt hielten — zu finden sei. Doch es wurden schon damals, mitten unter den politischen Wirren des Tages, in der Presse Stimmen laut, welche auf die Nothwendigkeit hinwiesen, den deutschen Zuständen und besonders der schönen Litteratur mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher geschehen. Veranlassung dazu gab eine in Mailand erschienene italienische Uebersetzung unseres Nibelungenliedes (Il Canto dei Nibelongi. Prima traduzione italiano di Carlo Cernezzi. Mil. no 1847) — welche in den Tagesblättern als eine große poetische That gefeiert wurde, ganz dazu angethan, der heimischen Litteratur einen neuen, kräftigen Aufschwung zu geben. Die als sehr gelungen gerühmte Uebersetzung war auf Anregung des schon damals hochangesehenen Andrea Maffei entstanden, des jetzigen römischen Senators, der sich bis heute seine volle geistige Frische bewahrt hat und bei dem unter der Asche des Greisenhaares das Feuer der Jugend noch fortglüht.

Ich freute mich sehr über die günstige Aufnahme, welche das Buch fand, und machte mir aus den mir zu Augen gekommenen Besprechungen einige für die Zeit charakteristische Auszüge, wovon hier ein paar Sätze folgen mögen:

„Großes Lob verdient Carlo Cernezzi schon für den Muth, mit welchem er seine Kraft daran setzte, uns das Ver-

ständniß einer monumentalen Dichtung zu erschließen, der die Neuzeit nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat, während wir sonst von unseren Uebersetzern fast nur mit leichtem französischen Machwerk, Operetten und Romanen, beschenkt werden."

„Die Völker des Nordens sind von der Vorsehung bestimmt, von Zeit zu Zeit die durch die Glut der Sonne und das Feuer der Leidenschaften verdorrenden Völker des Südens zu erfrischen. Und solch ein Erfrischungsquell ist das gewaltige, Lebenskraft ausströmende Nibelungenlied. Die verweichlichte italienische Muse der Gegenwart bedarf der Erstarkung; in ihrem Garten mag manche liebliche Blume duften, aber kein kräftiger Baum streckt seine Zweige darüber empor; sie ist zur Sklavin geworden, wo sie einst Herrscherin war; denn denselben Einfluß, welchen Italien in der Litteratur einst auf Frankreich geltend machte, übt jetzt — gleichsam als Vergeltungsrecht — Frankreich auf Italien. Wir aber sind, ohne kleinlichen Patriotismus, zu dem Wunsche berechtigt, das gallische Element hier zu Lande einigermaßen durch das deutsche verdrängt zu sehen, besonders wenn die Vertreter unserer Muse in der Wahl des Gegenstandes so viel Einsicht und Geschmack zeigen, wie der Uebersetzer des Nibelungenliedes."

„Daß die Helden der Nibelungen im italienischen Gewande eine ganz andere Sprache reden als die zähe, urkräftige Sprache der Urschrift, darf uns nicht Wunder nehmen; der Unterschied würde sich noch größer erweisen in den anderen romanischen Idiomen, welche erst in den letzten Jahrhunderten mustergiltig ausgebildet wurden, während die italienische Sprache schon durch die Begründer ihres Ruhmes: Dante, Petrarca und Boccaccio, der Hauptsache nach ihre jetzige Gestaltung erhielt. Daher kommt es denn auch, daß ein Sprach-

8*

kunstmittel, dessen sich besonders deutsche und englische Dichter häufig bedienen, um ihren Schöpfungen eine alterthümliche Färbung zu geben, den Italienern ganz unbekannt ist: Wir meinen jenes künstliche Einflechten alter Wörter zur lebendigeren Veranschaulichung der Vergangenheit, wie wir es unter den deutschen Dichtern vorzugsweise bei Uhland, unter den englischen bei Coleridge und Byron mit Glück angewandt finden."

Als ich eines Tages aus der Ambrosianischen Bibliothek zurückkam, sagte man mir im Hotel, es sei ein Beamter dagewesen im Auftrage des Polizeidirectors, der mich zu sprechen wünsche.

Ich war neugierig, zu erfahren, was man von mir wollte. Herr Reichmann erbot sich, mich zu begleiten, um womöglich die Sache abzukürzen, da der Beamte schon allerlei mich betreffende Fragen an ihn gerichtet hatte, die der Director wahrscheinlich wiederholen werde. In dem Durchgangszimmer, wo wir zu warten hatten, ging es sehr lebhaft zu und spielten sich Scenen ab, die mir die Laune völlig verdarben, zumal die Luft, welche ich athmen mußte, meine Nase und Lungen unangenehm berührte. Mein Begleiter wandte sich bald an diesen, bald an jenen Beamten, um mir schnelleren Zutritt zum Director zu erwirken, aber es half alles nichts. Nachdem ich so über eine halbe Stunde gewartet hatte, die mir länger vorkam, als sonst ein halber Tag, schrieb ich auf meine Karte, daß es mir unmöglich sei, länger zu warten und übergab die Karte einem Polizeidiener zu sofortiger Besorgung, indem ich zugleich Anstalt machte zu gehen. Allein ich wurde bald zurückgerufen und — ohne meinen Begleiter — zum Polizeidirector geführt, der es an Höflichkeit des Empfanges nicht fehlen ließ, dabei aber eine so feierliche Amtsmiene annahm, als ob er mir die wichtigsten Dinge von der Welt

zu offenbaren hätte. Und doch kam nichts zum Vorschein als Folgendes: Aus meinem Passe habe er ersehen, daß ich ein Hannoveraner sei, also einem Lande angehöre, das in den freundlichsten Beziehungen zu Oesterreich stehe. Um so mehr habe es ihm auffallen müssen, daß ich durch meine Uebersetzung der Pius-Hymne mich gewissermaßen auf die Seite der Feinde Oesterreichs gestellt. ...

Bei diesen Worten konnt' ich ein Lächeln nicht unterdrücken und bemerkte dazu, daß ich in dem Gedichte nichts Feindseliges gegen Oesterreich finden könne.

„Aber Sie müssen doch täglich gewahren" — fiel er ein — „daß es vom Volke zu politischen Demonstrationen gegen uns benutzt wird!" Dann hielt er mir einen langen Vortrag über die Segnungen, welche Mailand und die ganze Lombardei der österreichischen Regierung verdanke und über die Verblendung des Volkes, das nicht einzusehen. Jedenfalls hätten die Deutschen aus dem Reiche Unrecht, mit den nationalen Bestrebungen der Italiener zu sympathisiren, da es doch für jeden von uns ein Hochgefühl sein müsse, sich hier unter dem Schutze des kaiserlichen Banners zu wissen.

Der geschäftige Herr sprach ganz seiner Stellung gemäß und schien sich selbst gern zuzuhören, denn je länger sich seine Rede ausspann, desto mehr verklärte sich sein Gesicht, aus welchem zuletzt die Amtsmiene völlig verschwand. Im freundlichsten Tone fragte er mich dann nach dem Zweck meiner Reise, der Dauer meines Aufenthalts in Mailand, meinen Bekanntschaften ꝛc. und drückte mir beim Abschiede sein Bedauern aus, sich nicht länger mit mir unterhalten zu können, da gar zu viele Geschäfte auf ihm lasteten.

Mir selbst erschien die Unterhaltung — die er fast ganz allein geführt, in einem Deutsch, das nicht gerade druckfähig war, aber von großer Zungengeläufigkeit zeugte — lang genug,

und ich konnte nicht begreifen, woher er die Zeit zu seinen vielen Geschäften nahm, wenn er Muße zu so langen Unterbrechungen fand. Beim Hinausgehen stieß ich auf einen Herrn Horsel aus Paris, der ebenfalls im Hotel Reichmann wohnte und sich schon seit acht Tagen vergebens bemühte, seinen Paß herauszubekommen, um nach Paris zurückreisen zu können. Er wollte nun dem Herrn Polizeidirector sein Anliegen persönlich vortragen, wurde aber auf den nächsten Tag vertröstet, da der Herr Director heute zu sehr in Anspruch genommen sei. Der unglückliche Bittsteller begleitete mich eine Strecke und klagte mir sein Leid, mich glücklich preisend, so schnell zum Ziele gelangt zu sein.

Ich mußte über dieses Glück lachen, welches ich gar nicht gesucht hatte und welches meinem Begleiter erst verständlich wurde, als ich es auf die Pius-Hymne zurückführte. Diese gab auch Veranlassung zu einem Ausfluge nach Bergamo, wohin mich der von Platen besungene und von H. von Rumohr in seinem trefflichen Werke über die Lombardei öfter rühmend erwähnte, kunstsinnige und gastfreundliche Giovanne Frizzoni einlud, mir die Schönheit der Gegend durch die Verse Tassos preisend:

Terra, che il Serio bagna e il Brembo inonda,
Che monti e valli mostri all' una mano,
E all' altra il tuo bel verde e largo piano
Or ampia ed or sublima ed or profonda.

Diese Verse, in welchen Bergamos berühmtester Sohn die landschaftlichen Reize seiner Heimat schildert, bilden den Anfang eines Sonetts, welches mir bis dahin unbekannt war. Die günstigsten Umstände vereinigten sich, mir den Aufenthalt in der freundlichen, Wohlstand und Bildung athmenden Stadt zu einem lehrreichen und ungetrübt angenehmen zu machen. Schon die Hinreise, welche mit Benutzung der Eisenbahn kaum

drei Stunden währte, bot eine reizvolle Mannigfaltigkeit von Landschaftsbildern, als deren Krone mir das mauerumgürtete, hochaufsteigende Bergamo erschien, dessen Altstadt, die Citta, sich über einen mächtigen, grün umkleideten Hügel hinzieht, von dessen Höhe herab sie die zu ihren Füßen liegenden Vorstädte beherrscht, welche sich malerisch in der großen, fruchtbaren, von zahllosen Maulbeerbäumen überschatteten Ebene ausdehnen, während in der Ferne die kahlen Ausläufer der Alpen den Hintergrund bilden und durch ihre hellen, weichen Farbentöne sich wie verklärt von dem grünen Teppich des Vordergrundes abheben.

Giovanne Frizzoni gehörte einer aus der Schweiz eingewanderten, schon lange in der Lombardei ansässigen Familie an und schien es dort zu großem Wohlstand gebracht zu haben, denn er bewohnte in Bergamo ein fürstlich eingerichtetes und mit werthvollen Kunstwerken geschmücktes Haus, von dessen Innern man mit Mignon sagen konnte: „Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach.“ Er selbst war ein durchaus anspruchsloser, sehr intelligent aussehender, lebhafter, kleiner Herr, der kein überflüssiges Wort sagte, aber immer den Nagel auf den Kopf traf. Er bewährte sich nicht nur als sehr unterrichteter Führer bei unserer Betrachtung der hervorragendsten Gebäude der Stadt und ihrer reichen Kunstschätze, sondern wußte mich auch fesselnd zu belehren über Dinge, die außerhalb des Bereichs der Reisehandbücher liegen, obgleich sie die eigentliche Grundlage und Nährquelle aller Kunst und Wissenschaft bilden, deren Gedeihen von dem Boden abhängt, auf dem sie wachsen.

Bergamo zählte damals wenig über dreißigtausend Einwohner, und ich hatte noch keine Residenz-, geschweige denn Provinzialstadt von ähnlicher Einwohnerzahl gesehen, welche auch nur annähernd so viel Sehenswerthes geboten hätte. Ich

meine damit nicht blos die hervorragenden öffentlichen Gebäude und Kunstschätze, wie z. B. den mittelalterlichen Palazzo Vecchio mit seiner offenen säulengetragenen Halle, vor welcher Torquato Tassos Standbild steht, oder die ins zwölfte Jahrhundert zurückreichende herrliche Kirche S. Maria Maggiore, oder die Accademia Carrara mit ihrer höchst werthvollen Gemäldesammlung, oder die große städtische Bibliothek und das Athenäum der Wissenschaften und Künste — sondern habe besonders die Kunstschätze vor Augen, welche ich in Privatwohnungen gefunden, in welche der Zufall mich geführt.

Als ich im Palazzo Frizzoni Gemälde von Leonardo da Vinci, Moroni, Moretto, van Dyck und anderen berühmten Meistern fand, und der Besitzer meine Freude darüber bemerkte, sagte er mir, daß mehrere seiner Bekannten in Bergamo, zu denen er mich führen werde, Kunstwerke von hohem Werth besäßen. Diese Bekannten waren Landsleute von ihm, die in der Umgegend von Bergamo großen Grundbesitz erworben hatten, wo Seidenzucht getrieben wurde, welche die Schweizer Kolonisten zuerst in der Lombardei eingeführt haben. Ich lernte unter ihnen sehr gebildete Männer kennen, deren geläuterter Geschmack sich schon in der stilvollen Einrichtung und Ausschmückung ihrer Häuser kundgab. Ein paar davon wurden mir als große Millionäre bezeichnet, die zu den reichsten Gutsbesitzern der Lombardei zählten.

Ich wurde zu einem Ausfluge aufs Land eingeladen, der mir Gelegenheit bot, einen Blick auf die landwirthschaftlichen Zustände zu werfen, die sich von den bei uns herrschenden wesentlich unterscheiden. Einen grundbesitzenden Bauernstand, der in Dörfern wohnt, wo jedes Haus eine kleine Welt für sich bildet, mit Zubehör von Ackerland forterbend vom Vater auf den Sohn, giebt's in der Lombardei nicht: das Land gehört den Gutsbesitzern und wird den Bauern nur in Pacht

gegeben. Das Pachtsystem, welches ihre Beziehungen zu den Gutsherren regelt, zerfällt in zwei Theile, nach der Sonderung des Landes, in Ober- und Unterland. Im Oberlande besteht ein einfaches, im Unterlande ein doppeltes Pachtverhältniß. Im ersteren Falle wird nämlich das Ackerland in kleineren Theilen durch die Bauern direct von den Gutsbesitzern in Pacht genommen gegen einen mäßigen Zins, welcher sowohl in Geld als auch in Cerealien entrichtet werden kann. Bei dem doppelten Pachtsystem hingegen, welches in den künstlich bewässerten Niederungen herrscht, wo man die kleinen Einzelwirthschaften für unvortheilhaft erachtet, werden umfangreichere Ländereien bemittelteren Pächtern unter Bedingungen überlassen, welche ihnen größere Freiheit des Betriebes sichern und ihnen auch gestatten, Grundstücke zu industriellen Unternehmungen an Afterpächter abzutreten. So gelingt es einzelnen Bauern, sich zu Wohlstand emporzuschwingen und mit der Zeit selbst Grundeigenthum zu erwerben; aber solche Fälle bilden nur Ausnahmen von der Regel, daß die lombardischen Bauern von der Hand in den Mund lebende Arbeiter auf fremdem Grund und Boden sind.

Diese Zustände bieten kein erfreuliches Bild im Vergleich zu denen unserer Landbevölkerung, die sich, besonders in den plattdeutsch redenden Gebieten, auf ihrem eigenen Grund und Boden eines oft üppigen Wohlstandes erfreut, wie er bei den italienischen Ackerbauern in der Regel nicht zu finden.

Die Hauptnahrung des Volks bildet die Polenda oder Polenta, der bekannte, aus Kastanien oder Mais bereitete Brei, welcher jedenfalls nahrhafter ist als unsere Kartoffeln. Der in reicher Fülle angebaute türkische Weizen wird in den Aehren an der Sonne getrocknet; die Landleute umkleiden damit förmlich zu diesem Zweck die Sonnenseite ihrer weißen Häuser, was einen sehr behaglichen Anblick gewährt. Die

Dörfer bieten wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit den unseren; sie haben alle einen mehr städtischen Anstrich und dasselbe kann man auch von ihren Bewohnern sagen.

* * *

Nach Bergamo zurückgekehrt, traf ich dort bei zufälliger Begegnung mit dem damals noch hochgefeierten Donizetti zusammen, den sein Neffe kurz zuvor aus Paris in unheilbarem Zustande nach seiner Vaterstadt zurückgeführt hatte, wo er schon wenige Monate später seinen Leiden erliegen sollte. Frizzoni war mit mir auf dem Wege nach der Kirche S. Alessandro, wo sich das große Bild der Himmelfahrt Mariä von Girolamo Romanino befindet, als uns ein von zwei sehr eleganten Damen begleiteter Rollstuhl entgegenkam, in welchem eine stattliche Männergestalt mit gebeugtem Haupte saß. Die Damen blieben, begrüßt von meinem Begleiter, ein Kurzes stehen, um ihm Auskunft über das Befinden des Kranken zu geben; ich wurde ihnen vorgestellt und sie luden uns in freundlichster Weise auf den Nachmittag zu sich ein.

Ich erfuhr, daß die beiden Damen — Mutter und Tochter — einer hochgestellten Familie angehörend, den kranken Donizetti aus reiner Verehrung in ihr Haus aufgenommen, um ihn bis zum letzten Athemzuge in liebevoller und sorgfältiger Pflege zu wissen.

„Wir können Ihnen nichts bieten, als den Anblick einer untergehenden Sonne," sagte bei unserem Empfang die junge Dame, eine schlanke Brünette, die mit ihren Feueraugen einer aufgehenden Sonne glich. Es waren noch mehrere Gäste anwesend, darunter der Neffe Donizettis, der sich auf einem Schemel zu Füßen seines Oheims niedergelassen hatte. Dieser saß sorgfältig angekleidet — selbst die Ordensbändchen im Knopfloch fehlten nicht — bewegungslos in einem hohen Lehn-

sessel und ließ seine großen schönen Augen wirr im Kreise umherschweifen, ohne jemand aus der Gesellschaft zu erkennen, obwohl verschiedene ihm altbekannte Gesichter darunter waren. Sein Neffe sah liebevoll zu ihm empor und suchte seine Aufmerksamkeit auf einige Personen zu lenken, die ihm früher nahe gestanden; Donizetti erwiderte den Blick, aber ohne das geringste Zeichen von Theilnahme. Sprechen konnte er schon lange nicht mehr, und nur durch Musik war er noch zuweilen anzuregen, wie uns die schöne Tochter des Hauses erklärte. Sie trug dann, begleitet von ihrer Mutter, mit sympathischer Stimme die große Arie aus der Regimentstochter vor, und wirklich richtete er nun seine Augen auf den Flügel und bewegte sich ein paar Mal im Sessel hin und her, den Kopf mit einem Ausdruck schüttelnd, als ob ihn der Vortrag nicht ganz befriedigt habe. Dann blickte er wieder starr vor sich hin, völlig theilnahmlos an allem, was um ihn her vorging. Abgesehen von diesem starren Ausdruck seiner Augen, war an seinem kräftigen Aeußern nicht die mindeste Spur zu entdecken von dem Rückenmarksleiden, das seinen Geist umnachtete und den Körper unrettbar seiner baldigen Auflösung entgegenführte.

Am folgenden Tage fuhr ich nach Mailand zurück, um Anstalten zur Reise nach Turin zu treffen, was damals nicht so leicht zu bewerkstelligen war, wie es heutzutage ist, wo man in kürzerer Zeit von Mailand nach Rom gelangen kann, als man früher brauchte, um seinen Paß in Ordnung bringen zu lassen.

Ich mußte noch einmal mein Glück beim Polizeidirector versuchen, in dessen sorgenvollem Kopfe neuer Argwohn gegen mich aufgestiegen war, und zwar in doppelter Gestalt: einmal wegen meines Ausflugs nach Bergamo und dann wegen der verhängnißvollen Thatsache, daß mein Paß ausgestellt war

„zur Reise durch die k. k. Staaten nach Rom“. Turin, wohin mein Verlangen ging, lag nicht in den k. k. Staaten, und dieser Umstand mußte natürlich den polizeilichen Verdacht erwecken, daß ich auf dem Wege sei, mit dem König Albert gegen Oesterreich zu conspiriren.

Die Frage wegen Bergamo war bald erledigt. Daß ich einer Einladung dorthin gefolgt war, hatte man schon ausgekundschaftet, und als man nun auch wissen wollte, was ich dort getrieben, antwortete ich, ich hätte festgestellt, daß das Christenthum von Byzanz aus schon in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts in Bergamo eingeführt worden sei, wogegen der Polizeidirector nichts einzuwenden wußte. Desto schärfer betonte er dann die Frage, warum ich Turin und Genua besuchen wolle, Städte, welche doch beide nicht im Passe bemerkt ständen. Ich antwortete: Um von Mailand nach Rom zu gelangen, müsse man doch jedenfalls einen dahin führenden Weg einschlagen, und ich hätte mich nun für den über Turin und Genua entschieden, da ich über die Zeit der Einführung des Christenthums in den beiden Städten noch nicht ganz im reinen wäre . . .

Der Tag war doch einmal für mich verloren und ich beschloß die Sache von der komischen Seite zu nehmen, wie sie es verdiente, unbekümmert um die Folgen. Es gab noch ein langes Hin- und Herreden, wobei ich eine Personalschilderung des Königs Albert zu hören bekam, die ich hier nicht zu wiederholen wage. Aber ich erhielt doch endlich meinen Paß und machte mich sofort damit auf den Weg, um ihn gegen Erlegung von vier Francs vom piemontesischen Gesandten visiren zu lassen.

Es war über die Plackereien schon zu spät geworden zum Mittagessen im Hotel und ich trat in ein Café, um mich etwas aufzufrischen und dann einen Gang nach dem großen

Hospitale zu machen, welches man mir als sehr sehenswerth gerühmt hatte. In der That macht es den Eindruck eines großartigen Bauwerks. Der innere Hof, welcher ein ungeheures Viereck bildet, ist von imposanten Säulengängen umgeben. Ich zählte beim Durchwandeln der einen Seite die Schritte und die Zahl betrug 112. — Einer der Krankensäle stand offen; ich warf einen Blick hinein, und der hochgewölbte weite Raum machte mir ganz den Eindruck einer Kirche. Zu beiden Seiten längs den Wänden zogen sich wie Kirchenbänke die Betten der Kranken hin; im Hintergrunde zeigte sich eine altarartige Erhöhung, hinter welcher Lichter oder Lampen brannten.

Aus der melancholischen Stille des Hospitals gerieth ich in den ohrenbetäubenden Lärm des Marktes, der sich von den Frucht-, Obst-, Fisch- und Wildmärkten anderer Städte nur durch ein noch lebhafteres und lauteres Treiben unterschied. Ekelerregend war es zu sehen, wie die Marktweiber die eßbaren Frösche zum Verkauf herrichten; die armen Thiere zappeln und geberden sich kläglich, während man ihnen die Haut abzieht, um ihre Keulen den Leckermäulern mundgerecht zu machen.

Ein Gaukler, welcher durch mächtige Trompetenstöße eine große Menge Volks an seinen Zaubertisch zu locken wußte, fesselte ein Kurzes auch meine Aufmerksamkeit, nicht durch seine Kunststücke, sondern durch die Art, wie er seinen Lohn dafür vorausnahm: er bestimmte mit fürchterlich kreischender Stimme für jede Zauberei einen Preis und ging erst ans Werk, wenn das Geld auf dem Teller lag. „Ich bin" — rief er — „kein Bettler, der um Almosen fleht, sondern ein Künstler, der für seine Leistungen entsprechenden Lohn verlangt!" Er war bescheiden genug, seine Leistungen nicht hoch anzuschlagen, denn für das Kunststück, irgend jemandem, der

sich zu der Zauberei bequemen wollte, eine lebendige Schildkröte aus der Nase zu ziehen, verlangte er nur 5 Soldi.

Am Abend ging ich zum letzten Mal ins Theater, wohin man in Italien meist nur geht, um Bekannte zu treffen, Besuche in den Logen zu machen und zu plaudern. Es wurde ein neues Ballet, „Die Afghanen“, zum fünfzigsten Male gegeben; trotzdem war die Scala, welche 5000 Zuschauer faßt, beinahe gefüllt, weil es hieß, die Polizei habe politische Anspielungen in dem Ballet entdeckt und werde weitere Aufführungen nicht gestatten.

Am nächsten Morgen zog mich's, nachdem ich meinen Koffer gepackt hatte, noch einmal zum schimmernden Dome hin, um von der Höhe des Mittelthurms hinab einen Abschiedsblick zu werfen auf die freundliche Stadt mit ihren schon in den Farben des Herbstes schillernden Gärten, sowie auf die feingeschwungenen Linien des Apennin im Süden und die schneebedeckten Alpenhäupter im Norden.

Der Dom und die Scala haben in ihrem Ursprunge etwas Verwandtes. Der mächtige Theaterbau hat sich nämlich auf der Stätte und aus den Trümmern einer Kirche erhoben, welche Santa Maria alla Scala hieß und deren Gründung (1381) durch die Gemahlin von Bernabo Visconti mit der des Domes zusammenfällt.

* * *

Um zwei Uhr nachmittags verließ ich Mailand bei reinem Himmel, der mir bis zum Einbruch der Nacht die vom Monte Rosa überragte, nordwestlich laufende Alpenkette mit ihrer frischen Schneehülle in schönster Beleuchtung zeigte, während zu beiden Seiten des Weges, soweit das Auge reichte, das in regelmäßigen Strichen von Gräben durchschnittene Land entblätterte Gruppen von Maulbeerbäumen trug, hin und

wieder von dicht bepflanzten Baumschulen unterbrochen. Doch sollte die Fahrt auch unangenehme Eindrücke bieten, an welchen der Himmel nicht schuld war: auf der kurzen Strecke von der piemontesischen Grenze bis Novara mußte nicht weniger als viermal angehalten werden infolge der nicht zu umgehenden Polizei- und Mauthplackereien. Schon um dieser nimmer endenden Störungen willen mußte jeder billig denkende Reisende mit den italienischen Einheitsbestrebungen sympathisiren. Mein einziger Weggenoß war ein Kaufmann aus Mailand, der mir eine Menge seltsamer Geschichten erzählte, unter anderen auch die, daß kürzlich eine Hofdame der Vicekönigin ihren Abschied erhalten, weil sie das Bild des Papstes in einer Broche getragen habe. „Und denken Sie nur," rief mein Begleiter, wie um meinen ganzen Unwillen herauszufordern, „diese Dame gehört dem berühmten Hause der Castelbergo an."

In Novara durchzog bei unserer Ankunft eine Schar junger Burschen, unter Führung einiger Fackelträger, die Straßen, in wildem Jubel Lieder zur Ehre des Königs Carl Albert brüllend.

Als wir die Grenze überschritten hatten, hörte das in der Lombardei an allen Häusern und Mauern prangende „Evviva Pio Nono!" auf und die Worte „Pregate per la salute del Re!" traten dafür an die Stelle. Alle Welt trug den Namen des Königs im Munde und sein Bild am Halse. ...

Der erste Eindruck, welchen das herrlich gelegene Turin mit seinen hohen Palästen, seiner munteren Bevölkerung und seinen blendenden Fernsichten auf mich machte, überstieg alle meine Erwartungen.

Wohl nur wenige Binnenstädte dürfen sich einer so anmuthigen Lage rühmen, wie Turin. Die Umgebung wechselt ab mit lachenden Thälern und bald sanft geschwelltem, bald

keck sich hervorthuendem, bald in kühneren Gestaltungen zu Bergeshöhe aufstrebendem Hügelland, umschlungen von den schimmernden Wellenarmen des Po und der Dora. Die weißhäuptigen Alpen in der Ferne mit ihrem immer wechselnden Farbenspiel bilden den Hintergrund des großartigen Bildes. Zu den heiteren Eindrücken, welche der Wanderer mitbringt, von welcher Seite er auch kommen möge, bietet das Innere der Stadt eine erfreuliche Fortsetzung. Die von imposanten Häusermassen überragten, breiten, luftigen Straßen und die großartigen öffentlichen Plätze deuten auf behagliche Räumlichkeit, und das Regelmäßige im Plane der Stadt, statt einförmig zu wirken, wie z. B. in dem ähnlich gebauten Petersburg, erzeugt eine Menge der lieblichsten Fernsichten und läßt gleichsam ein frisches Stück Landleben und Gebirgswelt durch jedes Thor hereinschauen.

Die in gleichmäßiger Höhe und schnurgerader Linie hinlaufenden Häuserkolosse der vornehmsten Straßen stützen sich vorn auf unabsehbare Reihen geschäftsbelebter Arkaden, durchwogt von einem fröhlichen Menschengewimmel, dessen Anblick mir einen unsäglich wohlthuenden Eindruck machte; offenbar war es ein Nachglanz der Freude über den gewaltigen Umschwung, der sich im Lande vollzogen, seit der König Carl Albert sich entschieden an die Spitze der Bewegung gestellt, welche zur Befreiung und Einigung Italiens führen sollte, was damals allen Gesichtern in Turin einen so festtäglichen Anstrich gab. Nie zuvor hatte ich die ganze Bevölkerung einer großen Stadt in ähnlich gehobener Stimmung gesehen. Es spielten sich täglich Scenen vor mir ab, die mich aus einer Ueberraschung in die andere fallen ließen, so daß ich inmitten mir noch so ungewohnten, alles mit sich fortreißenden Volksjubels zuweilen nicht wußte, ob ich träumte oder wachte.

Diese mit dem vollen Reiz der Neuheit auf mich wirkenden

Bilder haben sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt, doch ich will hier, mit Uebergehung aller großen Aufzüge und öffentlichen Kundgebungen, in Kürze nur ein kleines Erlebniß aus dem Kaffeehause erzählen. Ich las, beim Frühstück sitzend, die neuesten Zeitungen, als plötzlich ein munterer Junge in den Saal gesprungen kam, einen ganzen Stoß neuer Loblieder zur Verherrlichung Carlo Albertos in der Hand. Er legte mir einige Exemplare auf den Tisch, und ich fragte, nach meiner Börse greifend, was sie kosteten. „Oh, niente, Signore!“ — antwortete der Bube mit abwehrender Handbewegung — „siamo tutti fratelli!“ — Das Lied war überschrieben: Un tributo di pace, amore e riconoscenza, und der Verfasser war nach der Unterschrift: non Poeta ma Italiano.

Die Begeisterung für den König Carl Albert, der damals schon ein halbes Jahrhundert zählte und seit 16 Jahren auf dem Thron saß, war noch sehr jungen Ursprungs, denn sie begann erst mit seiner offen erklärten Hinneigung zu der von Pius IX. angeregten Reformbewegung. Bis dahin hatte der schon in jungen Jahren schwer geprüfte Fürst das überkommene jesuitisch-absolutistische System gleich den anderen italienischen Regierungen wohl oder übel ertragen müssen, ohne seiner inneren Abneigung dagegen überzeugenden Ausdruck geben zu können. Nun aber, seit der Papst selbst eine freisinnige Richtung eingeschlagen hatte, konnte die Geistlichkeit ihre alte Macht dem Könige gegenüber nicht mehr behaupten, und wetteiferte, um so viel Einfluß zu retten, wie möglich, mit dem Volke in Hingebungsbezeugungen erbaulichster Art. In einer einzigen Woche erlebte ich drei improvisirte Festtage, an welchen unter feierlichen Aufzügen aller geistlichen Brüderschaften öffentliche Gebete für die Gesundheit des Königs zum

Himmel gesandt wurden. An allen Straßenecken und auf allen Marktplätzen sah man Maueranschläge mit Aufrufen an das Volk, sich an den Bittgängen zu betheiligen, die mit großem Pomp ins Werk gesetzt wurden.

Ich fand in dem obenerwähnten Gedicht an Carl Albert Stellen, welche unzweifelhaft auf diese Vorgänge Bezug nahmen, wie z. B. die Verse:

„Dein Herrschergeist war stets derselbe,
Doch blieb ihm alte Schuld zu sühnen;
Aus grünen Blättern wurden gelbe,
Nun sehn wir frisch die Zweige grünen
Und Stimmen schallen jubeltönig
Ins Ohr Dir, die einst anders klangen,
Als sie noch nicht vor Dir, mein König,
Das hohe Lied der Freiheit sangen.
Sieh Deines Volkes Augen funkeln,
Beglückt durch Dich! Trau' Deinem Volke!
Laß nie den klaren Blick verdunkeln
Des Weihrauchs trügerische Wolke!"

* * *

Unter dem unmittelbaren Eindruck ungewöhnlicher Erlebnisse erscheint alles viel wichtiger, als wenn man in späteren Jahren einen Rückblick darauf wirft, wo sich das wirklich Bedeutende von dem Geringeren dann so deutlich abhebt, wie die höchsten Gipfel eines großen Gebirgszuges, die, aus der Ferne betrachtet, leichter zu erkennen sind, als wenn man darunter steht.

Gerade die erfahrensten Männer und gewiegtesten Diplomaten legten den Vorgängen in Piemont den geringsten Werth bei. Ich traf in Turin wieder mit Ssobolewsky zusammen und lernte durch ihn die Herren von der russischen Gesandtschaft kennen, welche in der Volksbewegung den Beginn einer neuen Aera für Italien nicht zu finden vermochten.

Die Persönlichkeit Carl Alberts schien ihnen keine Gewähr dafür zu bieten, daß er die Hoffnungen erfüllen werde, die das Volk an ihn knüpfte. Sie wiesen auf die tiefwurzelnden Vorurtheile hin, welche in den anderen italienischen Staaten gegen Piemont herrschten und ein einiges Reich unter dem Hause von Savoyen unmöglich machten.

Schon in Mailand hatte ich ähnliche Aeußerungen gehört und gelesen. Mit unverhohlenem Mißtrauen sahen die stolzen Lombarden auf Piemont, mit Geringschätzung auf Toscana, mit Verachtung auf Neapel, und ein einiges Italien konnten sie sich nur denken in Form eines republikanischen Staatenbundes.

Die Verschiedenheit der Mittel [illegible] eine Gewähr dafür zu bieten, daß er die [illegible] erfüllen werde, die [illegible] auf die [illegible] Verträge [illegible] Staaten gegen [illegible] unter dem Bunde von [illegible] gemacht.

Schon in [illegible] Aeußerungen gehört und gelesen. Mit [illegible] sahen die Folgen [illegible] auf [illegible], mit [illegible] auf Toscana, mit [illegible] auf Neapel, [illegible] Italien könnten sie sich nur [illegible] Form eines [illegible] Staatenbundes.

VI.

Von Turin über Genua, Livorno und Florenz nach Rom.

Meine letzten Tage in Turin wurden durch ein mit Schneestürmen verbundenes Winterwetter getrübt, welches mir unerträglicher schien, als die größe Kälte in Rußland, weil kein Schutz dagegen zu finden war; denn der Ofen in meinem Zimmer befand sich in einem Zustande, daß ich, um vor Rauch nicht umzukommen, die Fenster öffnen mußte, wenn geheizt wurde. Selbst in der herrlichen Gemäldegalerie des alten Palazzo Madonna war es vor Kälte nicht lange auszuhalten; nur in den behaglichen Räumen der trefflich eingerichteten Universitätsbibliothek konnte ich die vor Frost klappernden Glieder täglich ein paar Stunden erwärmen.

Das Schnee- und Schlackerwetter begleitete mich auch nach Genua, wo ich in der ersten Nacht in dem ungemüthlichen Hotel Feder beinahe ums Leben gekommen wäre. In dem mir angewiesenen eiskalten Zimmer wurde der alte eiserne Ofen geheizt, während ich mich unten im Gastzimmer durch ein Glas Wein ein wenig zu wärmen suchte. Ganz überwältigt von Müdigkeit nach der langen Fahrt legte ich mich dann gleich ins Bett und schlief fest ein. Aber fürchterliche Traumbilder suchten mich heim: ich war in die Hände von Wilden gefallen, welche mich braten und essen wollten. Ich

sah, wie sie einen Holzstoß anzündeten, der nicht recht brennen wollte, aber desto mehr qualmte. Der Qualm schlug mir ins Gesicht, meine Augen schmerzlich beizend und meinen Odem hemmend. Ich konnte den Kopf nicht abwenden, denn ich stand an einen Pfahl gebunden, mit einer Schlinge um den Hals. Plötzlich war es mir, als würde die Schlinge fest angezogen; die Luft ging mir aus; ich war dem Ersticken nahe. Im Todeskampfe schlug ich wild um mich und erwachte aus meinem Traum, um zu gewahren, daß ich wirklich in Gefahr schwebte, in dem brandigen Qualm umzukommen, der das Zimmer mit einer Finsterniß erfüllte, die keinen Lichtschimmer durchdringen ließ. Halb bewußtlos tappte ich an den Wänden umher, um die Thür oder ein Fenster zu finden. Ich kam an ein Fenster, und es gelang mir mit großer Anstrengung, es zu öffnen. Wie begierig sog ich die frische Nachtluft ein! Endlich fand ich auch die Thür und daneben den Glockenzug, den ich so lange bearbeitete, bis jemand kam, um die Ursache des Qualms zu entfernen. Allein die Wirkung sollte mich noch lange plagen, denn ich hatte mir eine Erkältung zugezogen, die noch zu anderen Leiden führte. . . .

Die Herrlichkeit Genuas erschloß sich mir, so lange das schlechte Wetter anhielt, nur stückweise; einen rechten Ueberblick von der majestätischen Stadt erhielt ich erst am Tage, da ich sie wieder verließ. Was mir dabei nun besonders auffiel, war, daß ich gar nichts Ueberraschendes fand, weil mir Alles so altbekannt vorkam, als ob ich dort schon einmal gelebt hätte. Und doch hatte ich nie zuvor eine ähnliche Stadt gesehen. Ich konnte mir die Sache nur daher erklären, daß mir schon im zehnten Lebensjahre, seit ich zuerst Schillers Fiesco gelesen oder vielmehr verschlungen, ein Bild von Genua vorschwebte, in großen Umrissen, die sich mir unbewußt später ausfüllten, nicht blos durch Lectüre, sondern auch durch Anschauung alter

genuesischer Bauten im Orient, monumentaler Reste aus der Blüthezeit der Republik, da Genua noch in Constantinopel große Niederlassungen hatte, am Bosporus gewaltige Schlösser aufführte, von dort aus sich der taurischen Halbinsel bemächtigte, durch diese das Schwarze Meer beherrschte und über das Caspische Meer hin mit Indien Handel trieb. Dieser gewaltigen Machtentfaltung Genuas auf Kosten des in träger Ueppigkeit versunkenen griechischen Kaiserreichs wurde erst ein Ende gemacht durch die Türkenherrschaft; aber die Mutterstadt wußte den fernen Kolonien ihr Gepräge dergestalt aufzudrücken, daß es noch heute, nach vier Jahrhunderten des Verfalls, deutlich erkennbar ist.

So stieg beim ersten Anblick der alten Mauern und Thürme von Genua manch ähnliches Bild vom Schwarzen Meer, besonders aus Theodosia in meiner Erinnerung auf. — Mit ihrem prächtigen Hafen, ihren kolossalen Palästen, ihrem bunten Menschengewühl, ihren säulengetragenen Villen, immergrünen Gärten und Hügeln machte mir die Stadt, als ich sie zum ersten Male bei halbwegs klarem Himmel durchwanderte, einen fast überwältigend großen Eindruck. Die Unterschiede im Vergleich mit den früher geschilderten Städten lassen sich durch ein paar Worte bezeichnen.

Mailand bietet wie in seiner Bevölkerung, so auch Architektur eine Mischung deutscher und romanischer Elemente. In Turin zeigt die Architektur schon kühnere und großartige Gestaltungen auf entsprechendem Raume. In Genua aber wachsen die Häuser zu schwindelnder Höhe empor, während die auf- und absteigenden Straßen sich beklemmend in die Enge ziehen, so daß nur wenige fahrbar sind und der Wanderer den Kopf tief in den Nacken legen muß, um zu den stolzen Marmorbauten zu beiden Seiten aufblicken zu können. Man kann nichts übersehen, man kann nur anstaunen. Von ärmlichen

Häusern, wie man sie selbst in den größten Städten Deutschlands findet, ist hier keine Spur, wo selbst die Armuth in — freilich meist verödeten und theils zerfallenen — Palästen wohnt.

Ich suchte am Nachmittage einen Höhenpunkt der ersten Bergreihe, welche Genua umgiebt, zu erklimmen und gelangte nach langem Umherirren durch ein Labyrinth von Gassen, die zwischen thurmhohen Gebäuden sich aufwärts schlängelten, am alten Fort vorüber in die Weinberge, die, von gewaltigen Mauern geschützt, bis zur Höhe des Gebirgszuges emporsteigen. Dort von der Bastion San Erasmo hinab eröffnete sich mir auf Stadt und Meer ein Ausblick, dessen Zauber mich ganz gefangen nahm, bis die sinkende Sonne zur Umkehr mahnte. Es dunkelte schon, als ich wieder in der Stadt ankam, die ich auf meinem ganzen Heimwege ungewöhnlich belebt fand. Hunderte von Menschen, mit Bändern und Blumen geschmückt, bewegten sich unter Fackelbeleuchtung und Gesang in wohlgeordneten Zügen durch die Straßen, deren Enge das Vorwärtskommen bei dem immer wachsenden Volksandrange unendlich erschwerte. Ich wußte zuweilen nicht, wohin mit mir, und ähnlich ging's vielen; doch wich man einander aus, so gut man konnte, immer höflich und freundlich. Ich erkundigte mich nach der Ursache des festlichen Aufzuges und erfuhr, daß es eine Kundgebung der Bürger von Genua gegen die Jesuiten vorstelle, welche in großer Anzahl ausgezogen seien, um in den umliegenden Ortschaften das Volk zu ermahnen, sich nicht von dem unseligen Taumel der Großstadt mit fortreißen zu lassen. Die Zeitungen hatten Auszüge aus den Predigten einiger der Väter Jesu gebracht, worin es hieß, die Zeit des Antichrists drohe hereinzubrechen; Gott suche die Menschen mit schweren Prüfungen heim, weil sie wankten im Glauben und die frommen Diener der Kirche verfolgten; schon sei ganz Genua in ein großes Irrenhaus umgewandelt und der Geist

des Bösen selbst in die sonst so glaubensfreudigen Frauen gefahren.

Daraufhin seien zahlreiche Scharen erleuchteter Genuesen den Jesuiten nachgezogen, um das Volk über deren wahre Absichten aufzuklären. Ueberall habe man sie mit Handschlag und Bruderkuß empfangen, und so seien sie jubelnd und singend, trotz des schlechten Wetters, von Ort zu Ort gepilgert und nun zurückgekehrt voll Begeisterung über das glückliche Gelingen ihres Unternehmens.

Sie waren ausgezogen mit flatternden Fahnen und kamen wieder mit Olivenzweigen in der Hand. Denn die Fahne — so erklärte man mir — das Sinnbild des Krieges, solle nur dem äußeren Feinde gelten, gleichviel ob er in Capuze oder Uniform sich zeige, die Olivenzweige aber gelten dem glücklichen Genua und allen für die Wiedergeburt ihres Vaterlandes glühenden Italienern. . . .

Am folgenden Tage sollte ich auch einen Aufzug mit der Fahne sehen. Als ich in der Mittagsstunde einen Gang durch Strada nuova und amorosa machte, bewegte sich ein langer Zug Volks nach dem Jesuitenkollegium, einem der herrlichsten Paläste der Stadt. Ein hochgewachsener, schwarzbärtiger Mann in Nationaltracht schwenkte eine Fahne, welche im Winde lustig hin- und herflatterte, während die nachdrängende Menge ein Lied sang, aus welchem mir am deutlichsten die Worte „Tod den Jesuiten! Tod den Oesterreichern!“ ins Ohr schallten, aber mehr jubelnd als drohend. An die Mauern des Palastes wurden Blätter geklebt, deren Inhalt den Vätern Jesu ins Gewissen reden sollte, aber so starke Ausdrücke enthielt, daß ich hier keinen davon wiederzugeben wage. Bemerken will ich nur, daß den wörtlichen Ausschreitungen keine thätlichen folgten, sondern alles so friedlich verlief, als ob jeder aus der Menge sich die an den Straßenecken angeschlagene und von den

Häuptern der Stadt unterzeichnete Mahnung zu Herzen genommen hätte: „Ordine, fratelli, tutta Italia ci guarda!“

Und als das Volk durch sein maßvolles Benehmen bei den verschiedenen Aufzügen allen Erwartungen entsprochen hatte, wurde ihm der Dank dafür durch Tausende von Anschlägen ausgedrückt, welche die Worte enthielten: „Grazie, fratelli, foste ammirabili! Ordine, Tranquillita!“

Auch die Frauen Genuas ließen sich von der allgemeinen Begeisterung hinreißen, an den öffentlichen Kundgebungen theilzunehmen; ich las in den Zeitungen von einem glänzenden Aufzuge, der auf Anregung und unter Mitwirkung der vornehmsten und schönsten Damen der Stadt stattgefunden; doch kann ich davon nicht nach eigener Anschauung berichten. Ich habe überhaupt keine bemerkenswerth schöne Frauen in Genua gesehen; auf der Straße waren sie nicht zu finden und in der einzigen größeren Gesellschaft, die ich mitgemacht, ebenfalls nicht. Es war das beim russischen Minister-Residenten Herrn von Butzow, der in seinem gastlichen Hause eine Gesellschaft versammelt hatte, in welcher die Genueserinnen die Mehrzahl unter den Damen verschiedener Nationalität bildeten. Allein die hübscheste Dame im ganzen Kreise war entschieden die Herrin des Hauses selbst, eine anmuthige, lebhafte, junge Polin, die nicht älter aussah, als die aus erster Ehe stammende Tochter des in Jahren schon vorgerückten Herrn von Butzow.

Der mächtigste Eindruck von Genua ward mir erst vom Meere aus, als ich die marmorne Stadt verließ, um nach Livorno zu fahren. Der sardinische Dampfer „il nuovo Colombo“, auf welchem ich mich einschiffte, hatte so wenig Passagiere, daß sie an Kopfzahl kaum der Bedienungsmannschaft des Fahrzeugs gleichkamen. Um so mehr Raum blieb mir zur Bewegung, als ich um vier Uhr nachmittags an Bord kam und nun noch eine ganze Stunde bis zur Ab-

fahrt mich des wundervollen Schauspiels erfreuen konnte, das der Rückblick auf Genua bei klarem Himmel gewährte. Vor mir ein Mastenwald zahlloser Schiffe, dahinter die Zinnen und Mauern des Freihafens. Darüber ragten rund um den Meerbusen her stufenförmig die gigantischen Häusermassen mit Kuppeln und Thürmen empor, zwischen dunklem Grün die Höhen hinansteigend bis zu den schneebedeckten Bergen im Hintergrunde. Und als dann plötzlich die Nacht ihren Schleier über alles warf, blitzten doch Tausende von Lichtern hindurch, welche von der Stadt und den Schiffen aufs Meer herabschimmerten und sich hüpfend darin wiederspiegelten wie die Sterne des Himmels.

In der sechsten Stunde fuhren wir durch die Säulenpforte, welche die beiden hohen Leuchtthürme bilden, ins Meer hinaus, dessen Lichtwunder so viele Erinnerungen in mir weckten und mich so lange wach erhielten, daß es schon spät in der Nacht war, als ich mein Lager aufsuchte. Meine Augen schlossen sich bald zu festem Schlafe trotz des hochgehenden Meeres, und als sie sich wieder aufthaten, lag das Schiff schon vor Anker im Hafen von Livorno. . . .

Ein wonniger Morgen! Mir war, als hätte die Fahrt von zwölf Stunden mich um hundert Meilen südwärts gebracht, so warm und weich wehte die Luft mich an. Noch stand in großer, durchsichtiger Scheibe der bleiche Mond am Himmel, schon vom Glanze des Tages überstrahlt, der das Meer mit Purpurglut übergoß. Das frühe Leben auf den Schiffen im Hafen, der Anblick der schimmernden Stadt, das immer wechselnde Farbenspiel des Wassers und der Schneegipfel des die Küste entlang streichenden Gebirgszuges, die buntfarbigen Gewänder der Matrosen, hier Griechen, da Türken, dort Spanier u. s. w. boten Bilder, die sich mit Worten nicht wiedergeben lassen.

So lange die Fahrt vom Schiffe bis zum Ufer währte, war ich ganz versunken im Anschauen der Wunder um mich her; aber beim Landen gerieth ich sofort unter einen wahren Auswurf der Menschheit in Gestalt von Dienstleuten und Packträgern, die über meine Siebensachen herfielen, als ob sie verlorenes Gut wieder fänden, das sie schnell in Sicherheit bringen wollten. Dabei gab's einen Kampf mit den Bootsleuten, welche sich schon vorher dafür hatten bezahlen lassen, das Gepäck ins Hotel zu schaffen. Die Leute schlugen einem Engländer, der sein Gepäck nicht aus der Hand ließ, den Hut vom Kopfe, um sich für die Mühe, ihn wieder aufzuheben, bezahlen zu lassen, oder den Eigenthümer zu zwingen, ihnen sein Gepäck anzuvertrauen. Das völlig schamlose, wie Schmeißfliegen zudringliche Gesindel verleidete mir den Aufenthalt in Livorno dergestalt, daß ich schon am Nachmittag wieder abreiste, wobei es auf dem Zollamt dieselben Plackereien gab wie morgens am Hafen. Ueber Pisa fuhr ich mit der Eisenbahn bis Entemoli. Dort nahm ich einen Vetturino, der sich allmählich dergestalt füllte, daß ich bald ganz zusammengequetscht saß. Die Straße war sehr belebt; alle Augenblicke mußte umgebogen oder ausgewichen werden; die Folge war, daß der Fuhrmann, ein unerfahrener Bursche, uns auf der Hälfte des Weges in einen Graben warf. Der Bursche heulte wie ein Besessener; zum Glück war am Wagen nichts zerbrochen als die Fensterscheiben, und nach einer Stunde kamen wir, sammt dem Fuhrwerke, durchnäßt und beschmutzt wieder aufs Trockene.

Ich hatte bei diesem nächtigen Unfall Gelegenheit, einen mich unangenehm berührenden Charakterzug des gemeinen Italieners zu beobachten. Eine Menge Leute fuhren vorüber, ohne nur Miene zu machen, uns beim Herausziehen des Wagens zu helfen, und die, welche endlich auf inständiges

Flehen ihrem Bruder Fuhrmann Hilfe brachten, verlangten dafür eine entsprechende Belohnung vorausbezahlt. In dieser Beziehung steht der russische Bauer weit über dem Italiener: ein armer Russe würde für solchen Dienst wohl eine kleine Vergütung annehmen, aber niemals fordern . . .

In der letzten Stunde des Weihnachtsabends traf ich in Florenz ein. Der erste Eindruck war, dank dem schönen Wetter, der günstigste, den ich bis dahin gleich bei der Ankunft in einer italienischen Stadt empfangen. Der warme Himmel zeigte sich im Glanze des Vollmondes ganz wolkenlos. Mit Entzücken weilte mein Auge, als der Wagen über die große Brücke des Arno rollte, auf der langen Reihe der stattlichen, das Ufer des Flusses entlang laufenden Paläste. Die von hohen Pfählen herab mit dem Mond um die Wette schimmernden Lampen spiegelten ihren Glanz in langen Lichtstreifen im Wasser wieder, so daß die vom Mondschein umflossenen Paläste aussahen wie von goldenen Wirbelsäulen getragene Feenschlösser. Nach allen Seiten hin flogen über das glatte Pflaster laternentragende Equipagen; in der verschwimmenden Ferne sah man die Wagen nicht, man sah nur die Beleuchtung, so es ringsum festlich blitzte und schimmerte.

Ecco l'Albergo della Nuova York! rief der Vetturino und wir hielten vor dem stattlichen Hotel, wo ich so lange bleiben wollte, bis ich eine passende Privatwohnung gefunden.

Mir war am Christabend weihevoll zu Muthe, auch ohne Christbaum; ich blieb noch lange auf und schlief dann vortrefflich. Am nächsten Tage schlenderte ich planlos umher, um von dem Festtagsgewimmel zu sehen, was der Zufall bot, trat bald in diese, bald in jene Kirche, staunte die hochragenden Paläste an und wunderte mich über den meist kleinen Wuchs der geputzten Menschen in den Straßen. Das warme Wetter verlockte mich zu einem Ausflug ins Freie, von welchem ich

erst um vier Uhr nachmittags heimkehrte, voll schöner Eindrücke, aber zugleich mit einem so rasenden Zahnschmerz, daß ich ans Zimmer gebannt blieb und mir die Zeit mit Schreiben zu vertreiben suchte, was nur stoßweise und unter großer Anstrengung gelang. Draußen war es so warm gewesen wie mitten im Frühling, und in dem großen Zimmer zu ebener Erde herrschte eine Kälte, daß mir die Finger ganz steif davon wurden trotz des im Kamin lodernden Feuers. Bald warf ich die Feder weg und fing an zu lesen. Doch ich suchte, nachdem ich mehrere Briefe geschrieben, dem ersten Tage in Florenz auch in Versen ein Denkmal zu setzen, und so entstand folgendes Sonett:

Seh' ich das winzige Geschlecht von heute
Hintrippeln zwischen hohen Burgpalästen,
Des Mittelalters mauerstarken Vesten,
Die oft in wildem Kampf der Feind bedräute —

Wie klein erscheinen mir die artigen Leute
Hier unter großer Vorzeit Ruhmesresten,
Die unter Kampf und Sturm so viel des Besten
Und Schönsten schuf, das je die Welt erfreute!

In Marmorbildern unter blauem Himmel
Führt neben Michel Angelo hier Dante
Den Chor erlauchter Geister von Florenz.

Christfestgeläut rief heut das Volksgewimmel
Zur Kirche, während ich ins Freie wandte
Den Schritt, wo alles grünte wie im Lenz.

Die Marmorbilder, von denen im Sonette die Rede ist, sind überlebensgroße Statuen berühmter Florentiner von neueren Meistern; zu den Genannten gehören noch Boccaccio, Leonardo da Vinci, Andrea di Cione, Piere Capponi, Farinata degli Uberti, und obenan Lorenzo von Medici. Sie schmücken die Nischen der Hallen, welche den mit Marmorquadern gepflasterten Raum umschließen, der zwischen den beiden Flügeln

der Uffizien wie ein oben offenes Prachtgemach liegt. Diese beiden Flügel, welche eine lange, breite Straße bilden, schließen sich an die Loggia dei Lanzi und den Palazzo Vecchio an, der mit seinem hohen, zinnengekrönten Thurme die Piazza del Granduca überragt und beherrscht, zu welcher mein erster Gang in Florenz mich führte und zu welcher mich auch mein letzter führen sollte; denn in dem gigantischen Palazzo Vecchio galt es vor dem Scheiden die kleinen Paßangelegenheiten in Ordnung zu bringen, aus welchen Kapital zu schlagen damals noch zu den wichtigsten Aufgaben der Staatskunst gehörte. Es beschlich mich immer ein unheimliches Gefühl, wenn ich solchen Paßgang zu machen hatte, zumal ich fast jedesmal die demüthigende Erfahrung machen mußte, daß mein stolzes engeres Vaterland, das Königreich Hannover, von den unwissenden Paßbeamten als ein fragwürdiger Gegenstand behandelt wurde. Mein weiteres Vaterland, Deutschland, kannten sie wenigstens als einen geographischen Begriff. Hannover aber kannten sie meist gar nicht, was in Florenz doppelt auffallen mußte, da diese Stadt doch schon seit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts ein Hauptsitz der Guelfen gewesen ist, was Hannover damals noch war.

Aus dem Palazzo Vecchio, wo ich gegen Ablieferung meiner Aufenthaltskarte meinen Paß zurückerhielt, mußte ich mich in den Palazzo Nuovo begeben, um das Visa zur Reise nach Rom zu erlangen. Der freundliche Beamte prüfte das deutsch ausgestellte Reisedocument eingehend, wobei seine Augen zunächst auf die durch lateinische Schrift hervorgehobenen Städtenamen H a n n o v e r und C a s s e l stießen. In sichtbarer Verlegenheit über den Zusammenhang dieser beiden Worte, wandte er sich um Auskunft an einen Kollegen, der das Problem auch nicht lösen zu können schien, wie sein Kopfschütteln an-

deutete, und so wurde ich dann sehr höflich gefragt: ob Hannover in Cassel liege oder Cassel in Hannover?

Schon vor Morgengrauen des 25. Januar verließ ich Florenz, um unter der Obhut eines Vetturino meine Reise nach Rom anzutreten, wohin damals noch keine Eisenbahn führte. Ich hatte tags vorher, nach Ordnung meiner Paßangelegenheiten, mit dem mir von meinem Hauswirth als zuverlässigen Mann empfohlenen Vetturino einen Vertrag abgeschlossen, welcher ihn verpflichtete, mich — gegen Zahlung einer bestimmten Summe — binnen fünf Tagen, spätestens binnen einer Woche nach Rom zu befördern und unterwegs alle Unkosten für Verpflegung und Nachtquartier zu tragen, so daß ich mich um nichts zu kümmern brauchte, als immer zur rechten Zeit einzusteigen und auszusteigen.

Diese Art zu reisen war mir — abgesehen von der unglücklichen Fahrt, welche mich bei Nachtzeit nach Florenz führte — völlig neu, aber ich fand sie weit unterhaltender und anziehender, als alle Eisenbahnfahrten, die ich bis dahin gemacht hatte. Der Vetturino, der zugleich Eigenthümer und Lenker des Wagens war, welcher mir besser zusagte, als irgend eine deutsche Postkutsche, ließ es uns in den Absteigequartieren an nichts fehlen, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte, und da alles in landesüblicher Weise geboten wurde und ohne Hast genossen werden konnte — denn es kam gar nicht darauf an, ob man eine halbe Stunde früher oder später abfuhr — so ließ sich dabei mit den überall höflichen Wirthsleuten eine gemüthliche Unterhaltung anknüpfen und es bot sich so Gelegenheit, tiefere Blicke in das Volksleben zu thun, als auf Eisenbahnfahrten möglich ist. Mit dem Weine wurde nicht gekargt und der Orvieto schmeckte mir fast wie Champagner. Auch das Essen war immer gut und reichlich; wo es an frischem Fleische fehlte, mußten gebackene oder geröstete Fische

dafür Ersatz bieten. Nur die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig, wenn ich abends vor Schlafengehen noch lesen oder schreiben wollte: die hohen, schlanken, dreiarmigen Messinglampen sahen stattlich genug aus, boten jedoch nur spärliches Licht. Da es nun auch zu den seltensten Glücksfällen gehörte, unterwegs ein Schreibzeug aufzutreiben, und, wo sich eins fand, die Tinte erst durch etwas Rothwein aus ihrer Erstarrung erlöst werden mußte, um sich dann doch als unbrauchbar zu erweisen, so begnügte ich mich damit, ab und zu ein paar Notizen mit Bleistift in mein Tagebuch zu kritzeln, die im Laufe der Jahre so verwischt sind, daß ich sie heute nicht mehr entziffern kann. Wenn der Winter auch noch keinen eigentlichen Frost gebracht hatte, so war es doch abends immer empfindlich kalt in den unheizbaren Zimmern mit Estrichfußböden und schlecht schließenden Thüren und Fenstern. Desto behaglicher erwiesen sich die sauberen, geräumigen Betten, die ich durchweg so vortrefflich fand, daß ich mein Nachtlager immer gern früh aufsuchte, zumal auch immer sehr früh morgens zur Weiterreise geweckt wurde.

Meine Gesellschaft in dem geräumigen Wagen bestand aus zwei sehr ungleichen jungen Ehepaaren: einem englischen und einem italienischen. Dieses bot ein Bild ungetrübten Glücks jugendlicher Liebe — jenes nicht ganz desgleichen, da es nur als Ehepaar jung genannt werden konnte, die Frau aber aussah, als ob sie schon tief in den Vierzigern steckte, während der Mann einen so jugendlichen Eindruck machte, daß sich niemand gewundert haben würde, wenn sie ihn für ihren Sohn ausgegeben hätte. Sie war von massivem Körperbau mit einem Gesicht wie aus Gänsehaut gebildet, dabei gesucht würde- und anspruchsvoll in ihrer Haltung, nach Kräften bestrebt, in allen Stücken ladylike zu erscheinen. Sie hatte die stahlgrauen, scharfen Augen immer halb geschlossen und erhob sie nur

flüchtig, wenn sie auf eine schöne Aussicht aufmerksam gemacht wurde oder wenn sie ihrem Gemahl durch einen bedeutsamen Blick zu verstehen geben wollte, daß sie irgend etwas „shocking“ fand, was häufig der Fall war, besonders bei unsern gemeinschaftlichen Mahlzeiten.

Er war um einen halben Kopf kleiner als sie, ein freundlicher, höchst sorgfältig gekämmter und gekleideter junger Mann mit offenen, treuherzigen Augen und feingeschnittenem, reinem Gesicht, dessen blanke Haut schwer unterscheiden ließ, ob sie so glatt rasirt oder noch ganz bartlos war. Er verging in Aufmerksamkeiten für Mrs. Willoughby, die er wie ein höheres Wesen behandelte, selbst wenn er ihr einen Pelzsack über die fröstelnden Füße zog, welche weit größer waren als seine eigenen. Sie ließ alles an sich geschehen mit der Starrheit einer Bildsäule; ihr Gesicht schien zu völliger Unfähigkeit verdammt, einen freundlichen Ausdruck anzunehmen.

Das seltsame Paar war sich nur darin gleich, daß es kein Wort Italienisch verstand. Da nun andererseits das junge italienische Paar kein Wort Englisch verstand, so blieb von vornherein jede direkte mündliche Unterhaltung zwischen den beiden auf der Hochzeitsreise befindlichen Paaren ausgeschlossen; sie konnten sich nicht einmal durch die Augensprache verständigen; denn Mrs. Willoughby wandte ihre Blicke immer in verschämter Entrüstung ab, wenn sie zufällig auf das junge italienische Paar fielen, welches so recht für einander geschaffen schien und in den Aeußerungen seiner Zärtlichkeit nicht immer diejenigen Grenzen einhielt, welche Mrs. Willoughby als Grenzen der Schicklichkeit galten.

Ich befand mich in Gesellschaft der beiden Ehepaare, die immer die äußersten Enden des Wagens einnahmen, um einander nicht zu nahe zu kommen, in einer seltsamen Lage, die mir nicht einmal gestattete, meinen Betrachtungen ruhig nach-

zuhängen, da sich mir von beiden Seiten Eindrücke aufdrängten, denen ich mich nicht entziehen konnte, ohne Augen und Ohren zu schließen, was ich mir gern für die Nacht vorbehielt. Indeß waren die Eindrücke mehr ergötzlicher als störender Art, an sich bedeutungslos, nur komisch durch den Contrast wirkend.

Ich kam mir zwischen den beiden Ehepaaren vor wie ein fünftes Rad am Wagen der Liebe, nur zur Aushilfe in Nothfällen vorhanden. Das italienische Ehepaar konnte ohne mich fertig werden, da es in seinem eigenen Lande reiste und darin besser Bescheid wußte als ich; das englische Ehepaar hingegen sah sich oft gezwungen, meine Vermittelung in Anspruch zu nehmen, um sich mit dem Vetturino und den Wirthsleuten unterwegs zu verständigen. Ich beantwortete die an mich gerichteten Fragen immer mit kühler Höflichkeit und so kurz wie möglich und unterhielt mich lieber mit dem jüngeren Paare, welches mir besser gefiel.

Der Winter zeigte die Herrlichkeit der Landschaft nicht in der Frische und Fülle, in welcher ich sie wenige Monate später wiedersehen sollte, als alles in Blüthe stand, doch ließ sie überall die Spuren einer höchst sorgfältigen Kultur erkennen und bot schon in ihren Umrissen, bei reizvoller Abwechselung von Thal und Hügelland, der schönen Bilder genug, um den Blick daran zu weiden. Das hatte nun in den kühlen Morgenstunden, wo die Fenster immer beschlagen waren, seine Schwierigkeiten, und als ich einmal an meinem Fenster wischte, um einen klaren Ausblick zu gewinnen, sprang mein italienischer Nachbar dienstfertig herbei, um das Fenster ganz herunterzulassen, was ihm auch mit einem Ruck gelang; aber kaum drang die frische Luft herein, als Mrs. Willoughby ihrem Gemahl erklärte, der Zug würde sie umbringen, worauf der junge Mann mich mit schüchterner Miene um die Erlaubniß bat, das Fenster wieder zu schließen, da Mrs. Willoughby von

sehr zarter Verfassung sei. Sie war in einer Weise parfümirt, daß ich mich immer so fern von ihr hielt wie möglich, um meine Geruchsorgane zu schonen, und nicht begreifen konnte, wie es der zierliche Gemahl andauernd in ihrer Nähe aushielt.

Auf dem nächsten Haltepunkte machte ich mit dem Vetturino aus, bei gutem Wetter immer an seiner Seite zu sitzen, was er gern gestattete, da er ein Freund von gemüthlicher Unterhaltung war, und für mich fing nun das Reisevergnügen erst recht an. Je höher es in die Bergwildniß des Apennin hinaufging, wo die Pferde, selbst wenn sie durch Vorspann unterstützt wurden, den Wagen nur langsam vorwärts bewegen konnten, desto öfter bot sich mir die immer erwünschte Gelegenheit, größere Strecken zu Fuß zurückzulegen. Das junge Florentiner Ehepaar stieg dann auch gewöhnlich aus, um den Wagen zu erleichtern, und ein paar Mal that sogar der junge Engländer desgleichen. Seinem Käfig entronnen, erschien er als ein ganz anderer Mensch und vertraute mir sogar an, wie er zu seiner gestrengen Frau und Gebieterin gekommen. Deutsch läßt sich das Geständniß nicht in der klaren Kürze wiedergeben, wie es mir ins Ohr gehaucht wurde: I have got a curacy by her. Er war also ein junger Geistlicher der englischen Hochkirche, der zu Amt und Würden gelangt durch die Hand der Tochter eines höher gestellten Geistlichen, dessen Stellvertreter und Amtsbruder er als Schwiegersohn geworden. Nach dieser kurzen geschäftlichen Begründung seiner jungen Liebe erging er sich etwas ausführlicher im Preise der Erkorenen seines Herzens. Sie habe, als einzige Tochter eines aus sehr vornehmer Familie stammenden, hochangesehenen und reich dotirten Würdenträgers der englischen Hochkirche, eine glänzende Erziehung erhalten, sogar gründlich Griechisch und Latein getrieben, und sei auch in der Theologie wohlbewandert, wie ihre schon vor zehn Jahren gedruckt erschienene

Besprechung des berühmten Werkes „The Harmony of the Gospels“ bezeuge. Von ihrem Vater zärtlich geliebt und sehr verwöhnt, habe sie, obgleich viel umworben, sich nicht entschließen können, ihn zu verlassen, und so sei es gekommen, daß sie erst in den Ehestand getreten, als sich eine Herzensneigung mit der Möglichkeit verbunden, zu heirathen und doch zu Hause zu bleiben. Der Hauptzweck ihrer jetzigen Reise sei auf drei Punkte gerichtet: zunächst auf Terni, den Geburtsort des von ihr schwärmerisch verehrten Tacitus, den sie weit höher stelle als alle römischen Poeten zusammengenommen; dann auf die unfern der Stadt befindlichen und danach benannten berühmten Wasserfälle des Velino, wovon sie ein werthvolles Bild besitze, welches sie mit dem Urbilde vergleichen wolle; drittens auf die außerhalb der Ringmauer Roms liegende St. Paulskirche, welche ihr als die älteste Kirche der Christenheit weit wichtiger erscheine, als der St. Petersdom. Es sei ihre Absicht, genau festzustellen, was von der alten Basilika des heiligen Paulus aus dem vierten Jahrhundert noch übrig geblieben nach dem Brande, der sie im Jahre 1823 zerstört. . . .

Nach diesen Mittheilungen wurde mir der Ehebund des jungen Reverend Willoughby mit der gelehrten Dame erklärlicher, als er vorher gewesen war. Dennoch behauptete ich meinen Sitz beim Kutscher, so lange das Wetter gut blieb, das sich uns in Terni, wo der längste Aufenthalt genommen wurde, besonders freundlich zeigte. Schon um 11 Uhr morgens trafen wir in der prächtig gelegenen und auch durch ihr wohlhäbiges Aussehen anheimelnden Stadt ein, wo wir im Posthause abstiegen und zum Frühmahl gute Fische und vortrefflichen Montefiascone fanden. Gleich nach dem Essen machten wir uns auf den Weg nach den Wasserfällen, in einem Gefährt, das uns der Wirth zur Verfügung stellte und dessen

Inneres ich wieder den beiden Ehepaaren überließ, den Sitz neben dem Kutscher vorziehend. Vor dem Thore ging's über die grüne Nera hin und dann durch Anpflanzungen und Orangerien, die selbst im Winter einen sommerlichen Eindruck machten. Der Himmel glänzte in ungetrübter Bläue und die Sonne schien so warm wie an einem schönen Frühlingstage. Bergan fahrend kamen wir um einen einsam emporragenden Felsen herum, auf dessen Rücken ein altersgraues Städtchen, Papigno, sich hinzieht und aussieht wie aus dem Felsen emporgewachsen, von welchem der Weg in Windungen wieder abwärts führt, nochmals über die Nera hinweg, den Wasserfällen entgegen, die durch den Velino gebildet werden, welcher, aus den Abruzzen kommend, über schroffe Felswände etwa dreizehnhundert Fuß tief herabstürzt, um sich mit der Nera zu vereinigen, wobei er einen Sprühstaub aufwirbelt, der in wundersam schimmernden Lichtgebilden beinahe wieder bis zur Höhe der Felsen emporschwebt, von wo die Fluth gekommen, die ihn erzeugt hat.

Ich kletterte stundenlang umher, um das wundervolle Schauspiel von allen möglichen Seiten aus zu sehen. Der Velino bildet nämlich drei mächtige Fälle, deren jeder seine besonderen Reize hat, je nachdem er senkrecht herabstürzt oder phantastische Luftsprünge ausführt über vorragende Felsgebilde, die sich ihm hemmend entgegenstrecken. Der Wasserreichthum war damals ungewöhnlich groß, wie man mir sagte, und so hatten sich neben den drei Fällen, von welchen die Reisebücher berichten, noch einige kleine Nebenfälle gebildet, die wie vom Winde bewegte Schürzen vor den entsprechenden Felsleibern flatterten. Wohin man die Blicke auch wenden mochte durch den in der Sonne wie Demanten blitzenden Sprühstaub: überall bot sich ein entzückendes Schauspiel, zu welchem das Donnern, Plätschern und Brausen der Gewässer

eine berauschende Orchestermusik lieferte. Selbst Mrs. Willoughby war davon ergriffen und erklärte mir (I do declare, sagte sie), daß ihr Bild gegen diese Wirklichkeit nicht aufkomme. Wir blieben, bis der zur Neige gehende Tag uns zur Rückkehr zwang, und ich suchte noch vor Schlafengehen die poetischen Eindrücke des Tages in einem Sonett festzuhalten:

Die frische Luft schien wie vom Duft gewürzt
Aus dem Orangenhain, durch den wir kamen,
Als wir den Weg zum Felsenthale nahmen,
Wo der Velino tief zur Nera stürzt

Und rauhe Felskolosse weich umschürzt
Mit Glanzgeweben, flatternd in dem Rahmen
Des grünen Thals, wo er nach wundersamen
Luftsprüngen donnernd seine Laufbahn kürzt.

Doch sterben kann er nicht; denn kaum verloren
Im Nerabett, sieht er sich neugeboren
Hoch auf dem Felsenthron, dem er entsprungen.

Sprühwolken steigen schimmernd auf zum Himmel
Aus seiner Wogen schäumendem Gewimmel
Und unten hallt's und schallt's von tausend Zungen.

Es ist mit den Flüssen wie mit den Völkern: so lange sie ruhig ihre Bahnen ziehen, ihre Lasten tragen und Mühlen treiben, ist wenig von ihnen die Rede; sie fesseln die Blicke und Ohren nach Maßgabe des Lärmens, den sie in der Welt machen, und am meisten, wenn sie ganz aus Rand und Band kommen.

Als wir Terni verließen, wurde das Wetter trübe, windig und regnerisch, so daß ich mich veranlaßt fühlte, wieder das Innere des Wagens aufzusuchen, worüber sich Mrs. Willoughby sehr zu freuen schien, denn sie wurde jetzt so gesprächig, daß ich darüber erstaunen mußte. Terni schien es ihr angethan

und ihre starren Lippen gelöst zu haben. Sie fühlte offenbar das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und mit wem sollte sie sprechen, als mit mir? Das florentinische Ehepaar verstand sie nicht und ihrem jungen Gemahl hatte sie nichts Neues zu sagen: denn er war vollständig einverstanden mit ihrer Ansicht, daß die Wasserfälle von Terni das Schönste seien, was die Reise bis dahin geboten, daß Italien überhaupt ein schönes Land sei, aber von einem unsauberen Volke bewohnt, welches, verglichen mit den alten Römern, wie sie sich dieselben dachte, ihr vorkam, wie die verfallenen Städte und Burgen auf den Bergrücken umher, im Vergleich mit deren einstiger Herrlichkeit.

Was mir das Reisen in Italien so ganz eigenartig erscheinen ließ im Vergleich zu den Ländern, die ich früher durchzogen, war, daß mir alles neu entgegentrat und doch nicht fremd, da überall durch die vor mir auftauchenden Bilder mehr oder minder klare Erinnerungen geweckt wurden, von denen manche bis in die früheste Schulzeit zurückreichten.

Die alten Kulturstätten, denen die Quellen unserer Bildung entsprangen, haben selbst noch im tiefsten Verfall einen Reiz, wie ihn bloße Naturschönheit, der noch die Weihe durchgeistigter Vergangenheit fehlt, nicht zu bieten vermag. In Italien trägt alles diese Weihe und sie giebt dem schönen Lande seinen unvergänglichen Zauber, der, in alten Erinnerungen wurzelnd, immer neue Blüthen der Erinnerung treibt.

Ich kann nicht sagen, daß mein Herz sich je besonders hingezogen zu den alten Römern gefühlt hätte, da durch nichts von dem, was sie uns hinterlassen haben, ein warmer Herzschlag geht; dennoch war ihnen eine Größe eigen, die durch ihre Thaten und Werke zur Bewunderung hinreißt, obwohl sich weder Herz noch Gewissen darin offenbart, dafür aber eine Ueberlegenheit des Verstandes, der Staatskunst und

Kriegstüchtigkeit, welche sie zu Beherrschern der Welt und Zuchtmeistern der Menschheit machte. Sie wurden nirgends geliebt, aber überall gefürchtet; denn wohin sie ihren Fuß setzten, da wurde niedergetreten, was ihnen widerstand, und die Spuren ihrer Herrschaft blieben den eroberten Ländern eingeprägt durch Jahrtausende.

So fand ich noch auf meiner Reise von Tiflis nach Eriwan eine wohlerhaltene Brücke und eine Heerstraße, welche die Römer während ihrer Kriege gegen die Armenier und Parther gebaut. Was sie bauten, war für die Ewigkeit gebaut und erscheint noch in seinen Trümmern groß, aber zum Segen ist ihre Herrschaft keinem Volke geworden, da sie keine höheren Ziele kannten als Ausbeutung durch Gewaltmittel. Im Unterschiede von dem griechischen zeigt der römische Geist eine fast gänzliche Abwendung von allen höheren Gütern und Zielen des Lebens. Die äußere Richtung, welche das ganze Leben auf Herrschaft, auf Erweiterung und Ausnutzung der Macht- und Vermögensverhältnisse nahm, mußte mit dem Schwinden der sittlichen Schranken die unheilvollsten Folgen haben. So sehen wir die Verhältnisse, welche bei den Griechen vielfach durch Sitte gemildert waren, wie die väterliche und eheherrliche Gewalt, in Rom einen härteren Charakter annehmen und das Verhältniß der Sklaverei in rohester und grausamster Weise sich gestalten. Der Fluch, den die Sklaverei über das ganze Leben verbreitete, lag in Rom auch in dem Verdrängen des freien Bauern- und Bürgerstandes von allen Wegen des ehrlichen Erwerbs und in der Erzeugung eines wüsten Gesindels in der Hauptstadt.

Allein, was ich von neueren Weltreichen mit eigenen Augen gesehen, war nicht erbaulicher, als was ich über das altrömische gelesen hatte; im Gegentheil konnte dieses nur durch den Vergleich gewinnen, da seine Fäulniß erst nach der Reife

kam, während die andern — wie Byzanz und Rußland — gleich mit Fäulniß begannen.

Hatte — wie uns die Philosophie der Geschichte lehrt — das Römerthum nur den Herrschaftsrahmen geschaffen, in welchem das Christenthum eine erleichterte Ausbreitung finden und zugleich den Beweis führen sollte, daß eine ideale, in der göttlichen Lebenswahrheit wurzelnde Macht, so ärmlich sie äußerlich erscheinen mag, alle blos menschliche Herrschaft überwindet, so ist doch in der Geschichte des byzantinischen Christenthums, wie sich's in der Nova Roma des Kaisers Constantin gestaltete, wenig von solcher Ueberwindung und ihren Segnungen zu merken. Wer an eine höhere Weltlenkung glaubt, der muß auch glauben, daß die türkischen Strafgerichte über die wunderlichen Heiligen am Bosporus nicht unverdient gekommen sind. Doch Constantinopel war mir, trotz aller Verwüstungen, die unter der Türkenherrschaft darüber hingegangen, in der Erinnerung das herrlichste Stadtbild geblieben, das ich vor meiner Romfahrt gesehen, und es erschien mir zu dieser nun als die beste Vorbereitung mit seinen vielen, noch aus der byzantinischen Kaiserzeit stehengebliebenen Resten seiner einstigen Pracht und Herrlichkeit: den von den Kaisern Valens und Justinian erbauten, sich viele Meilen weit hinziehenden Wasserleitungen; den großen Cisternen mit Hunderten von Granit- und Marmorsäulen; den beiden Obelisken des alten Hippodroms; der in eine Moschee umgewandelten Sophienkirche u. s. w.

Als ich vom Schwarzen Meer in den Bosporus einfuhr, an einem herrlichen Sommermorgen, der alles in zaubervoller Beleuchtung zeigte, war mir das Herz nicht minder bewegt, als da sich am vorletzten Tage des Januar bei grau umwölktem Himmel die römische Campagna vor mir aufthat und von links der vielbesungene Soracte mit gezacktem Kamme

wie ein alter Bekannter herübergrüßte. Was mir nun auf der Fahrt durch die Campagna, die sich mit ihren weitgeschwungenen Hügelreihen, tiefen Rinnen und steilen Böschungen in melancholischer Oede um Rom hinzieht, am meisten auffiel, war die ringsum herrschende Grabesstille, welche, nur selten unterbrochen durch einen vorüberrollenden Wagen oder phantastisch gekleideten Reiter, das Geschrei eines Raubvogels oder fernes Hundegebell, fast den Eindruck einer asiatischen Nomadensteppe machte. Die wellenförmige Landschaft trug für den Blick des nordischen Reisenden durchaus keinen winterlichen Anstrich: es fehlte nicht an malerischen Gruppen von immergrünen Eichen und an frischen Rasenplätzen, auf welchen hier eine weiße Ziegenherde, dort eine Schafherde weidete, gehütet von zottig gekleideten Hirten. Doch das alles erschien nur wie helle Flecken auf dem braunen Kleide der Campagna, deren ganze Schönheit sich erst später bei näherer Bekanntschaft mir offenbaren sollte.

Als Rom uns zuerst in Sicht kam, auf der Anhöhe bei dem sogenannten Grabmal des Nero, erschien es mir auch keineswegs so großartig, wie es in meiner Vorstellung lebte, welche die Farben zu ihrem Bilde den weithin glänzenden, silbernen, goldenen und azurnen Kuppeln Moskaus und Constantinopels entlehnt hatte. Die ernste Schönheit Roms hat nichts äußerlich Prunkendes und Blendendes, aber desto mehr auf die Dauer Fesselndes bei näherer Bekanntschaft.

Durch die Porta del Popolo fuhren wir nachmittags noch vor Einbruch der Dunkelheit in Rom ein, wo ich in keinem Gasthofe abzusteigen brauchte, da Wilibald Alexis schon eine freundliche Privatwohnung für mich in der Via de' due Macelli, nahe der Piazza di Spagna besorgt hatte, die mir so gut gefiel, daß ich sie erst am Tage meiner Abreise wieder verließ.

Die ersten Tage in Rom entschwanden mir wie im Traum. Erst am dritten Abend, als mich Zahnschmerz ans Zimmer bannte, kam ich dazu, ein paar dringende Briefe zu schreiben und dann mein Tagebuch vorzunehmen, um mit der Feder in der Hand mich lange zu besinnen, was ich eigentlich hineinschreiben sollte. Die empfangenen Eindrücke waren zu groß, mannigfaltig und neu, um gleich ins klare darüber zu kommen, und sie zogen mit einer Hast vorüber, daß die Feder ihnen nicht folgen konnte. Damals war Rom in ganz anderer Weise belebt als heute: man sah nicht so viele Fremde in den Straßen, wie ihrer die Eisenbahn jetzt täglich hinführt, meist nicht zu längerem Aufenthalt, sondern zu flüchtiger Besichtigung der sogenannten Merkwürdigkeiten; die Volkstrachten in ihrer malerischen Eigenart waren noch vorherrschend, der Papst war noch Alleingebieter des Kirchenstaats, in allen Kreisen fast göttlicher Verehrung sich erfreuend, und die Würdenträger der Kirche entfalteten bei ihren Ausfahrten noch einen fürstlichen Glanz, von welchem man heute in der Oeffentlichkeit nichts mehr bemerkt. Die Kirche war damals eine Macht, der alles Volk begeistert huldigte, weil es in ihr, seit Pius IX. den heiligen Stuhl bestiegen, eine Erlöserin von allen Uebeln der Welt sah. Selbst der früher so verhaßte Cardinal Antonelli war damals in Rom ein gefeierter Mann; denn durch den neuen Papst schien ein neuer Geist in ihn gefahren zu sein, der ihn trieb, sich wie ein in der Wolle gefärbter Freiheitsapostel zu geberden.

Gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft sollte mir Gelegenheit werden, den Papst und seine Kirchenfürsten ganz in der Nähe zu sehen. Er feierte das Fest von Mariä Reinigung in der Capelle des Quirinal, und ich gestehe, daß er sowohl auf mich wie auf meine Begleiter — Wilibald Alexis und Frau — einen überaus günstigen Eindruck machte. Ich

schrieb darüber in mein Tagebuch: „Alle Bilder und Statuetten, die ich bis jetzt vom Papste gesehen, geben nur eine dürftige Vorstellung von den feinen Zügen seines edlen, fast weiblich schönen Antlitzes und der natürlichen Vornehmheit seiner ganzen Erscheinung. Aber am vortheilhaftesten sieht er aus, wenn er spricht; sein Auge glänzt dann heller und das Gesicht gewinnt einen wundersam durchgeistigten Ausdruck. Seine Stimme ist von einem Wohlklang und einer Klarheit, wie ich dergleichen nie zuvor bei einem Manne gefunden. Unter den Gesichtern der Cardinäle waren wenige, die mich ansprachen oder auch nur zu genauerer Beobachtung reizten: die meisten machten geradezu einen unangenehmen Eindruck. Die stattlichste Figur unter ihnen war entschieden Cardinal Antonelli, ein Mann von noch jugendlich rüstigem Aussehen, der seine wohlgefügten Gliedmaßen mit einer schwungvollen und geschmeidigen Freiheit bewegt wie ein vollendeter Schauspieler. Sein schwebender Gang ist angenehmer anzusehen, als sein Gesicht: er hat ein Paar dunkelglühende, unheimliche Augen und einen Mund von geradezu unmenschlicher Größe. Dadurch erhält der Ausdruck seines Gesichts etwas Raubthierartiges."

Noch mehr als die Feier der Reinigung Mariä in der Capelle des Quirinal erbaute mich der An- und Ausblick, den der herrliche Platz vor dem Palaste bot, wo neben einer Fontäne mit antiker Granitschale ein Obelisk sich erhebt und die beiden gewaltigen, marmornen Rossebändiger aufragen, von denen der Platz seinen Namen di monte Cavallo erhielt. Von diesen Wunderwerken der Sculptur ließ ich die Blicke dann über die Stadt hinschweifen, wohin der Monte Cavallo eine prächtige Aussicht bietet, mit der Peterskuppel als Abschluß: ein ernstes, feierliches Bild ohne grelle Farben.

Am folgenden Tage sollte ich ein Schauspiel anderer Art

erleben. Der herrliche Morgen hatte mich hinausgelockt zu einem Gange nach dem Monte Pincio. Als ich über den Corso zurückkehrte, konnte ich vor Menschengedränge kaum durchkommen. Ich erfuhr, daß es einem großen Freudenfeste gelte, welches mit einbrechender Dunkelheit beginnen sollte, und wozu jetzt schon die Vorbereitungen getroffen wurden. Alle Paläste und Häuser waren mit Tüchern, Teppichen, Inschriften und dreifarbigen Fahnen geschmückt. Erst allmählich kam ich dahinter, um was es sich eigentlich handelte: König Ferdinand hatte seinen geliebten Neapolitanern eine Constitution verliehen, und diese merkwürdige historische That, welche in Neapel alles vor Freude aus Rand und Band gebracht, sollte auch in Rom alles aus Rand und Band bringen.

Bis dahin hatte man für König Ferdinand immer nur Flüche und Verwünschungen gehabt und nun rüstete man ihm ein Freudenfest, welches schon im Voraus die Gesichter in einer Weise verklärte, als ob das Himmelreich durch ihn nahe herbeigekommen wäre. Natürlich machte ich mich mit einbrechender Dunkelheit wieder auf den Weg nach dem Corso. Die ganze Stadt war festlich erleuchtet; zahllose Menschenmassen durchwogten die Straßen; auf den Balkons der hohen Paläste standen dicht gedrängt festlich geschmückte Damen, mit Blumensträußen in der Hand, wie zur Schau gestellt. Ein langer Fackelzug bewegte sich vom Corso nach dem Capitol; Cardinal Altieri hielt eine Rede, von welcher ich nichts verstehen konnte, welche aber unter dem Volke jubelnden Wiederhall fand. Die Hochrufe und Beifallssalven wollten gar nicht enden.

VII.

Rom.

Eindrücke, Bilder und Betrachtungen während des Völkerfrühlings 1848.

Eine so lange Reihenfolge ungetrübt schöner, im edelsten Sinne des Wortes genußvoller Tage, wie der erste Monat meines Aufenthalts in Rom mir bot, hat mir das Schicksal seitdem nicht wieder beschieden. Der Himmel war fast immer so klar, daß die Sonne selbst den römischen Schmutz vergoldete, und das Wetter so mild, daß ich nie das Bedürfniß fühlte, mein Zimmer heizen zu lassen. Die angenehmsten Bekanntschaften machten sich im Fluge von selbst, theils in dem anziehenden Kreise, welchen Wilibald Alexis und seine reizende Frau schon vor meiner Ankunft um sich gebildet hatten, theils bei zufälligen Begegnungen im Café Greco, in der Via Condotti, wo ich gewöhnlich frühstückte, oder im gegenüberliegenden Lepre, der berühmten Trattoria, wo ich mein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Beide Häuser wurden von Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden viel besucht und ich fand dort auch die meisten meiner Bekannten aus Mailand wieder.

Sehr anregend wirkte auf mich der Verkehr mit zwei ausgezeichneten jungen Gelehrten, Heinrich Brunn und Jacob Burckhardt, unter deren Führung ich zuerst die Kunstschätze Roms kennen lernte, und die sich im Lauf der Jahre beide durch ihre Werke wie durch ihre akademische Wirksamkeit einen

ruhmvollen Namen erworben haben. Zu besonderem Danke verpflichtete mich Burckhardt durch die Zeit, die er mir widmete, um mich durch einen klaren Ueberblick des Wichtigsten in der ungeheuren Stadt zu orientiren, die ihm in allen Ecken und Winkeln so vertraut war, als ob er darin aufgewachsen wäre. Mit einer wohlbegründeten Fülle des Wissens verband er einen scharfen Blick für das Charakteristische und die Fähigkeit, viel mit wenig Worten zu sagen. Er wußte das Schöne und Bedeutende auch in der Verstümmelung zu erkennen und es aus den Trümmern mit so überzeugender Anschaulichkeit vor dem geistigen Auge herzustellen, daß man es in seiner ursprünglichen Gestalt zu sehen glaubte. So erschienen mir die alten Kaiserpaläste, als ich mit ihm einen Gang über den Palatin machte, in einem ganz anderen Lichte, als da ich sie zuerst für mich allein betrachtet hatte, ohne mir aus den zunächst nur durch ihre Massenhaftigkeit imposanten, meist ganz formlosen und blos durch Lage, Farbe und Beleuchtung malerisch wirkenden Ziegelhaufen ein klares Bild ihrer einstigen Herrlichkeit machen zu können, in welcher sie prangten, als noch eine schimmernde Hülle weißen Marmors ihren rothen Kern verhüllte.

Bei der Betrachtung dieser und anderer Riesenbauten, wie zunächst des Kolosseums und der Kaiserthermen, welche dem ganzen Mittelalter haben als Steinbrüche zu neuen Marmorbauten — Kirchen und Palästen — dienen müssen, kann man sich des Staunens nicht erwehren, daß noch soviel davon übrig geblieben. Erwägt man nun, daß alle diese Baukolosse, die uns noch in ihren Trümmern so gewaltig erscheinen, auf Zeiten des tiefsten sittlichen Verfalls zurückweisen, so muß man zugestehen, daß die Baukunst unter allen Künsten die einzige ist, welche mit gleicher Bereitwilligkeit den erhabensten wie den verwerflichsten Zwecken dient.

Dieser Gedanke kam mir, als ich an einem schönen Tage zuerst das Pantheon und dann das Kolosseum besuchte. Bekanntlich wurde das Pantheon, welches das schönste Beispiel korinthischer Bauordnung bietet, ursprünglich von Agrippa als Haupthalle seiner Thermen gegründet und erst später als Tempel ausgebaut und mit der Vorhalle versehen. Trotz aller Schädigungen, die es im Laufe vieler Jahrhunderte erlitten, ist es noch immer das erhabenste Bauwerk Roms. In diesem allen Göttern geweihten Tempel wird sich jeder, dem nicht ganz das Gefühl für Höheres versagt ist, von heiligen Schauern bewegt fühlen, die ihn immer mächtiger ergreifen, je länger er darin verweilt. Man athmet hier freier, als in unsern ehrwürdigen gothischen Domen, die wohl zum Himmel hinauflenken, aber ihn nicht sehen lassen, während das oben offene Pantheon durch nichts den freien Aufblick zum Himmel hemmt, dessen Gewölbe der Kuppel zum leuchtenden Vorbild gedient, durch welche er seine Sonne scheinen und seinen Regen fallen läßt auf die Porphyr- und Marmorplatten des Fußbodens.

Wenn man in so weihevoller Stimmung, wie jedes Verweilen im Pantheon bei klarem Himmel sie erzeugt, zum Kolosseum kommt, das noch weit tiefer eingesenkt liegt in der Umgebung des Schuttes von Jahrhunderten, als das Pantheon, so wundert man sich, daß auch hier noch jene Stimmung anhält, trotz der grauenvollen Erinnerungen, welche sich an dieses ungeheure Menschenschlachthaus knüpfen. Man gedenkt der bestialischen Verwilderung, die zu einer Zeit geherrscht haben muß, wo zwei Kaiser, welche die Geschichte zu den besten zählt, sich gedrungen fühlten, einen Riesenbau aufzuführen in der Absicht, die rohesten Leidenschaften des Volkes zu nähren und ihm die Schau der grausamsten Metzeleien als öffentliche Vergnügungen zu bieten. Als der gütige Titus, der große Judenbekämpfer, das Amphitheater vollendet hatte, fanden

bekanntlich zur Feier seiner Eröffnung blutige Kampfspiele statt, welche hundert Tage hindurch währten und wobei 5000 wilde Thiere getödtet wurden, der getödteten Menschen gar nicht zu gedenken, die für nichts zählten, da sie nicht verspeist werden konnten.

Allein, man mag sich jene Zeit der sittlichen Versumpfung noch so schwarz ausmalen: die Denkmäler, welche sie uns hinterlassen, erregen nichtsdestoweniger unsere Bewunderung. Die Baukunst hat im Kolosseum einen nicht minder großen Triumph gefeiert wie im Pantheon; obwohl es in seiner gegenwärtigen Gestalt nur noch ein Drittheil von dem zeigt, was es einst war, sind doch die früheren Größenverhältnisse aus den Trümmern hinlänglich zu erkennen, um sich eine annähernde Vorstellung von seiner ursprünglichen Gestalt zu machen. Uebrigens wirkt es als Torso so überwältigend, daß der Eindruck kaum überboten werden könnte, wenn es wieder vollendet vor uns hingezaubert würde. Es würde dann jedenfalls nicht so anheimelnd erscheinen, wie jetzt, wo es in seiner feierlich stimmenden Einsamkeit edlere Reize bietet und höhere Gedanken weckt, als die wüsten Fechterspiele in der Arena, umragt von Sitzreihen, die mehr als 80 000 Zuschauer faßten, zu erregen vermochten. Nun wächst Gras darüber und allerlei Blumen sprossen aus den Ritzen der altersgrauen Mauern, Sitzreihen und Bogengänge, welche bei Sonnenglanz in den wundersamsten Farben schimmern, aber noch bezaubernder wirken, wenn der Mond sein mildes Licht über sie ausgießt.

Doch ganz andere, weihevollere Eindrücke als die Trümmerwelt des alten Roms mir bot, empfand ich beim Durchwandern der Sammlungen des Vatikans, die zuerst völlig überwältigend auf mich wirkten und mich doch, bei wiederholten Besuchen, bald heimisch unter sich werden ließen, wie ich mich denn überhaupt nie in einer fremden Stadt so schnell und so dauernd

heimisch gefühlt habe wie in Rom, wo ich nichts von dem vermißte, was mir früher das Leben lebenswerth gemacht hatte, und dazu alles fand, was dienen mochte, mir ein erhöhtes Gefühl des Daseins zu geben. Wenn früh morgens ein Besuch oder ein Billet den Plan kreuzte, den ich mir für den Tag gemacht hatte, so geschah das immer in angenehmer Weise, denn es galt dann blos, den Besuch der Sammlungen des Vatikans oder des Kapitols, oder irgend eines Palastes auf einen anderen Tag zu verschieben, um dafür bei schönem Wetter und in bester Gesellschaft einen Ausflug in die Campagna, oder nach Tivoli oder nach Frascati zu machen. Wohin der Weg gehen mochte, er führte immer zu gutem Ziele; keine Stunde des Tages ging verloren: denn überall gab es zu sehen und zu lernen, und wenn der Abend hereinbrach, brauchte auch nicht zum Kartenspiel gegriffen zu werden, um die Zeit zu vertreiben, da der täglich neu genährte Unterhaltungsstoff nie ausging.

Manchen schönen Abend brachten wir in der Polambella zu, bei trefflichem Orvieto und Montefiascone in strohumwundenen Flaschen mit großem runden Bauch und langem zierlichen Halse. Zwei meiner guten Freunde, Gustav zu Putlitz und Julius von Unger, die ihre Tagebücher mit größerer Ausdauer führten, als ich das meine, haben darüber geschrieben, und da sie in ihren schon vor vielen Jahren erschienenen Erinnerungen meiner freundlich gedenken, so muß ich in gleicher Gesinnung meinem Rückblick auf unsere gemeinsamen Erlebnisse auch ihre Namen einflechten.

Gustav zu Putlitz, damals noch Referendar, erhielt in Rom durch die „Vossische Zeitung“ die Nachricht, daß sein erstes kleines Lustspiel in Berlin glücklich über die Bretter des Königlichen Schauspielhauses gegangen, was ihm größere Freude machte, als wenn er gleich Assessor geworden wäre; denn der

erste Bühnenerfolg bedeutet für einen jungen dramatischen Autor nicht weniger, als für einen Feldherrn die erste gewonnene Schlacht. Doch machte ihn sein Triumph nicht hochmüthig: er sah so verschämt aus wie ein junges Mädchen bei vertraulicher Mittheilung eines süßen Geheimnisses, als er mir unter freiem Himmel, zwischen einer schwertscharfen Agavenhecke und einer epheuumsponnenen Gartenmauer, über welche her hohe Lorbeerbäume ihre immergrünen Zweige streckten, vertraulich offenbarte, was Tante Voß in der Heimath schon längst ausgeplaudert hatte. Das bedeutungsvolle Blatt, welches den glücklichen Empfänger ganz ablenken sollte von den Bahnen der Juristerei, war ihm von seiner Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer zugekommen, unter deren Auspizien das Lustspiel in Scene gegangen, und die ihm nun in einem Begleitbriefe des Erfolgeberichtes das Prognostikon stellte, das sich vollständig bewährt hat. Uebrigens hatte Putlitz damals auch schon sein Buch: „Was sich der Wald erzählt" im Manuskript fertig und ließ sich durch Frau Lätitia, die anmuthige Gattin unseres lieben Wilibald Alexis, leicht bewegen, uns einiges daraus vorzulesen, ebenfalls im Freien unter immergrünen Bäumen. Wir haben sogar einmal im Februar, nach einer Wanderung durch Roma vecchia, vor einer Trattoria unter freiem Himmel zu Mittag gegessen, was ich nur erwähne, um anzudeuten, wie uns das Wetter damals begünstigte, das sich später, im April, nicht so milde und freundlich zeigte.

Julius von Unger hatte auch, wie Putlitz, Jurisprudenz studirt, war aber dann Offizier bei den schwarzen Husaren in Braunschweig geworden und benutzte nun seinen Urlaub, dessen Verlängerung sich in Friedenszeiten leicht erwirken ließ, meist zu Wanderungen durch Italien, wo er sich bald ganz heimisch fühlte. Obgleich nicht Katholik, hielt er es doch als Offizier

und Hofmann für seine Pflicht, sich beim obersten Kriegsherrn des Kirchenstaats zu melden und wurde auch bald sehr huldvoll vom Papst empfangen, der sich angelegentlich zunächst über die schwarzen Husaren und dann über Kavallerie im allgemeinen mit ihm unterhielt, was sehr nahe lag, da Pius IX. bekanntlich in seiner Jugend selbst Kavallerieoffizier gewesen war.

Von dieser Audienz wußte F. von Unger sehr unterhaltend, mit homerischer Anschaulichkeit zu erzählen. Er hat sie auch aufgezeichnet und in seine „Erinnerungen“ aufgenommen.

Ein anderer kunstbegeisterter Offizier, mit welchem mich das Schicksal in Italien öfter zusammenführte, war der damalige Hauptmann von Seydlitz, den ich mit seiner Gemahlin und Schwester in Rom wiedertraf. Er hat es in den großen Kämpfen, welche zu Deutschlands Einigung führten, zum Generallieutenant gebracht und sich später nach dem friedlichen Wiesbaden zurückgezogen, wo er, obgleich schon goldener Hochzeitsjubilar, noch in voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische mit seiner hochgebildeten Gemahlin, einer Schwester Heinrich von Sybels, noch eifrig wissenschaftlichen und künstlerischen Studien obliegt.

Um aus meinen militärischen Bekanntschaften in Rom ein Kleeblatt zu bilden, führte mich das Schicksal noch mit einem jungen Herzog von Württemberg zusammen. Bei einem Besuche der neuen St. Paulskirche unweit des Monte Testaccio traf ich dort einen hannoverschen Landsmann, Dr. Mertens, mit einem jüngeren, mir fremden Herrn, den ich nun als einen Sohn des berühmten Prinzen Eugen von Württemberg kennen lernte, der unter den Kaisern Paul und Alexander am Petersburger Hofe eine so große Rolle spielte und durch die Art, wie er die Schlacht bei Kulm für die Russen und die ver-

bündeten Truppen zu glorreicher Entscheidung brachte, sich auch als Feldherr rühmlich hervorgethan.

Dr. Mertens war der Mentor des kunstsinnigen Prinzen, der ihn so lieb gewann, daß das Verhältniß zwischen beiden sich zu einem dauernd freundschaftlichen gestaltete. Als ich vor bald zwölf Jahren auf dem Sprunge stand Hannover zu verlassen, um nach Wiesbaden überzusiedeln, traf ich dort wieder mit dem inzwischen nach mancherlei Kriegsfahrten ergrauten Herzog von Württemberg zusammen, der gekommen war, seinen einstigen Mentor zu besuchen. Dr. Mertens gab dem Herzog zu Ehren — welcher damals österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und Gouverneur von Triest war — ein sehr gelungenes Diner, zu welchem ich auch geladen wurde und wo die Erinnerung an die schönen in Rom verlebten Tage den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete. Dr. Mertens ist seitdem gestorben; der Herzog lebt noch als — wenn ich nicht irre — Statthalter von Bosnien . . .

Schon Frau von Staël hat es in ihrer Corinna als einen anmuthenden Vorzug Roms gepriesen, daß der Verkehr unter den Einwohnern leichter, gefälliger und natürlicher sei als in irgend einer andern Hauptstadt, wo der Zufall der Geburt, gleich wie Rang, Titel und Reichthum mehr oder minder scharfe Scheidelinien zwischen der Bevölkerung ziehen.

Das Reinmenschliche im Verkehr, verfeinert zu natürlicher Höflichkeit, macht sich überall in Rom — und, soweit meine Erfahrung reicht, in ganz Italien — ausgleichend geltend, so daß der Mann aus dem Volke zu dem Höhergestellten mit derselben Unbefangenheit redet wie dieser zu jenem.

Hier ein Beispiel, welches mir deshalb so lebendig im Gedächtniß geblieben, weil es ein höchst charakteristisches Bild bot, würdig, von dem Pinsel eines Meisters festgehalten zu werden. Burckhardt hatte mich im Café Greco mit einem

jungen, sehr eleganten Herrn bekannt gemacht, den ich dort schon öfter als eifrigen Zeitungsleser getroffen, ohne zu wissen, wer er war. Ich erfuhr nun, daß er Principe Teano heiße, aber trotz seines hohen Titels in bescheidenen Verhältnissen lebe. Er zeigte sich überaus freundlich und entgegenkommend und ich unterhielt mich gern mit ihm, das heißt, ich hörte ihn immer gern sprechen, da er eine klangvolle Stimme, deutliche Aussprache und große Gewandtheit der Rede hatte. Als ich eines Morgens wieder mit ihm im Café Greco saß und er mir seinen Unwillen darüber ausdrückte, daß Cicernacchio beim Papst eine so große Rolle spiele, trat ins Zimmer ein hochgewachsener schlanker Mann mit gebräuntem, von schwarzem Haar umrahmtem Gesicht und glühenden Augen. Er war gekleidet wie man bei uns auf der Bühne Banditen auszustaffiren pflegt: statt in Stiefeln oder Schuhen steckten die Füße in einer Zeughülle umschnürt von Bändern, welche bis zu den Waden hinauf ihre Fortsetzung fanden; die enganliegende Beinbekleidung wurde durch einen breiten Gurt zusammengehalten und den Oberkörper verhüllte ein fellartiger Ueberwurf. Der Stab, den er trug, war ganz dazu angethan ihm auch als gefährliche Waffe dienen zu können, und dem verbogenen, umfangreichen Hut sah man's wie seinem Träger an, daß er schon manchem Wetter getrotzt hatte. Aber die ganze Erscheinung hatte etwas Imposantes; es war alles wie aus einem Gusse an dem, trotz seiner ärmlichen Hülle entschieden vornehm aussehenden Manne, der — ein Hirt aus der Campagna — bei seinem Eintritt ins Zimmer den Hut abzog und uns mit leiser Neigung des Kopfes guten Tag wünschte. Der Principe, der als Stammgast im Café Greco den Signore Giuseppe, wie er den Hirten nannte, schon früher dort getroffen hatte, lud ihn ein, sich an unsern Tisch zu setzen, was er denn auch ohne weitere Umstände that. Während

er nun langsam den für ihn bestellten schwarzen Kaffee trank und eine gute Cigarre dazu rauchte, die er mit höflicher Verbeugung dankend von mir angenommen, unterhielt sich der Principe mit ihm über die Zustände in der Campagna in einer Weise, die auf der einen Seite nichts von Herablassung, auf der andern nichts von Unterwürfigkeit oder gar Befangenheit verrieth. Als endlich nach vollendetem Kaffeegenuß Signor Giuseppe sich erhob und, seinen bescheidenen Geldbeutel hervorziehend, erfuhr, daß der Kaffee schon bezahlt sei, hatte er auch nichts dagegen einzuwenden und empfahl sich dankend mit der ihm eigenen gelassenen Höflichkeit, um seine Geschäfte in der Stadt zu besorgen.

Ich muß dieser kleinen Geschichte hinzufügen, daß die gemessene Haltung den Römer selbst dann nicht verläßt, wenn er als Bittender kommt. Mir ist es wiederholt, besonders an Sonn- und Feiertagen geschehen, daß Männer, die stolz einherschreitend ihren Mantel wie eine Toga trugen, mich um eine kleine Gabe flüsternd angingen. Sogar die offenkundigen Bettler, die damals auf der spanischen Treppe den ganzen Tag über förmlich schaarenweise lagerten, forderten ihr Almosen wie einen schuldigen Tribut von dem vorübergehenden Fremden. Nur die armen Geistlichen, denen ich ab und zu auf einsamen Wanderungen begegnete, traten verschämter auf und machten mit ihren verhärmten Gesichtern einen wirklich mitleiderregenden Eindruck auf mich.

Wo wirkliche Noth einen Armen treibt, andere um eine milde Gabe anzuflehen, wird er das immer mit einer gewissen Bescheidenheit thun. Wenn hingegen aus dem Betteln ein Gewerbe gemacht wird, wie ich's damals in Rom fand, wo Erscheinungen wie die oben geschilderten nur den Fremden, nicht den Einheimischen auffielen, mußte das tieferliegende Gründe haben, und diese waren leicht zu finden. War doch

der ganze Kirchenstaat gleichsam auf Bettelei gegründet! Angefangen bei den ganz auf milde Gaben angewiesenen Klosterbrüdern der Bettelorden bis hinauf zum heiligen Vater, für welchen der Peterspfennig in allen katholischen Ländern des Erdballs gesammelt wurde, lebte die ganze Klerisei — soweit die Klostergüter zu ihrem Unterhalt nicht ausreichten — von den Spenden der Gläubigen. Die in fürstlichem Glanze lebenden Kardinäle und sonstigen Prälaten erhielten — mochten sie auch von Haus aus noch so reich begütert sein — ihre hohen Gehalte von den Erträgnissen des Peterspfennigs, der alljährlich viele Millionen einbrachte.

Jeder Geschichtskundige weiß, daß ein wirklich lebendiger Glaube von jeher nirgends weniger zu finden gewesen als in Rom; allein wie die alten Römer daran gewöhnt waren, daß ihnen die Schätze aus allen von ihren siegreichen Legionen unterworfenen Ländern zuströmten, so fanden es ihre Nachkommen seit den Zeiten des päpstlichen Regiments auch ganz in der Ordnung, daß die über den Erdkreis zerstreute Heerde der Gläubigen ihrem Oberhirten reichliche Opfer bringe, zur Förderung ihres eigenen Seelenheils. Freiwillig gespendete Gaben stehen immer höher in der Werthschätzung als erzwungene, und in diesem Sinne hatte der Peterspfennig immer noch eine gewisse Weihe, wenn verglichen mit dem Zwangstribut des Paßwesens und sonstigen kleinstaatlichen Unsinns, der damals den Fremden wie den Einheimischen das Reisen aus einem Ländchen ins andere erschwerte.

Nun kam aber weder von dem Zwangstribute noch von den freiwilligen Spenden dem eigentlichen Volke etwas zu gute: dieses blieb arm wie es immer gewesen; es wurden ihm unter der Herrschaft des Krummstabes nicht einmal Brot und Spiele geboten wie zur Zeit, da Rom noch mit dem Schwerte die Welt beherrschte.

Die Hauptursache der italienischen Volksarmuth ist in den schon von Alters her herrschenden traurigen Zuständen der Landbevölkerung zu suchen.

Die alten Römer, in den ersten Zeiten der Republik, waren berühmt als Ackerbauer, allein die nach Ausdehnung ringende kriegerische Entwickelung des Staates brachte es mit sich, daß kein eigentlicher Bauernstand darin aufkommen konnte, weil er den zu seinem Gedeihen nöthigen Besitz von Grund und Boden auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte. Das Schwert erwies sich mächtiger als der Pflug, und die durch das Schwert zur Macht Gelangten mißbrauchten diese, um sich auch den Besitz des Ackerlandes zu sichern, indem sie die kleinen Bauernhöfe durch Kauf, Ränke oder Gewalt an sich brachten. Dadurch wurde eine gefährliche Vermögensungleichheit herbeigeführt. Der Stand der freien Ackerbauer, auf welchem Roms alte Kraft und kriegerische Tüchtigkeit beruhte, verschwand gänzlich, wonach dann nur noch ein besitzloser, durch Fremde und Freigelassene erweiterter träger und käuflicher Bürgerstand neben dem mit unermeßlichen Reichthümern prunkenden Geschlechteradel vorhanden war. Solange die Vornehmen ihre Latifundien durch Clienten und Hörige bebauen ließen, übersah man den Uebelstand; als sie aber mit wachsender Habgier Horden kriegsgefangener Sklaven auf ihre Güter brachten, den geringen Häusler von seinem Acker trieben und ihn nebst seiner Familie dem Elend preisgaben, fanden sich unter den sonst nicht zart besaiteten Römern doch noch einige hochgesinnte Männer wie die Gracchen, welche Mitleid mit der bedrängten Armuth fühlten und ihr Leben daran setzten, um dem Volkselend abzuhelfen. Doch es wurde nach ihrem Opfertode noch schlimmer, als es vorher gewesen.

Es ist hier nicht der Platz für weitere historische Rückblicke: es genügt, zu bemerken, daß es noch heute keinen

eigentlichen Bauernstand in Italien giebt, welcher wie in Deutschland — und noch mehr in Frankreich — die Grundlage des Volkswohlstandes bildet.

So erklärt sich denn auch die Wüstenei der berühmten Campagna, des Paradieses der Maler und romantischen Schwärmer, aber zugleich die Brutstätte der berüchtigten Malaria und eine Trümmerstätte alter Prachtbauten, welche keinen Raum für Ackerland übrig ließen.

Ich finde in meinem Tagebuche eingehende Betrachtungen, welche ich nach langem Grübeln niederschrieb, um mir selbst klarzumachen, wie es möglich gewesen, daß das alte Rom bei seinen heillosen Zuständen im Innern doch so lange seine Weltherrschaft nicht nur hat behaupten, sondern dazu noch den, wie es scheint, ewigen Nachruhm hat gewinnen können, die größte welthistorische Aufgabe erfüllt, das heißt: bildend, bessernd und veredelnd auf alle ihm unterworfenen Völker eingewirkt zu haben.

Je mehr ich über diese, noch immer vorherrschende Geschichtsanschauung nachdachte, desto klarer wurde mir, daß sie auf einem Wahne beruht, der an sich schwer zu zerstören, dessen Entstehung aber in den Köpfen selbst der hervorragendsten Gelehrten, welche die von den Römern civilisirten Länder nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, sich leicht erklären läßt. Was Spanien, Lusitanien und Gallien durch ihre Romanisirung gewonnen haben, kann hier füglich außer Frage bleiben; denn sicher hat Rom diesen Ländern seine Sprache nicht aufgedrungen um sie auf eine höhere Stufe der Kultur zu heben, sondern um die Völker bequemer regieren und auspressen zu können. Die Germanen und Briten erwiesen sich nicht so gefügig; ihnen ging das Latein erst einigermaßen durch das Christenthum ein. Immerhin machte sich in allen diesen Ländern fortwährend römischer Einfluß geltend,

der erst nach dem Zusammenbrechen des Weltreichs rechte Ausdehnung gewann durch die wachsende Macht der Kirche und das damit verbundene Aufkommen der humanistischen Studien, welche das Latein zur herrschenden Sprache aller machten, die nach höherer Bildung strebten.

Anders gestalteten sich die Dinge in den Ländern des Ostens, wo die Theilung des Reichs und die Kirchenspaltung zwischen Rom und Byzanz zur natürlichen Folge hatte, daß die lateinische Sprache allmählich durch die griechische verdrängt wurde; allein auch diese konnte sich bei den ferner wohnenden asiatischen Völkerschaften, die schon früher zum Christenthum bekehrt waren, nicht lange erhalten. Die Georgier und Armenier übersetzten die Bibel in ihre eigenen Sprachen, auf deren Schrift die griechische allerdings nicht ohne Einfluß geblieben ist, wonach sie denn auch, im Gegensatz zu allen semitischen Völkern, von der Linken zur Rechten schreiben.

In diesen beiden Ländern, Georgien und Armenien, wo das Christenthum schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eingeführt wurde, hat es am tiefsten Wurzel geschlagen und sich am längsten in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, weil es als ein theures Besitzthum fortwährend in schweren Kämpfen gegen äußere Feinde behauptet werden mußte.

Daß im christlich gewordenen griechischen Kaiserreich ebenso heillose Zustände herrschten wie im römischen zur Zeit seines höchsten Glanzes, die zugleich die Zeit seiner größten inneren Fäulniß war, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß das Christenthum, seinem ganzen Wesen nach, zunächst nur den Armen, Elenden und Enterbten eine wahre Botschaft des Heils und Segens werden konnte, hingegen den Mächtigen, Vornehmen und Reichen als ein höchst unliebsamer Protest

gegen ihr üppiges, schwelgerisches, allen Lastern fröhnendes Leben erscheinen konnte. Von unten herauf, aus dem verachteten Volke wäre das Christenthum nie zu ihnen gekommen; allein der vom Kaiser zur Staatsreligion erhobenen neuen Lehre mußten sie sich wenigstens äußerlich fügen, wie sehr sie ihnen auch innerlich widerstrebte, weil sie noch keine Ahnung von der in jedem Menschen schlummernden, aber erst durch das Christenthum geweckten höchsten richterlichen Macht hatten, welche wir das Gewissen nennen. Die Alten hatten kein entsprechendes Wort dafür, folglich auch keinen Begriff davon.

Was die Römer conscientia nannten, entspricht unserm Gewissen nicht, sondern bedeutet Bewußtsein. Obwohl nun in den Töchtersprachen des Lateinischen, in welche das Wort conscientia mit geringen Abänderungen übergegangen, dasselbe überall da gebraucht wird, wo wir Gewissen sagen, so hat es doch nicht dieselbe tiefe Bedeutung, weil bei den romanischen Völkern das Gewissen überhaupt noch nicht so lebendig wirksam geworden ist wie bei den germanischen. Damit ist zugleich gesagt, daß die bloße Einführung oder Annahme des Christenthums nicht genügt hat überall das schlummernde Gewissen zu wecken, da die Geschichte lehrt, daß unter der Herrschaft der Kirche bei den romanischen Völkern eben solche Greuel begangen wurden wie unter den heidnischen Kaisern Roms. Das Gewissen konnte nur bei den nach Wahrheit ringenden Menschen geweckt werden, welche die christliche Heilslehre als eine, abgesehen von allen äußern Vortheilen, innerlich befreiende und beseligende erfaßten und danach ihr Leben einrichteten, der nicht irrenden Stimme des Herzens folgend, welche wir Gewissen nennen und als den höchsten Richter auf Erden erkennen.

Ein gutes Gewissen giebt die innere Ruhe, welche alle Unbill der Welt leicht ertragen läßt und auch die ihres Glaubens willen verfolgten Christen trieb, freudigen Muthes Opfer ihres Glaubens zu werden. Ein böses Gewissen hingegen bereitet dem Menschen im Innern schlimmere Strafen, als äußere Gewalt es vermag.

Die Römer waren kein innerlich religiöses Volk; ihr Götterdienst war ein rein äußerlicher mit Aberglauben verquickter, mit Opfern verbundener. Sie kannten nichts Höheres als ihren Staat, dessen Ausbau, Sicherung und Vergrößerung ihrem Verkehrsleben allein Richtung und Eigenart gegeben haben. Diesem Staate gegenüber war die ganze übrige Welt für sie nur da, um von ihnen unterjocht und ausgeplündert zu werden. Daß nun ein solches Volk, dessen Wolfsnatur schon in der Sage von seinem Entstehen ausgedrückt wird, plötzlich vom Geist christlicher Sanftmuth und Liebe erfüllt werden sollte, war undenkbar; das Lamm Gottes mußte sich erst selbst der römischen Wölfin zum Opfer bringen, um Anerkennung bei ihr zu finden, und so wurde die reine Lehre Jesu, welche nur die Läuterung des inneren Menschen im Himmelsauge hatte, durch die römischen Stellvertreter Gottes in eine Herrschafts-, Gesetzes- und Rechtsreligion umgekehrt, welche nicht weniger Unheil in die Welt gebracht hat als die heidnische römische Kaiserherrlichkeit. Wenn von dieser die Rede ist, so wird immer der vergötterte Julius Cäsar als die erhabenste Verkörperung römischer Geistes- und Herzensbildung, sowie kriegerischer und staatsmännischer Genialität angeführt. Nun genügt aber die Erinnerung an ein paar Züge aus der glorreichsten Zeit seines Lebens, um anschaulich zu machen, daß auch in diesem Musterrömer keine Spur von Gewissen zu finden war.

Der heldenmüthige Arvernerkönig Vercingetorix, der nach

verlorener Schlacht, statt in der Flucht Rettung zu suchen, sich selbst in Cäsars Hände gab, um sein Volk zu retten, wurde fünf Jahre hindurch gefangen gehalten und dann im Triumph durch die Gassen Roms geführt, um am Fuße des Capitols enthauptet zu werden, während der triumphirende Cäsar auf der Höhe des Capitols den Göttern sein Dankopfer darbrachte.

Soweit haben es selbst die Russen in der Grausamkeit nicht gebracht. Als Schamyl, der ihnen dreißig Jahre hindurch weit gefährlicher war als Vercingetorix den Römern, auf der Bergveste Gunib in ihre Hände fiel und gefaßt seinen Tod erwartete, führten sie ihn weder im Triumphe auf noch schlugen sie ihm den Kopf ab, sondern ließen ihn ruhig und frei im Herzen Rußlands leben, bis er eines natürlichen Todes starb. Es wurde ihm, solange er lebte, keinerlei Demüthigung von seinen Ueberwindern zutheil, die den Heldenmuth und die geniale Thatkraft in ihm bewunderten, womit er sich so viele Jahre lang ihrer Uebermacht gegenüber behauptet hatte.

Doch ich komme auf Julius Cäsar zurück. Als die belgische Eidgenossenschaft ihren letzten Versuch machte, das römische Joch zu brechen und Lucterius, ihr Feldherr, vergeblich die starke Bergveste Uxalludumum zu halten suchte, ließ Cäsar allen Kriegern, die nach verzweifeltem Ringen in seine Hände fielen, die Hände abhacken, womit sie so tapfer gekämpft hatten. Er hätte wahrlich verdient, daß ihm selbst die Hände dafür abgehackt würden; denn anders wäre ihm die Erkenntniß seines Frevels schwerlich beizubringen gewesen. Jedenfalls ersieht man aus solchen Vorgängen, daß die höchste griechische und römische Bildung, deren sich doch der göttliche Cäsar erfreute, vor der größten Herzensroheit nicht schützte und daß also zur

wirklichen Humanität noch etwas anderes gehörte, wovon die klassischen Alten keinen Begriff hatten.

Erst in Rußland war ich dazu gekommen, eingehende Betrachtungen über solche Dinge anzustellen, weil sich mir dort beim Studium der russischen Geschichte eine Menge überraschender Aehnlichkeiten mit der römischen boten und mir diese erst zu rechtem Verständniß brachten.

Eine Menge, theils von Häuptlingen beherrschter, theils in blühenden Republiken sich selbst regierender Völkerschaften nach und nach durch Blut und Eisen unauflöslich an Moskau gekittet; aller Landbesitz in den Händen des Zaren und der Bojaren, alle Arbeit durch leibeigene Sklaven verrichtet; die Großen in Ueppigkeit schwelgend, das Volk in Armuth verkommend, oder auf den Schlachtfeldern verblutend, da die Kriege zur Erweiterung des Reichs oder zur Abwehr andrängender Feinde nie aufhörten. Seit dem Aufkommen des Kaiserreichs Palastrevolutionen, Weiber- und Günstlingsherrschaft unter Beihilfe bevorzugter Truppen, welche durch Krieger unterworfener asiatischer Stämme ergänzt wurden, die in der Leibwache dieselbe Rolle spielten wie die germanischen Krieger unter den Prätorianern. Allein alles was in Rußland geschah, trug sich für die übrige Welt gleichsam im Dunkeln zu, während in Rom die größte Oeffentlichkeit herrschte und die ewige Stadt alles in sich vereinte, was die Welt an Glanz, Pracht und Kunstschätzen zu bieten hatte. Die Russen fühlten sehr früh, daß ihre frostige Heimath nie zum Mittelpunkt der von ihnen erstrebten neuen Weltherrschaft werden könne, daher ihr mächtiger Drang nach Konstantinopel . . .

Diese Andeutungen mögen genügend erklären, wie sich's gefügt, daß meine russischen Studien und Erlebnisse wesentlich auf meine Beurtheilung altrömischer Geschichte einwirkten.

Ich hätte mich sicher in dem alten Rom, zur Zeit seines höchsten Glanzes, nicht so wohl gefühlt wie in dem neuen Rom der Fall war, wo ich ein liebenswürdiges Völkchen fand, welches durch keinen vorspringenden Zug irgendwelche Aehnlichkeit mit seinen wüsten, klassischen Vorfahren verrieth.

Keine Stadt, seit ich Tiflis verlassen, hat mir soviele poetische Anregungen geboten wie Rom, und so mögen hier wenigstens einige Strophen, welche meine römischen Eindrücke treu wiederspiegeln, meinen Erinnerungen eingewoben werden:

An Rom.

Rom, Königin der Städte! Alle Kronen
Der Herrlichkeit gewannst Du Dir als Beute;
Einst herrschtest Du durch Deine Legionen,
Und herrschest durch der Schönheit Zauber heute!
Aus Dir entwickelte der Schicksalsknäuel
Der Menschen sich in blutigen Fäden immer,
Mit Deiner Herrschaft wuchsen Deine Gräuel,
Und alle mehrten Deiner Größe Schimmer.

Nur Dich als Herrscherin der Welt betrachtend,
Beraubtest Du sie aller besten Schätze,
Und keines Volks Recht und Gesetze achtend,
Gabst Du der ganzen Welt Recht und Gesetze.
Du sahst die Völker Deines Reichs verkümmern
Und schienst oft selbst durch der Barbaren Stöße
Dem Untergang geweiht, — doch aus den Trümmern
Erhobst Du immer Dich zu neuer Größe!

Nun liegt die alte Herrlichkeit im Staube,
Zu Blumenträgern wurden die Ruinen,
Und statt des drohenden Schwertes sucht der Glaube
Die Welt zu zwingen Deiner Macht zu dienen.
Er hält sein Kreuzbild hoch, trotz aller Spötter,
Stolz über Königen und Völkern waltend
Und immer mehr der alten Heidengötter
Zu neuen Christenheiligen umgestaltend.

. . . .
. . . .
Du wirst auch diese Heiligen überleben,
Aus welkem Laube neue Blüthen treiben;
Ein Gegensatz wird stets den andern heben
Und Du wirst Königin der Städte bleiben!

VIII.

Rom.

Fortsetzungen. Pius IX. und Ciceruacchio.

Es bedurfte keines prophetischen Blickes, um vorauszusehen, daß die wundersamen, oft geradezu märchenhaft anmuthenden Zustände, welche in Rom miterlebt zu haben ich zu meinen schönsten Erinnerungen zähle, nicht von langer Dauer sein könnten.

Möglich waren solche Zustände nur in der Wunderstadt Rom und erklärlich nur durch den ungeheuren Umschwung der Dinge, welchen die ganz unerwartete Erhebung des vierundfünfzigjährigen Bischofs von Imola, Mastai Ferretti, auf den heiligen Stuhl zur unmittelbaren Folge hatte. Er selbst war von seiner Erwählung zum Papst, als welcher er nun Pius IX. hieß, am meisten überrascht, da allgemein angenommen wurde, daß Cardinal Lambruschini als Nachfolger des im Alter von einundachtzig Jahren verstorbenen Gregor XVI. aus dem Conclave hervorgehen werde.

Verglichen mit dem alten finstern Gregor und dessen ihn ganz beherrschenden Rathgeber Lambruschini mußte Pius IX. bei dem milden Zauber seiner Persönlichkeit den Römern als ein Engel des Lichts erscheinen. Dazu kam, daß bald nach seiner Erwählung zum Papst allerlei Sagen von himmlischen Wundern und Zeichen im Volke umgingen, welche ihn bei

der leichtgläubigen Menge als einen Auserwählten des Herrn bestätigten. So soll z. B. eine weiße Taube zu ihm vom Himmel herabgekommen sein, als er seinen Wagen bestiegen, um zum Conclave zu fahren, wohin er, in der Erwartung, daß der allgefürchtete Lambruschini Sieger bleiben werde, eine Denkschrift für diesen mitgenommen, um ihm die Abstellung der schlimmsten im Kirchenstaate herrschenden Uebelstände ans Herz zu legen. Zu diesen Uebelständen gehörte die lüderliche Finanzwirthschaft, unter welcher das Volk verarmte, und der Fanatismus, mit welchem jede freie Regung und Aeußerung gegen die heillose Priesterherrschaft unterdrückt und bestraft wurde. Alle Kerker waren überfüllt und das Staatsgefüge konnte nur noch durch die Schweizergarden des Papstes, die österreichischen Truppen in Bologna und die französischen in Ancona zusammengehalten werden.

So läßt sich kurz die allgemeine Begeisterung des leicht erregbaren Volks für Pius IX. erklären, der bald nach Antritt seines Pontifikats alle Kerker öffnete und sich in allem, was er sprach und that, als ein wahrer Fürst des Friedens und Wohlthuns erwies, wobei er mehr seinem guten Herzen als politischer Erwägung oder staatsmännischer Berechnung folgte.

Denn darin besteht ja eben das eigentliche Wesen des reinen Christenthums, daß es nach der Lehre Christi eine Religion des Herzens, der Nächstenliebe, des Wohlthuns und werkthätigen Mitleids ist und dadurch beseligend auf die Menschen wirken kann, ohne sich um die Staatsform, in welcher sie leben, zu kümmern.

Seit aber das Papstthum zu weltlicher Gewalt gelangt ist, hat es, in seinem Bestreben diese immer zu erweitern und zu stärken, die ursprüngliche Reinheit der christlichen Lehre nicht bewahren können, vielmehr sich oft zur Erhöhung seines

Ansehens weltlicher Machtmittel bedient, durch deren rücksichtslose Anwendung mancher kriegerische und staatskluge Papst größeren Ruhm gewann als durch die Erbaulichkeit seines christlichen Wandels.

Zu diesen Päpsten gehörte Pius IX. nicht. Seine ganze Vergangenheit bezeugte, daß es ihm mit seinem geistlichen Berufe heiliger Ernst war. Nicht für die Kirche erzogen, hatte er doch mitten im Glanze aristokratischen Lebens, als junger Reiteroffizier das tiefinnerste Bedürfniß gefühlt, sich dem Dienste der Kirche zu widmen, dann mit eisernem Fleiße die dazu nöthigen Studien gemacht und nach empfangenen Weihen im Lauf der Jahre von Stufe zu Stufe aufsteigend, sich immer als würdiger Priester bewährt. Während er Bischof von Imola war, bot der Kirchenstaat ein Bild unheimlichen Parteigetriebes, dem viele Mazzinisten und selbst gemäßigte Liberale, die sich als Wortführer der unzufriedenen Menge hervorgethan, zum Opfer fielen. Doch im Klerus selbst äußerten sich freisinnige Regungen und gewannen die patriotischen Schriftsteller und Poeten, welche, wie Silvio Pellico, Leopardi, Giusti, Guerazzi, Gioberti und Massimo d'Azeglio, mit Feuerworten die Wiedergeburt Italiens und Befreiung von allem fremdländischen und heimischen Druck predigten, großen Anhang.

Auch der fromme Bischof von Imola, der sich streng von allem politischen Parteigetriebe fern hielt, war ein begeisterter Verehrer der Schriften Giobertis, Cesare Balbos und Massimo d'Azeglios, die auf die gebildeten Kreise den größten Einfluß übten, weil sie nichts mit dem kosmopolitischen Radikalismus gemein hatten, sondern in edler, schwungvoller Sprache auf das Papstthum als die einzige Leuchte hinwiesen, welche das Volk zu fester Einigung und wahrer Freiheit führen könne. Dazu bedürfe man aber eines erleuchteten

Papstes, der vertraut mit den Bedürfnissen des Volks und dem Geiste der neuen Zeit, sich sowohl von dem Einflusse des Auslandes wie von dem der vaterlandslosen Jesuiten frei zu halten wisse. Gegen und ohne den Papst sei nichts möglich, mit ihm alles. Piemont aber sei der berufene Schirmvogt des Papstes und Italiens.

Mit diesen Gedanken und Anschauungen fühlte sich Pius IX. vollkommen einverstanden und sie wurden zur Richtschnur seines Handelns, als er sein geistliches Herrscheramt antrat, das er nicht gesucht hatte und deshalb als ihm durch Gottes besondere Fügung verliehen betrachtete. Die allgemeine Begeisterung, mit welcher das Volk ihm entgegenkam, konnte ihn nur in der Ueberzeugung bestärken, daß er wirklich ein Auserwählter des Herrn sei. In dem Hochgefühl, dem er in den Worten Ausdruck gab, daß der Himmel zweihundert Millionen über die Erde zerstreuter Christenseelen seiner Hut anvertraut habe, konnte der neue Statthalter Christi persönlich dem Volke näher treten, als irgend einer seiner Vorgänger es gethan. Doch ließ er es keineswegs bei schönen Reden bewenden, die ihres Eindrucks auf die Menge nie verfehlten, sondern war ehrlich bemüht, durch entsprechende Thaten zu beweisen, daß es ihm Ernst sei, gründlich mit den alten Mißbräuchen der Staats- und Kirchengewalt aufzuräumen. Der unter Gregor XVI. allmächtig gewesene Lambruschini wurde, wegen seines starren Festhaltens am Alten, entlassen und durch den freisinnigen Cardinal Gizzi ersetzt, die Zensur so gut wie aufgehoben und eine in verschiedene Ausschüsse gesonderte Versammlung zur Berathung von Gesetzes- und Verwaltungsreformen berufen. Diesem folgte ein Staatsrath, aus Vertretern der einzelnen Provinzen zusammengesetzt. Den höchsten Jubel aber erregte die Herstellung einer Bürgergarde (Guardia civica).

Hand in Hand mit den staatlichen Reformen gingen Liebeswerke zur Abhilfe der Armuth, des Elends und der Unwissenheit, durch Gründung von Kleinkinderbewahranstalten, Spitälern und Armenschulen. Durch einen Vertrauten des Papstes, den Pater Ventura, wurde von der Kanzel herab der Bund des Klerus mit der Demokratie gepredigt und gefeiert. Doch theilten nicht alle Priester diese liberalen Gesinnungen; auch Lambruschini hatte großen Anhang unter den Pfaffen des alten Regiments, und obgleich man nicht öffentlich gegen den Umschwung der Dinge vorzugehen wagte, so fehlte es doch nicht an heimlichen Vereinbarungen und Versuchen, sich des reformlustigen Papstes zu bemächtigen, um ihn unschädlich zu machen. Hatte er sich vom Volke doch soweit drängen lassen, die heiligen Väter Jesu aus Rom zu vertreiben.

Die Proteste, welche Metternich gegen diese Vorgänge erhob, erhöheten nur die Popularität des Papstes, dessen nationale Bestrebungen sich auch durch Anbahnung eines italienischen Zollvereins offenbarten, der zunächst mit Toskana und Piemont vereinbart wurde und nur deshalb nicht gleich durchgeführt werden konnte, weil der Herzog von Modena, dessen Gebiet die toskanische von der sardinischen Grenze schied, seine Zustimmung versagte. Hinter dem Herzog stand Oesterreich, welches alle Mittel aufbot, um die italienischen Einheitspläne zu kreuzen. Anlaß dazu gab die auf dem Wiener Congreß getroffene Abmachung, daß Parma nach dem Tode der Gemahlin Napoleons an den Herzog von Lucca fallen, dessen Herzogthum dagegen mit Toskana vereinigt werden solle, welches sich verpflichtet hatte einige Bezirke an Parma und Modena abzutreten. Nun wartete aber der Herzog von Lucca den Tod Maria Luisens gar nicht ab, um auf seinen Thron zu verzichten, der ihm wegen der schiefen Stellung zwischen Kaiser und Papst sehr unbequem geworden, und die

Bewohner der vorhin erwähnten toskanischen Abtretungsbezirke sträubten sich entschieden dagegen in Parmesaner umgewandelt zu werden. Trotzdem setzte Oesterreich die Auslieferung der beanspruchten Gebiete durch und schloß überdies mit den beiden Herzögen Anfang Februar 1848 einen Vertrag, der ihre Länder „in die Vertheidigungslinie der österreichischen Provinzen einfügte“.

So wurde die Stellung des Papstes Oesterreich gegenüber, das ihm so nahe auf den Leib rückte, immer schwieriger, die Stimmung des Volks gegen Metternich und seine Anhänger (vom Kaiser war nie die Rede) immer erbitterter und das Wort Austriaco zum größten Fluch- und Schmähworte im Kirchenstaat. Da die Römer noch nicht im stande waren mit dem Schwerte drein zu schlagen, so machten sie ihrem Grimme einstweilen in öffentlichen Kundgebungen Luft, theils durch die Presse, theils durch lärmende Versammlungen unter freiem Himmel, wobei politische Reden gehalten, patriotische Lieder gesungen und fürchterliche Drohungen gegen die Oesterreicher ausgestoßen wurden. Zu solcher Kundgebung (dimostrazione) wurde schon am Tage vorher durch die Zeitungen eingeladen, aber wenn ein Regentag folgte, so fand man an allen Ecken großbedruckte Anschlagzettel mit der Meldung, daß die Versammlung nicht stattfinden werde.

Als ich eines Tages vom Kapitol nach meiner Wohnung zurückkehrte, begegnete ich einem wohlgeordneten Zuge von Römern, die einen neuen politischen Gassenhauer sangen, aus dessen Strophen mir nur der mit erhöheter Stimme und Stimmung gesungene Schlußreim „Evviva la Costituzione!“ deutlich ins Ohr schlug.

Ich traute meinen Augen kaum, an der Spitze des Zuges meinen biederen Hauswirth, einen sehr artigen und ordentlichen kleinen Mann, zu entdecken. Er hatte mich schon von

ferne erkannt und verließ nun seine führende Stellung eilenden Fußes auf ein kurzes, um mich vertrauensvoll zu fragen, was la Costituzione eigentlich für ein Ding sei. Ich erwiderte ihm, es sei eine ähnliche Vereinbarung zwischen Fürst und Volk wie der Miethvertrag, den ich mit ihm geschlossen und durch dessen strenges Einhalten wir vortrefflich miteinander auskämen.

Capisco! Ich verstehe! rief er einmal über das andere, unter den lebhaftesten Dankesbezeigungen dann wieder verschwindend. Alsbald wurde das merkwürdige Lied mit dem Kehrreim „Evviva la Costituzione“ aufs neue angestimmt und ich fand noch vor Schlafengehen Gelegenheit, meinen trefflichen padrone di casa — was jedenfalls hübscher klingt als unser Hauswirth — des Näheren über die Verfassungsfrage aufzuklären, wofür ich später jeden Tag einen frischen Blumenstrauß in meinem Zimmer fand.

Ich habe dieses kleinen Erlebnisses nur Erwähnung gethan als Beispiel von dem damaligen Bildungsstande des römischen Volks, das allerlei Schlagwörter im Munde führte, ohne eine Ahnung von ihrer Bedeutung zu haben. Während es nach einer Verfassung schrie, waren die Vorarbeiten dazu schon im Gange, so daß der Papst seinen Römern mündlich die feierliche Versicherung geben konnte, ihre Wünsche würden bald in Erfüllung gehen.

Es war nämlich unter Pius IX. üblich geworden, daß das Volk bei wichtigen Veranlassungen zu vielen Tausenden auf den Monte Cavallo zog, um über innere oder äußere Angelegenheiten, die schon vorher von den verschiedenen Parteien in der Presse und öffentlichen Versammlungen behandelt wurden, ohne allgemein befriedigenden Abschluß zu finden, aus dem Munde des heiligen Vaters das entscheidende Wort zu hören. Durch diese unmittelbare Verständigung zwischen

Hirt und Heerde wurde vielen Uebeln vorgebeugt und besonders den heimlichen Wühlereien der Schwarzen und Rothen gesteuert.

Es lebte ein Mann in Rom, der weder lesen noch schreiben konnte, aber durch Redlichkeit des Wandels und große natürliche Begabung so hoch in Ansehn und Achtung seiner Mitbürger stand, daß er das allgemeine Vertrauen genoß und bei Volksversammlungen seine Stimme immer den Ausschlag gab, wenn es galt wichtige Entscheidungen zu treffen. Dieser merkwürdige Mann hieß Angelo Brunetti, war in Trastevere, dem am rechten Ufer des Tiber gelegenen Theile Roms, geboren und aufgewachsen und hatte es dort als Kutscher und Wagenhalter zu bürgerlich ansehnlichem Besitzthum gebracht, ohne in seiner höchst einfachen Lebensweise das Geringste zu ändern. Von mächtigem Gliederbau, mehr in die Breite als in die Höhe gehend und doch das römische Mittelmaß weit überragend, sah er in seiner schon einigermaßen abgetragenen Kleiderhülle, die durchweg aus bräunlichem Manchester bestand, mit seiner immer offenstehenden weiten Jacke und seiner nachlässigen Haltung mehr behäbig als bedrohlich aus.

Erst nach dem Umschwung der Dinge, welchen Pius IX. durch seine Reformen herbeiführte, wurde Brunetti in die Oeffentlichkeit gezogen, wo er bald eine führende Rolle spielte und wesentlich dazu beitrug, die Begeisterung des Volks für den neuen Papst zu nähren. Er galt für den besten Volksredner, weil er nie lange Reden hielt, sondern immer klar, kurz und bündig zur Sache sprach. Seit seinem ersten Auftreten, wo er eine lärmende Versammlung durch ein paar Donnerworte zur Ruhe brachte, wurde er Ciceruacchio genannt und als ein würdiger Nachfolger der besten alten Volkstribunen gefeiert. So wuchs er in eine Vermittlerrolle zwischen Volk und Papst hinein, die diesen bewog, Ciceruacchio ganz

bei sich zu behalten, um durch ihn immer in Fühlung mit dem Volke zu bleiben. Ciceruacchio ließ sich dazu nur unter der Bedingung herbei, daß er an seiner gewohnten einfachen Lebensweise und Kleidung nichts zu ändern brauche. Dies wurde gern zugestanden und fortan wohnte der Volkstribun in seiner schäbigen Manchesterjacke als vollwichtiger Mitregent des Papstes im Quirinal, und während der heilige Vater sich von andächtigen Pilgern die geweihten Pantoffeln küssen ließ, durchknarrten die dickbesohlten Kutscherstiefel Ciceruacchios die zaubervollen Palasträume des Statthalters Christi auf Erden.

Es wäre damals schwer gewesen zu bestimmen, wer der Mächtigere von beiden war, der Papst oder Ciceruacchio. Wie sie im Quirinal zu einander standen, entzog sich natürlich der Beobachtung; allein jede Volksversammlung, zu welcher der Papst vom Altan des Quirinals herab redete, während der Tribun etwas zur Seite stand, bot ein anschauliches Bild des Verhältnisses zwischen beiden.

Wenigstens einmal in der Woche fand solche Volksversammlung statt, zu welcher auch die in Rom weilenden Fremden immer schaarenweise herbeizogen, um das wundersame Schauspiel zu sehen, desgleichen keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hatte. Wer sich einen guten Platz sichern wollte, mußte zeitig erscheinen, wo sich dann auch Gelegenheit fand, für Damen Stühle zu bekommen, welche zu Hunderten gegen entsprechenden Lohn herbeizuschaffen sich für dienstwillige Römer als ein gutes Geschäft erwies. Bis das eigentliche Schauspiel begann, boten die Herrlichkeiten des Schauplatzes: die beiden kolossalen Rossebändiger — das größte aller erhaltenen Werke antiker Plastik —; die davor in ungeheurer Granitschale rauschende Fontaine; der dazwischen aufragende Obelisk und die den Rahmen des malerisch unregelmäßig weiten Platzes bildenden Paläste und Gärten, Unterhaltung genug.

Allmählich läßt die vor dem Quirinal weithin dichtgedrängt harrende Menge immer lebhaftere Zeichen der Ungeduld vernehmen; vor dem wachsenden Stimmengewirre hört man das Rauschen der Fontaine nicht mehr. Plötzlich, bei schon sinkender Sonne, erscheint Ciceruacchio auf dem Altan und gebietet Ruhe, dabei sein rothbaumwollenes Schnupftuch aus der Manchesterjacke ziehend und wie eine Fahne vor sich schwenkend, um anzudeuten, daß die Vorstellung gleich beginnen werde. Er zieht sich dann wieder zurück und ein paar Minuten später tritt in lichtem Gewande der Papst hervor, bei dessen Erscheinen sich alle Häupter entblößen. Er redet mit wohltönender, weithin schallender Stimme erbauliche Worte der Ermahnung, das Volk vor Ueberstürzung und Ungeduld warnend, da nur durch eine ruhige Entwickelung der von ihm ins Leben gerufenen Reformen die Begründung einer wahren Freiheit möglich sei. Er weist auf die vielen inneren und äußeren Feinde hin, die sein Friedenswerk bedrohen und denen nur widerstanden werden könne durch inniges Zusammenhalten aller wahren Freunde des Vaterlands und festes Vertrauen zu ihm. Man merkt zuletzt seiner Rede die innere Erregung an, die besonders bei den wiederholten Ermahnungen zur Eintracht durchbricht und zündend auf die Hörer wirkt, welche sich in begeisterten Heilrufen Luft machen, aber bald unterbrochen werden durch Ciceruacchio, der, wieder sein Taschentuch schwenkend, der Menge zudonnert: Abbastanza, Abbastanza, Fratelli! Genug, genug, Brüder! Jetzt geht nach Hause, und beherzigt die vom heiligen Vater zu euch geredeten Worte. —

* * *

Ich konnte mir, nachdem ich verschiedenen Versammlungen der Art auf dem Monte Cavallo beigewohnt hatte, ganz gut

erklären, daß — wie mir Levin Schücking, der über die römischen Vorgänge schwungvolle Berichte für die Kölnische Zeitung schrieb, mittheilte — viele Damen, vorwiegend Engländerinnen, unter dem Zauber der Persönlichkeit des Papstes zur katholischen Kirche übergetreten seien.

Ganz anders war der Eindruck, den die päpstlichen Reden auf die zünftigen Diplomaten machten, auch wenn diese schon katholisch waren. Sie befanden sich in fortwährender Aufregung über „das Buhlen des Papstes um die Volksgunst", über sein allzu vertrauliches Verhältniß zu Ciceruacchio, „dem italienischen Manchestermann" (ein Ausdruck, welcher als witzige Anspielung auf Richard Cobden gelten sollte), und seinen Verkehr mit Lord Minto, der im Auftrage seines Freundes Lord Palmerston schon seit längerer Zeit Italien durchreiste, sich nirgends lange aufhielt, aber überall, wo er sich blicken ließ, als ein Sturmvogel der Revolution galt. Bald tauchte er in Turin auf, bald in Rom, bald in Mailand, und die Zeitungen wußten immer allerlei geheimnißvolle Dinge von ihm zu berichten.

Damals kam auch die alte Zeitungsphrase wieder in Schwung: „Wir tanzen auf einem Vulkan". In Paris, Neapel, Rom, Wien, Berlin u. s. w. wurde plötzlich in den meisten politischen Stimmungsberichten auf Vulkanen getanzt. Nur in den Nachrichten aus meiner heimischen Hauptstadt Hannover war von dergleichen nicht die Rede und ich machte in Rom die angenehme Erfahrung, daß unter allen damals dort lebenden Diplomaten unser hannöverscher Ministerresident Kestner die angesehenste und zugleich beliebteste Persönlichkeit war, obgleich er in der heimathlichen Rangliste nur als Legationsrath mitzählte. Allein in Rom hieß er kurzweg „der Minister"; von dem Lande, welches er vertrat, war gar nicht die Rede; man wußte nur, daß er mit der hohen Politik

nichts zu thun hatte, sondern ganz der Kunst und Wissenschaft lebte, ein gastfreier, gemüthlicher alter Herr und gründlicher Kenner Roms war, fortwährend bemüht seine höchst werthvollen Sammlungen griechischer und römischer Alterthümer zu vermehren und jedem Besucher zugänglich zu machen. Wegen eines Augenleidens, das ihn zwang, fortwährend einen großen grünen Schirm zu tragen, durfte er das Haus längere Zeit hindurch nicht verlassen, war aber immer sehr dankbar und mittheilsam gesprächig, wenn man ihn aufsuchte. In allem, was die Gegenwart bewegte, konnten wir uns leicht verständigen, in unsren Ansichten über das alte Rom hingegen stimmten wir nicht überein, obgleich wir zur Begründung unsers verschiedenartigen Urtheils doch aus denselben Quellen schöpfen mußten. Uebrigens läßt, meiner Ueberzeugung nach, das Satirikon des so lüderlichen wie genialen Petronius uns tiefere Blicke in das römische Leben der Kaiserzeit thun, als die Schriften der moralisirenden Historiker, und der so oft citirte Vers des Terenz: „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“ hat in den meisten Fällen seiner Anwendung gar keine humane, sondern nur bestialische Bedeutung. Kestner hielt die alten Römer für besser als ihren historischen Ruf, wußte aber doch nichts Ueberzeugendes einzuwenden gegen folgendes Gedicht, in welchem ich meiner Anschauung über das alte Rom Ausdruck gegeben:

Altes Rom! um Dich zu trauern,
Will mir nicht vom Herzen gehn,
Lieber mag ich Deine Mauern —
Wie sie sind — in Trümmern sehn,
Als mich für die Zeit begeistern,
Wo Du Herrin warst der Welt,
Und, um blendend sie zu meistern,
Deiner Macht die Pracht gesellt.

Nur die rauhe Zucht des straffen,
Ueberlegnen Kriegerthums,
Nicht ein menschlich schönes Schaffen
War die Quelle Deines Ruhms.
Kehrt ein Cäsar zum Triumphe
Siegberauscht aus blutigem Streit:
Welch ein Ruhm, wenn ihm die stumpfe,
Feile Menge Beifall schreit!

Deine heimische Brut zu füttern
Und durch Kampfspiel zu erfreu'n,
Mußtest Du die Welt erschüttern,
Raub und Plündrung stets erneu'n.
Mit der Beute Deiner Siege
Nährtest Du Dein Unheil blos,
Wurdest aller Laster Wiege,
Bliebst nur im Verwüsten groß.

Hatt'st gelehrte Narr'n zu Kaisern,
Sklaven bauten Dir das Feld, —
Unter ihnen gab's manch weisern,
Als die röm'schen Herrn der Welt
Ahnten, denen nützlich Schaffen
Galt für freien Mannes Schmach,
Bis das alte Rom in Waffen
Morsch und faul zusammenbrach.

* * *

Inmitten der täglich wachsenden politischen Bewegung mit den farbenbunten Bildern und lärmenden Aufzügen, welche sie bot, suchte ich einen festen Halt in Fortführung einer Arbeit zu gewinnen, welche ich schon in Florenz begonnen hatte und welche mich wenigstens in den frühen Morgen- und späten Abendstunden ganz von der Außenwelt abziehen und mir durch eingehende Beschäftigung mit einem der mächtigsten Geister Italiens größeren und bleibenderen Gewinn bringen sollte als

die wechselnden Eindrücke des Tages. Ich hatte mir in Mailand „Le Rime di Michelangelo Buonarotti", von Silvestri 1821 herausgegeben, gekauft, aber seit Florenz keine Zeit gefunden, mich vertraut damit zu machen. Nun holte ich das alte Buch hervor und konnte nicht sobald wieder davon loskommen.

IX.

Einige Blätter von und über Michelangelo und Vittoria Colonna.

Die Kunstgeschichte bietet kein zweites Beispiel eines so mächtig eigenartigen Entwickelungsganges, wie er sich in Michelangelos Leben und Werken offenbart. Als Bildhauer und Maler ist er aus keiner Schule hervorgegangen und hat keine Schule gebildet. Unter den zeitgenössischen Größen, die sich, wie er, auf verschiedenen Gebieten der Kunst durch ihre Werke unsterblich gemacht haben, steht er ganz vereinsamt in stolzer Abgeschlossenheit, ohne das Bedürfniß sich ihnen anzuschließen oder auch nur in Fühlung mit ihnen zu bleiben. Gewaltigen, hochstrebenden Geistes trägt er eine reiche, großartige Gedanken- und Bilderwelt in sich, ohne dem glühenden Drange folgen zu können, sie mit schöpferischer Freiheit auszugestalten. Denn ein Bildhauer, der auf den Ertrag seiner Kunst angewiesen ist, muß sich dem herrschenden Zeitgeschmack fügen, wenn er nicht das Glück hat, mit monumentalen Aufgaben betraut zu werden, denen er das Gepräge seiner Eigenart aufdrücken kann.

Durch die Renaissance war frischer, verjüngender Lebenshauch in Kunst und Wissen gekommen; der kirchliche Sinn des Mittelalters mit seiner Sehnsucht nach dem Ewigen und Unendlichen war in den gebildeten Kreisen einer Genußfreudigkeit gewichen, welche die Erde nicht mehr als ein Jammerthal

betrachtete, sondern sich schon hienieden das Leben zu verschönern und heiter zu gestalten suchte. So entwickelte sich zunächst in der Baukunst unter Einfluß der Antike ein Gefühl für großräumige wie für feine Verhältnisse, das den Schönheitssinn auf eigenthümliche Weise befriedigt. In der Malerei blieben die Meister der Renaissance mehr den Ueberlieferungen des Mittelalters treu, aber nur in der Wahl, nicht in der Behandlung des Darzustellenden. Ein Lionardo da Vinci, Raffael, Luini, Fra Bartolommeo, del Sarto bewegen sich in demselben religiösen und poetischen Kreise wie ihre Vorgänger, indem sie immer dieselben Scenen aus den Evangelien und Heiligenlegenden malen. Wie unter diesen Vollendern einer langen Entwickelungsreihe nicht blos Mutter und Sohn Gottes, sondern auch die übrigen Heiligengestalten an schöner Menschlichkeit gewinnen, so verklärt sich auch ihr alter, aus der byzantinischen Schule stammender und noch von Cimabuë und seinen Schülern andächtig festgehaltener goldener Hintergrund zu einem das Haupt umschwebenden Lichtschein.

Diese Andeutungen mögen genügen zur Veranschaulichung der vereinsamten Stellung Michelangelos, der keiner Schule angehörte und in seiner grandiosen schöpferischen Eigenart auch keine Schule bilden konnte. So findet man denn in seinen Aposteln, Heiligen und Sündern kein äußerlich unterscheidendes Zeichen, welches auf ältere Vorstellungen zurückweist. Bei der Ausmalung der Sixtinischen Kapelle wollte Julius II. die zwölf Apostel dargestellt haben, allein Michelangelo setzte an ihre Stelle die Propheten und Sibyllen, wodurch er allerdings einen gewaltigeren Eindruck erzielte als mit den zwölf Aposteln möglich gewesen wäre. Er schöpfte mit besonderer Vorliebe aus dem damals in der Christenheit noch wenig verbreiteten alten Testament, nicht blos weil das neue in der Künstlerwelt schon allzu verbraucht war und ihm wenig Neues

bieten konnte, sondern hauptsächlich wohl deshalb, weil seine eigene schroffe, leidenschaftlich gewaltige Persönlichkeit sich den Helden des alten Testaments mehr verwandt fühlte. Schon in seinem Moses und David zeigt er hinlänglich, wie entschieden er seine eigenen Wege geht, ohne sich im geringsten um die herkömmlichen Vorstellungen zu kümmern. Von dem Gigantischen und Ungeheuerlichen seiner über alles Menschenmaß hinausreichenden Figuren soll hier nicht weiter die Rede sein, da er uns in seinen Sonetten selbst den besten Kommentar zu seinen Schöpfungen geliefert hat, der uns zugleich sein tiefstes Innere erschließt. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe innerer und äußerer Kämpfe und Heimsuchungen, die eine harmonische Entwickelung unmöglich machten und viele seiner Werke gar nicht zur Vollendung gelangen ließen. Ein begeisterter Verehrer Dantes, dem er ein paar herrliche Sonette gewidmet hat, und Schüler Savonarolas befand er sich in stetem Widerspruch zwischen seinen politischen und religiösen Ueberzeugungen als Patriot und Christ und der Nothwendigkeit als Künstler seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein ernster, ascetischer Charakter, kam er früh in enge Beziehungen zum Vatikan zu einer Zeit allgemeiner Erschlaffung, wo den Kriegsstürmen, welche unter Julius II. gewüthet hatten, die üppigen Zerstreuungen unter Leo X. folgten. Ein eifriger Republikaner voll Bewunderung für die einstige Größe und Freiheit seines geliebten Florenz, wurde er der Günstling der Medici und durch ihre Förderung seiner künstlerischen Wirksamkeit den Unterdrückern der Freiheit seiner Vaterstadt zu Dank verpflichtet. Sich selbst nur als Bildhauer ganz in seinem Elemente fühlend, wurde er durch Julius II. und Paul III. gezwungen auch den Pinsel zur Hand zu nehmen, und sein wundersames Schicksal ließ ihn nur seine Fresken glücklich zu Ende führen, während ihm als Bildhauer die

volle Ausführung seiner großartigen Entwürfe versagt blieb. Bemerkenswerth ist auch, daß die Werke seines Pinsels denen seines Meißels vorausgingen; erst entstanden die Propheten und Sibyllen und erst später sein Moses und Pensieroso. Seine dämonische gewaltige Formenbehandlung in der Skulptur und Malerei veranlaßte die Bauherren seine geniale Begabung auch für die Architektur zu gewinnen. Der erste Auftrag — 1514 durch Leo X. — war eine Fassade für S. Lorenzo in Florenz. Sein Plan wurde allen andern, auch dem Raffaels vorgezogen. Allein zu freier Gestaltung kam er erst in der berühmten Grabkapelle der Mediceer, der sogenannten Sagrestia Nuova, am rechten Querschiff derselben Kirche. In Rom sind außer dem Bau von S. Peter, den er erst 1546 übernahm, einige Bauten von ihm ausgeführt vorhanden, welche die Größe und Richtung seines Geistes in sehr verschiedenen Aufgaben offenbaren. Am Palazzo Farnese hat er das große Hauptgesims und die beiden unteren Stockwerke des Hofes geschaffen, die imposantesten Palasthallen Roms.

Zum Dichter ist Michelangelo erst in seinen alten Tagen geworden, als er schon sechzig Jahre und darüber zählte. Welchen Antheil Vittoria Colonna — die Sonne, die ihm erst am Abend seines Lebens aufgegangen — an dem Ausbruch seiner poetischen Gluten hatte, wird aus diesen selbst am besten zu ersehen sein. Ich werde an geeigneter Stelle Gelegenheit nehmen, zu begründen, warum ich die Gedichte des alten Bildhauers, die alle wie aus Marmor gemeißelt erscheinen, weit höher stelle als die des gefeierten Petrarka.

Michelangelos Sonette machten mir bei meinem ersten Ringen mit den Schwierigkeiten ihres Verständnisses einen so gewaltigen Eindruck, daß ich mich nicht eher beruhigen konnte, als bis ich einige der bedeutendsten durch poetische Nachbildung mir zu eigen gemacht. Wir wissen von seinen Biographen

Mazuchelti und Condivi, daß er bei den hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, schwer mit dem schriftlichen Ausdruck zu ringen hatte und sich darin einer Unwissenheit zieh, von welcher er früher keine Ahnung gehabt, so lange er, ganz von seinen großen Aufgaben als Bildhauer und Maler in Anspruch genommen, nicht daran dachte, daß die meisterliche Führung der Feder ebenso große Uebung erfordert wie die des Meißels. Schon der Pinsel war ihm, wie aus seinem Vergleich der Malerei mit der Skulptur hervorgeht, ein untergeordnetes Werkzeug, da bei ihm alles in der „ersten Kunst" auf das „Abnehmen" (levar) ankam, d. h. auf das Ausmeißeln und Abfeilen des Ueberflüssigen, das der Stoff bietet und wovon er befreit werden muß, wenn die in ihm verborgene Urgestalt des Schönen aus ihrer Umhüllung erlöst und zu reinem Ausdruck kommen soll.

Diesen Gedanken hat Michelangelo an die Spitze seiner Gedichte gestellt in folgender Eingangsstrophe des ersten Sonetts:

Non ha l'ottimo artista alcun concetto,
Ch'un marmo solo in sè non circoscriva
Col suo soverchio, e solo a quello arriva
La man che obbidisce all' intelletto.

Das hat Regis verdeutscht:

Nichts kann der beste Künstler denken sich,
Das nicht in einem einz'gen Marmorsteine
Umschrieben wär', und dies ergreift alleine
Die Hand, die seinem Geist dient williglich.

Dabei ist nichts weggelassen, als die Hauptsache, nämlich der Ueberfluß (soverchio) oder das Unnöthige, das Zuviel, das dem Marmorblock genommen werden muß, um ein Kunstwerk daraus zu machen. Merkwürdigerweise findet sich auch in

allen späteren Uebersetzungen dieselbe Nichtbeachtung der Hauptsache, selbst in der neuesten, durch Dr. M. Jordan eingeführten Prachtausgabe von Sophie Hasenclever.

In seinem Verhältniß zu der angebeteten Vittoria Colonna — welche nicht nur für ihn, sondern für alle, die sie kannten, die hervorragendste Frau ihrer Zeit und ein Ideal edler Weiblichkeit war — wendet nun Michelangelo den Vergleich mit dem Marmor auf sie selbst an, in einer Ausdrucksweise, welche schon bald nach dem Bekanntwerden seiner Gedichte lange Kommentare hervorrief, um sie allgemein verständlich zu machen. Der schon früher genannte Benedetto Varchi hielt 1546 in der Florentiner Akademie eine Vorlesung über das erste Sonett, welche als Büchlein gedruckt den Dichter so entzückte, daß er seinem Freunde Luca Martini darüber schrieb: „Das Sonett kommt wohl von mir, aber der Kommentar kommt vom Himmel und ist in Wahrheit ein wunderwürdiges Stück .... Was das Sonett betrifft, erkenne ich wohl, was es ist; aber wie es auch sei, kann ich mich nicht enthalten, ein wenig eitel darauf zu sein, da es Veranlassung zu einem so schönen und gelehrten Kommentar geworden ist."

Als der große Meister Vittoria Colonna kennen lernte, stand er schon im Beginn der sechziger und sie in der Mitte der vierziger Jahre. Sie sagte von ihm, daß er selbst noch höher zu stellen sei als seine Werke und daß, wer nur diese und nicht ihn selbst kenne, nur das minder Vollkommene an ihm zu schätzen vermöge.

Seine urgewaltige, immer nach dem Höchsten strebende Persönlichkeit erweckt auch in seinen Gedichten Bewunderung, wie sie allen seinen Schöpfungen ihr eigenartiges Gepräge giebt, allein in den Gedichten konnte er, nach seinem eigenen Bekenntniß, nicht mit so sicherer Hand aus dem Vollen schöpfen wie auf seinem eigentlichen Kunstgebiete, und so sehen wir den

greisen Künstler leibhaft vor uns in heißem Bemühen, die Kunst des Meißels auf die Feder zu übertragen. Hier mögen einige seiner Sonette und andern Gedichte als Beispiele folgen:

Nehm' ich dem Marmorblock die rauhe Hülle,
Zu lebensvollem Bild ihn zu gestalten,
Gewinnt er durch Verlust der Ueberfülle
Weit höh'ren Werth, als er zuvor enthalten;
So kannst auch Du — mir nehmend, was zuviel
Erdrückend mich umhüllt im Fleisch und Blute
Und meinen Geist fernhält vom höchsten Ziel —
Aus mir erlösen das verborgne Gute;
Ausglätten kannst Du meine rauhe Rinde,
Daß sie sich mindre, meinen Werth zu mehren,
Nicht Kraft, Vernunft und Tugend in mir binde,
Den Flug zum höchsten Ziel mir zu erschweren.

* * *

Nimmt in sich auf die Kunst, die göttlich reine,
Ein Menschenbild, so ist ihr erstes Streben,
In niederem Thon es sichtbar zu beleben,
Daß es als Erstgeburt des Geistes erscheine.

Dann kommt die zweite, wo im harten Steine
Der Hammer hält das Wort, das er gegeben:
Er läßt das Bild erstehn zu schönerm Leben,
Daß seinem Dasein ewiger Ruhm sich eine.

So kam auch ich nur als Entwurf zur Erde,
Daß erst durch Dich ein Kunstwerk aus mir werde,
Erhabene Frau! Drum hilf, mich zu vollenden!

Vermindre mein Zuviel, tilg' meine Mängel
Durch Mitleid, werde mein Erlösungsengel,
Laß nicht mein wildes Herz in Unheil enden!

* * *

Herrin, wie mag's nur sein — und doch bewährt
Es die Erfahrung — daß weit längeres Leben
Dem Bildwerk als dem Bildner wird gegeben,
Deß Meisterhand den rohen Stein verklärt?

Der Schöpfer schwindet, das Geschaffene währt,
Kurzlebig muß Natur vor Kunst erbeben;
Ich weiß es, der ich, ganz der Kunst ergeben,
Klar sehe, wie die Zeit mit mir verfährt.

So könnt' ich langes Leben wohl uns Beiden
Verleihn, ob Stein, ob Farbe Dir beliebt,
Ließ ich ein Bild von uns ganz treu und wahr:

Daß man noch tausend Jahr nach unserm Scheiden
Säh', wie Du schön warst, wie ich Dich geliebt,
Und daß mein Lieben keine Thorheit war!

* * *

Das Feuer darf der emsige Schmied nicht scheuen,
Sein Eisen neu und kunstvoll zu gestalten;
Mit Kraft des Feuers muß der Meister schalten,
Will er des lautern Goldes sich erfreuen.

Der einzige Phönix kann sich nicht erneuen
Eh' er verbrennt. So auch in Glutgewalten
Hoff' ich zu sterben, mit den Lichtgestalten
Vereint, die Tod und Zeit nicht mehr bedräuen.

O süßes Sterben! Selig wer so brennt!
Wenn ich zu Asche nach und nach verstoben,
Nicht unter Todten leben muß fortan.

Ja, wenn sich von Natur dies Element
Zum Himmel hebt, steig' ich, mit ihm erhoben,
Gradauf, in Feuer verwandelt, himmelan!

* * *

Ein Schwefelherz in einem strohernen Leibe,
Mit Knochen wie geschnitzt aus dürren Aesten,
Ein Flackergeist, der sich der Ersten, Besten
Hingiebt, bethört von jedem üppigen Weibe;

Ein Scheinmensch, blind für Höh'res, mürb' wie Zunder,
Dergleichen viele auf der Glücksjagd rennen,
Mag lichterloh im Augenblick entbrennen
Gleichwie vom Blitz gerührt: es ist kein Wunder!

Mir konnte nur die höchste Schönheit taugen,
Zu ewigen Werken heilige Glut zu schüren;
Ihr Glanz allein ließ mich so hoch erheben.

Klein schien mein Größtes mir in Deinen Augen;
Ich floh das Volk, Dich Einzige zu erküren;
Mein Werk gab meiner Liebe ewiges Leben.

* * *

Die Blüthezeit der italienischen Kunst brachte schöpferische Geister von wunderbarer Vielseitigkeit zur Entfaltung, Erscheinungen, die man heutzutage gar nicht aufkommen lassen würde, als gefährliche Ueberspringer der Schranken, innerhalb welcher allein moderne Größe auf Anerkennung rechnen darf. Oder wo hätte in unserer Zeit der strengsten Arbeitstheilung, die selbst einen Goethe noch im Grabe von akademischer Zunge dafür abkanzeln ließ, daß er es gewagt hat, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete bahnbrechende Entdeckungen zu machen, statt bei seinem poetischen Leisten zu bleiben, — wo hätte bei uns ein Leonardo da Vinci eine nach den verschiedensten Richtungen der Kunst und Wissenschaft so fruchtbare und großartige Thätigkeit entfalten können, wie er zu seiner Zeit gethan? Gleich ihm kam auch Michelangelo bei den vielseitigen Offenbarungen seines Genius nie ins Reine darüber, auf welcher Seite der eigentliche Schwerpunkt seiner

Begabung lag und die Nachwelt hat darüber anders geurtheilt als er selbst, da sie die Deckenbilder in der Sixtinischen Kapelle als seine größte Leistung bewundert.

Am eindringlichsten hat diese Bewunderung bekanntlich Goethe ausgedrückt: „Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke theilten unsere Bewunderung ... Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck ... Ich bin in dem Augenblicke so für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann.“ So huldigt ein Genie dem andern.

Vittoria Colonna schreibt über Michelangelo: „Die ihm persönlich fernstehenden Bewunderer seiner Werke kennen nur wenig von ihm, der hoch über allem steht, was er geschaffen.“

Für das Zutreffende dieses Ausspruchs geben die Gedichte Michelangelos den besten Beweis, da sie uns so vertraut mit seinem innersten Wesen machen, wie es bei seiner Abgeschlossenheit nur wenige ihm nahestehende Zeitgenossen waren. Auf das öffentliche Urtheil über ihn konnten die Gedichte in keiner Weise einwirken, welche erst lange nach seinem Tode gesammelt wurden und gedruckt erschienen, während bis dahin nur ein kleiner Kreis seiner Verehrer und Freunde Kenntniß davon hatte; als die Bevorzugtesten sind zu nennen: Vittoria Colonna, Sebastiani del Piombo, Luigi del Riccio, Donato Giannotti und Tommaso de Cavalieri. Aus diesem Kreise gingen die ersten Anregungen zu einer Sammlung der zerstreuten Blätter hervor. Ascanio Condivi bemerkt am Schlusse seiner Biographie: „Ich hoffe in kurzem einige seiner Sonette und Madrigale veröffentlichen zu können, welche ich seit längerer Zeit von ihm selbst und andern gesammelt habe, um der Welt die Macht seines schöpferischen Genius und die

Schönheit der Gedanken des göttlichen Geistes eindringlich anschaulich zu machen."

Condivi hat sein Versprechen nicht erfüllt. Mit Ausnahme einiger von Vasari abgedruckten Gedichte und der schon früher bei Varchi erwähnten Auszüge sind die Manuskripte Michelangelos erst neunundfünfzig Jahre nach seinem Tode ans Licht getreten. Die meisten davon befanden sich in den Buonarroti-Archiven, aber viele waren auch bei Luigi del Riccio aufbewahrt worden und später in die Bibliothek des Vatikan gekommen, wo der jüngere Michelangelo die Erlaubniß erhielt, Abschriften von den Manuskripten seines Großoheims zu nehmen. Allein er hatte dabei mit Schwierigkeiten zu ringen, denen er nicht gewachsen war. Es kamen eine Menge dunkler Stellen vor, in welche er kein Licht zu bringen wußte; er fand Ausfälle gegen und Bemerkungen über Kirche und Staat, die weder in Kirche noch Staat Billigung finden konnten. Um eine Veröffentlichung der Manuskripte zu ermöglichen, suchte er rauhe Stellen zu glätten, anstößige Ausdrücke zu mildern und brachte so eine vielfach verstümmelte und abgeschwächte, aber dem Zeitgeschmack entsprechende Ausgabe zu stande, die gutgemeint war, aber viel zu wünschen übrig ließ, wie sich aus einer Vergleichung mit der vortrefflichen, 1863 erschienenen Ausgabe von Cesare Guasti ergiebt (Le Rime di Michelangelo Buonarroti u. s. w. In Firenze, per Felice le Monnier).

Es bleibt mir noch zu begründen, warum ich die dichterische Bedeutung Michelangelos höher schätze, als diejenige Petrarkas; es geschieht das, weil in den Reimen des Erstern ein alle höchsten Interessen der Menschheit umfassender bedeutender Inhalt zu tief ergreifendem Ausdruck kommt, was bei Petrarka nicht der Fall ist, dessen Ruhm als lyrischer Dichter wesentlich auf dem Zauber seiner Sprache beruht, der

in Uebersetzungen nicht wiedergegeben, kaum angedeutet werden kann, und für fremde Ohren selbst an der Quelle mehr berauschend als begeisternd wirkt.

Meine Schätzung fremder Dichter von hervorragender Bedeutung, soweit mir dieselben in ihrer Sprache zugänglich waren, hat sich immer nach der Lebhaftigkeit des Dranges bemessen, mir Einiges aus ihren Werken durch Uebersetzungsversuche ganz heimisch zu machen. Ich habe darin den Schlüssel zum Verständniß ihrer Eigenart gefunden und leicht erkannt, ob diese die gesunde Farbe der Ursprünglichkeit trug oder nur angekünstelt war. Hohe Kunstbildung, feiner Geschmack und reicher Bilderschmuck können in schönen Versen leicht über den Mangel an tieferem Gehalt hinwegtäuschen, aber keinen vollen Ersatz dafür bieten.

Mir ist selbst bei den hervorragendsten Sonetten Petrarkas nie so warm ums Herz geworden, wie bei denen von Vittoria Colonna, in deren Dichtungen ein ernstes, dem Höchsten zustrebendes Menschenleben, dem nach strahlendem Glück die schwersten Prüfungen beschieden waren, in zugleich ergreifender und erhebender Weise sich offenbart. Sie schrieb nicht, um zu glänzen oder den Beifall der Menge zu gewinnen, da ihr Eitelkeit so fern lag wie Ruhmsucht: erst der Schmerz um ihren früh verlorenen, heißgeliebten Gatten, den berühmten Marchese von Peskara, den gefeiertsten Feldherrn seiner Zeit, hat die kinderlose Wittwe zur Dichterin gemacht und den zündenden Funken in ihre Seele geworfen, deren Glut ihre Verse entsprangen, so daß sie in Wahrheit von sich sagen konnte: „Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange.“ Ihre Gedichte sind der treue, ungekünstelte Ausdruck ihres geheimsten Denkens und Fühlens. Die Trauer um den geliebten Gatten wird verklärt in der Erinnerung an das reine Glück, das sie einst an seiner Seite genossen, sowie durch den Glanz

seines ihn, infolge ruhmvoller Thaten, überlebenden Namens. Ihr ganzes Sinnen ist nur darauf gerichtet, seiner würdig zu leben, in dem festen Glauben, dereinst wieder mit ihm vereint zu werden in einer bessern Welt, wo es keine Trennung mehr giebt. Sie begreift nicht, wie man ihr zumuthen kann, sich wieder zu vermählen. An fürstlichen Bewerbern um ihre Hand fehlt es nicht, aber der bloße Gedanke an eine neue Ehe erscheint ihr als Sünde. Die Sonne ihres Lebens — wie sie den Verstorbenen nennt — ist untergegangen, allein in der Erinnerung leuchtet sie fort mit einem Glanze, den die Zeit nicht verdunkeln kann. Aus solchen Stimmungen der Dichterin ist die erste Sammlung ihrer Sonette entstanden, wovon hier einige in eigener Uebersetzung folgen mögen.

Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange,
Mein Weh zu lindern quellen Lied und Zähren,
Nicht meines Lebens Sonne zu verklären,
Die noch fortglänzt nach ihrem Untergange.

Ich muß in meiner Trauer heiligem Zwange
Des Todten Ruhm vermindern, nicht vermehren;
Denn sonst würd' ich bewährtern Stimmen wehren,
Zu rühmen ihn mit vollem Ruhmesklange.

Mein reiner Glaube und mein großer Schmerz
Sei mir Entschuldigung, daß mein glühend Herz
Nicht durch Vernunft noch Zeit zur Ruh' zu bringen.

Von bittren Thränen, nicht von süßem Klang,
Von dumpfen Seufzern und von Ueberschwang
Der Wehmuth wird mein kunstlos Lied erklingen.

* * *

Wenn ich nicht kunstvoll meine Verse feile,
Für kritische Augen nicht in allen Stücken
Bemüht bin sie zu läutern und zu schmücken,
Vielmehr im Schreiben oft mich übereile:

Geschieht's nur, weil ich nicht bei jeder Zeile
Erst ängstlich frage, wie's damit mag glücken:
Mich treibt's, was mich erregt, warm auszudrücken,
Ob's nun zum Ruhm führt, ob zum Gegentheile!

Ein göttlich Feuer fühl' ich in mir glühen,
Das weiter zünden will; ich kann's nicht halten,
Auch gegen meinen Willen sprüht es Funken!

So mögen sie in edle Herzen sprühen!
Zu reichem Danke wird sich meins entfalten,
Blieb' es auch ganz in schönem Wahn versunken.

* * *

Bald nach dem Tode ihres nur fünfunddreißig Jahr alt gewordenen Gemahls zog Vittoria nach Rom, wo sie in dem Clarissenkloster S. Silvestro eine stille Zufluchtsstätte fand, die ihrer Gemüthsstimmung mehr zusagte, als die Paläste ihrer Verwandten. Doch auch im Kloster war ihr keine lange Ruhe beschieden; denn es bereiteten sich die grauenvollen Scenen vor, welche die Regierung Clemens VII. zu der unheilvollsten machten, die Rom seit Jahrhunderten gesehen. Das Bündniß des Papstes mit Frankreich führte zu einem Aufstande der kaiserlichen Partei, an deren Spitze die Häupter der Familie Colonna standen. Sie überfielen in der Morgenfrühe des 20. September 1526 den Vatikan, plünderten die Peterskirche und die umliegende Leostadt. Der in der Engelsburg eingeschlossene Papst ward zum Vergleich genöthigt. Diesem Vorspiele sollte die eigentliche Tragödie erst folgen; ein kaiserliches Heer wälzte sich nach Rom, um dort Monate lang Greuel ohne Gleichen zu verüben.

Um dem Elend des ausgehungerten Volkes zu steuern, opferte Vittoria ihr ganzes Vermögen und es gelang ihr auch sonst als Vermittlerin zwischen den feindlichen Parteien eine

Wendung zum Bessern herbeizuführen. Sie zog sich dann nach Ischia zurück, von wo sie bald wieder durch die Pest vertrieben wurde und Zuflucht in dem Bergstädtchen Arpino, dem Geburtsort Ciceros, suchte. So vergingen mehrere Jahre, bevor sie wieder zu längerem Aufenthalt nach Rom kam, bald nachdem dort Michelangelo (1534) sich niedergelassen hatte.

Vittoria Colonna war inzwischen schon durch die dem Andenken ihres Gatten geweihten Sonette eine in ganz Italien hochgefeierte Dichterin geworden. Von Paul III., dem Nachfolger Clemens VII., wurde sie mit großer Auszeichnung empfangen und auch Kaiser Karl V. versäumte nicht, ihr durch seinen Besuch zu huldigen, als er seinen prunkvollen Einzug in Rom hielt. Doch alle weltlichen Ehren hatten für sie keinen Reiz mehr, seit sie dieselben nicht mehr mit ihrem Gatten theilen konnte. Die grauenvollen Eindrücke, welche nach seinem Tode auf sie einstürmten, konnten nur dienen ihre Trauer zu mehren. Italien, die Leuchte der Welt in Glauben, Kunst und Wissenschaft, war zur Brandfackel geworden, die schlimmsten Leidenschaften entzündend. Wo blieb der so hochgepriesene veredelnde Einfluß der Kunst, wenn selbst in Rom, wo die größten Künstler unsterbliche Werke schufen, allgemeine Verwilderung herrschte, und während das Volk in Noth und Elend verkam, der übermüthige Adel in Glanz und Ueppigkeit schwelgte. Welche Früchte konnte ein Glaube tragen, dessen Priester das Gegentheil von dem thaten, was sie predigten, und was nützte eine Wissenschaft, welche gegen die Verderbniß der Zeit kein Heilmittel zu finden wußte.

Solche Betrachtungen bedrängten Vittorias Gemüth noch mehr als die Trauer um ihren Gatten, zumal ihre nächsten Verwandten zu den größten Unruhstiftern gehörten. Offen gestand sie, daß nur die Religion sie vor einem gewaltsamen Ende bewahre. In Paul III., der sich mit erleuchteten und

gelehrten Männern umgab, begrüßte sie den Papst, der berufen sei, die Kirche wieder mit wahrhaft christlichem Geist zu erfüllen. Sie schlägt nun in ihren Sonetten, denen sie alles anvertraut, was ihr Gemüth bewegt, nur religiöse Töne an und hält strenges Gericht über sich selbst, um ihr Herz von allen Schlacken zu läutern und ganz nach Christi Vorbilde zu leben. Dieses Streben nach Vollendung durch Ueberwindung aller Selbstsucht, giebt vielen ihren späteren Gedichten auch einen höheren Schwung, als wir in den früheren, dem Andenken ihres Gatten gewidmeten, finden. Hier ein Beispiel!

Durchleuchtet mich im dunklen Weltgetriebe
Das Lebenslicht geklärter Hoffnung wieder,
Sprengt sie das starre Eis, das Herz und Glieder
Bedrückt, daß es zergehe und zerstiebe.

O daß dies Gnadenlicht mir immer bliebe!
Es zieht der Sünde dunkeln Mantel nieder,
Im weißen Kleid fühl' ich die Reinheit wieder,
Der ersten Unschuld und der ersten Liebe.

Und such' ich sorgsam auch den Strahl von oben,
Mit sicherm Schlüssel in mir zu verschließen:
Er weilt nicht bei unwürdigen Gedanken. —

Bald flüchtig hat er wieder sich erhoben.
Ich bete, während bittre Thränen fließen:
Komm wieder, laß mich nicht im Dunkeln schwanken!

* * *

Die gewaltige Bewegung, welche die Reformation in Deutschland hervorgerufen hatte, warf ihren Wellenschlag auch nach Italien, wo viele erleuchtete Köpfe sie als einen willkommenen Anlaß begrüßten, auf eine gründliche Läuterung in der katholischen Kirche hinzuarbeiten, um ihrem gänzlichen Verfall zu steuern und ihr neues Leben einzuflößen. Berathen

von so aufgeklärten Männern wie die Cardinäle Pole, Contarini und Bembo waren, schien Paul III. wirklich geneigt, zu einer Versöhnung der Gegensätze die Hand zu bieten. Vittoria, zu deren Bekanntenkreise die genannten Kirchenfürsten gehörten, betheiligte sich mit ganzer Seele an ihren Bestrebungen. Sie stand auch in lebhaftem Verkehr mit dem gelehrten Franciskanermönch Occhino, der, dem Beispiele Luthers und Zwinglis folgend, aus einem Manne der Wissenschaft ein flammender Volksredner geworden war und in allen Kreisen großen Anhang gewann. Nichts spricht stärker für die Macht seiner Beredtsamkeit, als daß sie selbst auf so ernste Geister wie Michelangelo und Vittoria Colonna zündend wirkte. Ihr felsenfester Glaube wurde dadurch nicht erschüttert, sondern vertieft und von allerlei störendem Beiwerk befreit. Vittoria hat über die Kirche ihrer Zeit Sonette geschrieben, die an bleibendem Werth die Reden Occhinos weit überragen. Die Anführung eines einzigen wird genügen zu zeigen, daß ihr klarer Blick nicht getrübt wurde durch ihre Frömmigkeit.

Ich seh' den heiligen Geist die Fackel schwingen,
Der morsche Kirchenwust fängt Glut wie Zunder,
Zum Himmel stinkt in Rauch der alte Plunder,
Erneuerung soll die Glut der Kirche bringen!

Aus ihrer echten Helden Augen springen
Der Wahrheit Funken wie Erlösungswunder,
Sie künden siegbewußt: nur ein gesunder
Kampf gegen Wahn kann wahren Frieden bringen.

Vom Himmel hör' ich schon Posaunen tönen,
Die Götzendiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wollust fröhnen.

Das Laster — selbst vom Heiligenkleid umgeben —
Verbirgt sich nicht vor Gottes Angesichte:
Er fordert neuen Willen, neues Leben.

* * *

Die schönen Hoffnungen Vittorias und ihrer Freunde, in dem neuen Papst einen Heiland der alten, an allen Gliedern kranken Kirche zu finden, sollten sich nicht erfüllen. Die Gegenpartei gewann bald wieder die Oberhand unter der Führung des energischen Pietro Carafa von Theate, der nacheinander drei Päpste beherrschte und dann selbst — als Paul IV. den heiligen Stuhl bestieg. Er gab zu, daß die Kirche an mancherlei Gebrechen leide, hielt die Heilung derselben aber nicht für so wichtig, als die Aufrechterhaltung der unfehlbaren Autorität des Papstes, die keinen Widerspruch dulde und keinen Widerstand ungestraft lassen dürfe. Seine Handlungsweise entsprach völlig dem Satze Macchiavellis, daß es in allen menschlichen Dingen weder auf Religion noch Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme.

Paul III., der als Alessandro Farnese längst eines der angesehensten Mitglieder der Curie gewesen war, aufgewachsen und grau geworden in einer Zeit völliger Kirchenverwilderung, wurde nach seinen fruchtlosen Versuchen, durch Legaten in Worms und Regensburg eine Verständigung mit den Protestanten herbeizuführen, unter dem Einflusse des fanatischen Carafa der eifrigste Ketzerverfolger, Jesuitenfreund und Kirchendespot. Nun ließ er die Inquisition darüber wachen, daß an dem Buchstaben der römischen Satzung nicht länger gedeutelt werde. Der Legat Contarini wurde aus Deutschland abberufen, wohin sich Occhino vor dem Ketzergericht rettete und dann heftige Proteste gegen die Wendung der Dinge in Rom erließ. Cardinal Pole wurde nach Viterbo verbannt; selbst Vittoria Colonna fiel in Ungnade und folgte dem Cardinal, überwacht von der Inquisition. Die Sonette, welche sie in dieser Zeit äußerer Unfreiheit geschrieben, gehören zu ihren schönsten und bedeutendsten. Es war als ob der Himmel

ihr Flehen erhört hätte, das sie in einem der frühesten geistlichen Sonette an ihn gerichtet: ihre Kraft des Liedes wachsen zu lassen zu seinem Preise. Das Sonett lautet:

Wohl manchem überschwänglich scheint mein Streben,
Zu reden von unnahbar ewigen Dingen,
Die unsre Augen aufzublicken zwingen,
Doch nie vor Sterblichen den Schleier heben.

Der Zweifler mag nicht in der Demuth leben,
Ruhm, Ehr' und Gut als Opfer darzubringen
Und, um den Geist zum Himmel aufzuschwingen,
Der Eitelkeit der Welt sich zu begeben.

Der Glaube lehrt die höchsten Pflichten kennen
Dem, der sie üben will; fest eingegraben
Stehn sie in meinem Herzen, mir zur Lehre.

Dich bitt' ich, den wir den Allmächtigen nennen,
Den Geist mit Kraft des Liedes zu begaben,
Daß er die Zunge löse, Dir zur Ehre!

* * *

Ein anderer, fast männlicher Ton geht durch die späteren Gedichte, welche über die Verderbniß der Kirche klagen, wie das vorletzt angeführte Sonett, dem hier noch ein paar ähnliche folgen mögen.

Mit Schlamm und Meertang seh' ich überladen
Dein Netz, o Petrus! Die Gefahr zu mehren
Braucht nur ein Wogensturz es zu versehren
Und es zerreißt, dem Schifflein selbst zum Schaden,

Das nicht mehr friedlich auf gewohnten Pfaden
Hingleitend, sich der Wogen nicht kann wehren,
Die grollend gegen seinen Bau sich kehren,
Der nur noch abhängt von der Sturmflut Gnaden.

Der Steuermann — im höchsten Rath erkoren
Nachfolger Dir zu sein — rührt Herz und Hände,
Daß er die Fahrt zum sichern Hafen wende.

Doch ohne Dich bleibt alle Müh' verloren;
Ein Spielball böser Mächte, treibt schon lange
Dein Schiff entgegen seinem Untergange.

* *
*

Fest ist mein Hoffen auf den Herrn gegründet,
Der uns aus Liebe nur mit Strafen trifft
Und durch des Himmels heilige Blitzesschrift,
In kalten Herzen neue Glut entzündet.

Er trifft den Felsen, drauf der Tempel gründet,
Der durch die Welt, die er beherrscht, sein Licht
Ausstrahlt für alle — und hält streng Gericht,
Wo Gleißnerei sich Göttlichem verbündet.

Sein großer Schlag wird zum Verderben jenen,
Die heuchlerisch an Christi Fels sich lehnen:
Er stürzt sie in den Abgrund ihrer Sünden.

Doch auf die Andern, die sich rein bewahren,
Wird nicht sein Blitz verderblich niederfahren:
Sie nur zu höherer Lebensglut entzünden.

* *
*

Die angeführten poetischen Bekenntnisse werden genügen, einleuchtend zu offenbaren, daß platonische Liebe im höchsten Sinne des Wortes kein leerer Wahn ist, wenn zwei so über alles Gemeine erhabene Geister sich finden wie Michelangelo und Vittoria Colonna. Im einzelnen nachzuweisen wie mächtig die seltene Frau auch auf das Schaffen des großen Meisters eingewirkt, würde mich hier zu weit führen, wo mich's nur drängte, aus dem reichen Nachlaß der Beiden einige mir be-

sonders werthe Blüthen und Blätter dem Kranze meiner Erinnerungen an Italien einzuwinden.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1544 kam Vittoria nach Rom zurück, um im Kloster der Benedictinerinnen von S. Anna bessere Pflege zu suchen, als sie in Viterbo finden konnte. So siechte sie noch ein paar Jahre dahin, körperlich gebrochen aber geistesstark bis zum letzten Athemzuge. Erst nachdem die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hatten, sie länger am Leben zu erhalten, wurde sie in den nahen Palast ihres Vetters Giuliani Cesarini gebracht, wo sie Ende Februar 1547 im Alter von siebenundfünfzig Jahren starb.

Als Michelangelo die Kunde von ihrem Tode erhielt, eilte er in den Palast Cesarini, kniete, überwältigt von Schmerz, am Lager der Entschlafenen nieder, drückte ihre Hand an seine Lippen und weinte bitterlich. Er hat die Verklärte auch in manchem tiefempfundenen Sonett gefeiert. Hier eines davon.

Als meiner Sehnsucht Urquell aus den Schranken
Des Staubs erlöst ward auf des Himmels Ruf,
Stand die Natur, die Schöneres nie erschuf,
Beschämt; — ins Grab viel heiße Thränen sanken.

Wo finden Dich fortan die sehnsuchtkranken,
Verweinten Augen, mein verlorenes Glück?
Die Erde nahm den schönen Leib zurück,
Der Himmel Deine heiligen Gedanken.

Doch mühte sich der falsche Tod vergebens,
Auch Deines Ruhmes reinen Klang auf Erden
Zu trüben, mit dem Leib ihn zu vernichten:

Er blüht und klingt aus Blättern ewigen Lebens,
Die unvergänglich von Dir zeugen werden,
Wie rein Du warst im Denken und im Dichten!

* * *

Bei genauer Betrachtung des Bildes von Vittoria in der Galerie des Palazzo Colonna in Rom fiel mir auf, daß sich in der Eigenthümlichkeit ihrer Gesichtsbildung eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen Michelangelos offenbart, nämlich in den ungewöhnlich weit von der Nase abstehenden Augen und den etwas stark hervortretenden Backenknochen. Das beeinträchtigt die reine Schönheit ihres geistvollen Gesichts durchaus nicht, sondern giebt ihr nur einen eigenartigen Ausdruck. — Ihre von mir mitgetheilten Gedichte sind der von P. S. Visconti besorgten Prachtausgabe der „Rime di Vittoria Colonna" entnommen, welche 1840 in Rom erschienen ist.

X.

Wundersame Erlebnisse auf der Heimkehr über Florenz, Bologna und Venedig.

In Rom gestaltete sich das Treiben der Menge täglich bunter und aufregender, was mir so recht in die Augen fiel, als ich von einem mehrtägigen Ausfluge, den ich mit Wilibald Alexis und seiner Frau in das Albanergebirge gemacht hatte, heimkehrte. Ueberall gab's Trommeln, Pfeifen und kriegerische Aufzüge; die Zahl der Römer, welche Soldaten spielten (anders konnte man die Sache damals noch nicht bezeichnen), hatte um Tausende zugenommen und auch viele Söhne aus den vornehmsten Familien in ihre Kreise gezogen, seit junge Römerinnen darin wetteiferten, sich eigenhändig an der sammetnen und seidenen Ausrüstung zu betheiligen. Als die schönste Römerin galt damals die noch in erster Blüthe stehende Signorina Emma Gaggiotti, die ich bei der nicht minder schönen Frau Lätizia kennen lernte und zuweilen besuchte. Sie wurde, wegen der außerordentlichen Talente, die man ihr nachrühmte, die neue Corinna genannt, da sie als Malerin, Dichterin und Sängerin die ersten Preise gewonnen. Seit sie sich nun auch als feurige Republikanerin erklärt und an einer riesigen seidenen Fahne stickte, welche die patriotische Jugend in schwarzen Sammtröcken zum Kampfe gegen die Oesterreicher führen sollte, kannte die Begeisterung für sie keine

Grenzen mehr, und die ihr dargebrachten öffentlichen Huldigungen nahmen kein Ende. Auch der Carneval, der mit seinem Mummenschanz den festfrohen Römern über alles geht, nahm diesmal eine politische Färbung an und zeigte Charaktermasken und Gruppenbilder, die in ruhigen Zeiten ins Gefängniß geführt haben würden. Jetzt erregten sie nur ungeheure Heiterkeit, und eben deshalb blieb dem großen Volksfeste der Grundzug der Harmlosigkeit bewahrt. Die Stimmung schlug aber schnell um, als die Nachricht von der Pariser Februarrevolution eintraf und in allen Schichten der Bevölkerung eine Aufregung so ungeheuerlicher Art hervorrief, daß es sicher zu den schlimmsten Ausschreitungen gekommen wäre, wenn Ciceruacchio nicht verstanden hätte die Menge in Zaum und Zügel zu halten. Er war damals der eigentliche Beherrscher Roms und sein Ansehn wuchs in demselben Maße, als das des schwachen Papstes sank. Statt der Hymnen, die ihn früher verherrlichten, wurden nun Spottlieder auf ihn gedichtet, da er sich dem Drängen des Volks, Oesterreich den Krieg zu erklären, um den unter habsburgischem Scepter seufzenden italienischen Staaten in ihrem Befreiungskampfe beizustehen, nicht gleich fügen wollte und auch andere Forderungen als übertriebene zurückwies. Doch es blieb ihm schließlich nichts Anderes übrig, als sich zu fügen, da ihm die Macht fehlte, den immer bedrohlicher anstürmenden Volkshaufen die Spitze zu bieten. Dazu kam, daß die Revolution von Paris aus ihren Zug durch ganz Europa zu halten drohete, in der Schweiz zunächst den Abfall des Kantons Neuenburg von Preußen herbeiführte, in Baden durch Zustimmung der verständigen Regierung bedeutende Neugestaltungen bewirkte, in Wien und Berlin aber um die Mitte des März zu blutigen Straßenkämpfen führte, durch welche das Volk Zugeständnisse errang, die es auf friedlichem Wege nicht

hätte erringen können. Alle diese Vorgänge wurden in den römischen Zeitungen von gewandten Federn, und in den öffentlichen Versammlungen von gewandten Rednern in so übertrieben dem Volke schmeichelnder Weise geschildert, als ob es nur den Mund drohend aufzuthun hätte, um alle möglichen Zugeständnisse zu erlangen, und nur den Säbel umzuschnallen brauchte, um die Welt in Schrecken zu setzen. — Zunächst galt es, die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben, wozu der Segen des Papstes nicht fehlen durfte und durch Ciceruacchios Vermittlung endlich auch erlangt wurde. So war denn auch der mächtige Volkstribun zugegen, als Pius IX. einer stattlichen Schaar wohlausgerüsteter Studenten und junger Männer aus den besseren Ständen, die im Begriff standen gegen die Oesterreicher auszuziehen, seinen Segen ertheilte. Natürlich ließ ich mir die Gelegenheit nicht entgehen, das merkwürdige Schauspiel mitanzusehen, wo das Haupt der katholischen Christenheit eine Schaar seiner Gläubigen gegen die andere in den Kampf schickte.

Eine unübersehbare Menschenmenge wälzte sich, den vorangetragenen dreifarbigen Fahnen folgend, nach dem Monte Cavallo, auf dessen Höhe ich mit Hilfe einiger mir lieb gewordenen deutschen Bekannten einen günstigen Platz zum Hören und Sehen gewonnen. Mehr als dreißigtausend Menschen standen da, mit entblößten Häuptern, den weithin schallenden Segensworten des Papstes lauschend. Als der Segen gesprochen war, brach das Volk in donnernde Evvivas aus, die von allen dem Quirinal zulaufenden Straßen jubelnden Widerhall fanden. Während unten hunderte von Fahnen geschwenkt wurden, weheten buntfarbige Tücher aus allen Fenstern; die Damen rissen ihre Schleier ab und winkten damit dem Papst entgegen; alles Volk schwenkte jubelnd die Hüte und die

Regimenter der Guardia civica pflanzten wie auf einen Wink ihre rothbuschigen Helme auf die Bajonette.

* *
*

Nun war Pius IX. wieder der Abgott der wankelmüthigen Menge. Jedem ruhigeren Beobachter mußte einleuchten, daß der Begeisterungsrausch nicht lange anhalten werde. Doch ich will hier keine rückblickenden Betrachtungen anstellen, sondern nur kurz veranschaulichen, unter welchen Umständen ich Rom verließ, ohne zu ahnen, daß ich bald noch weit wundersamere Dinge erleben sollte . . .

Der Ausmarsch der vom Papst geweihten Schaar aus Rom machte einen mehr theatralischen als kriegerischen Eindruck. Die zum großen Theil aus vornehmen Familien stammenden jungen Leute waren phantastisch aufgeputzt mit Sammetröcken, Schärpen und Federhüten. Man nannte sie Crociati (Kreuzbrüder), weil sie an die alten Kreuzfahrer durch ein Abzeichen erinnerten, ein rothes Kreuz in weißem Felde darstellend, mit der Unterschrift: Dio lo vuole! (Gott will es!) Wir werden später sehen, wie ich mit dieser heiligen Schaar — fern von Rom — in höchst unliebsame Berührung kam. Hier sei zunächst nur bemerkt, daß die Nachrichten, welche aus Oberitalien einliefen, in Rom fast befürchten ließen, die Crociati würden zu spät auf dem Kriegsschauplatz eintreffen zur Vertreibung der Oesterreicher, da diese, wie die Zeitungen meldeten, schon in voller Auflösung begriffen seien, nachdem die Mailänder in heldenmüthigem Kampfe den alten Radetzky mit seinen Truppen zur Stadt hinausgetrieben hätten. Die Nachrichten von der Auflösung der Radetzkyschen Armee gewannen um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als selbst die so vorsichtig redigirte „Augsburger Allgemeine Zeitung“, welche

in allen Kaffeehäusern auflag, nicht umhin konnte, einzugestehen, daß ganz Oesterreich durch die Revolution aus den Fugen gegangen sei und noch keine feste Hand, es wieder einzurenken, gefunden habe, weshalb nun die verschiedenen Völkerschaften, Czechen, Magyaren und so weiter, ihre eigenen Wege gingen, dem Beispiel der Italiener folgend.

Dieser innere Zerfall Oesterreichs hatte zur nächsten Folge, daß auch seine Werthpapiere in wahrhaft erschreckender Weise fielen. Bei meiner Abreise von München standen österreichische Banknoten noch so hoch im Kurse, daß erfahrene Freunde mir riethen, mich reichlich damit zu versehen, da sie in Italien, trotz des Volkshasses gegen Oesterreich, so beliebt und gesucht wären, daß ihr Zahlungswerth dort noch um ein paar Prozent über ihren Nennwerth hinausginge. Das fand ich auch bis zum Ausbruch des Revolutionsfiebers völlig bestätigt; dann aber sank der Werth meiner Banknoten allmählich so tief, daß ich befürchten mußte, er werde bald ganz verschwinden, weshalb ich es für rathsam hielt, meine Abreise von Rom zu beschleunigen. Mit einem Vetturino verließ ich am 21. März die zaubervolle Stadt, um über Civita Castellana, Narni, Terni, Fuligno, Passignano, Castiglione und Pogniovanoli nach Florenz zu fahren, wo ich am 26. März eintraf. Die wechselvolle Landschaft war mir auf dieser durch das herrlichste Wetter begünstigten Fahrt noch schöner vorgekommen, als einige Monate vorher auf der Hinreise nach Rom. Der Frühling hatte schon angefangen, sein weiches Grün über Bäume und Fluren zu hauchen; die Campagna prangte im frischesten Blumenschmuck und die Berge zeichneten sich in reinen Linien am wolkenlosen Himmel ab. Die Reisegesellschaft bestand aus einem liebenswürdigen jungen Florentiner Ehepaar, das seine Flitterwochen in Rom zugebracht hatte, ein paar artigen anderen Italienern und einem dicken, gut-

müthigen Franzosen. Die ganze Fahrt bot eine von störenden Ereignissen nicht unterbrochene Reihenfolge schöner Tage und Frühlingsbilder. Wohl machte sich in einzelnen Städten, besonders in Perugia und Arezzo, ein lautes, kriegerisches Treiben bemerkbar; Schaaren von jungen Männern in Sammetröcken zogen mit Trommeln und Fahnen durch die Straßen, während andere mit langen Schleppsäbeln über das Pflaster rasselten und patriotische Lieder sangen, allein sie sahen in ihren phantastischen Kostümen, geschmückt mit Blumen, Schärpen und dreifarbigen Kokarden, durchaus nicht gefährlich aus und machten eher den Eindruck, eine theatralische Festvorstellung im Freien einzuüben, als sich zur ernsten Feldschlacht vorzubereiten. In den Gasthäusern hörten wir zwar auch allerlei seltsame Gerüchte von blutigen Schlachten, brennenden Städten, Massenmorden der Deutschen, Vertreibung der Oesterreicher aus der Lombardei und Venedig, Erklärung der Republik in Wien und Berlin und dergleichen mehr, allein außer dem dicken Franzosen glaubte niemand daran; selbst der junge Florentiner schüttelte den Kopf dazu, die phantastische Uebertreibungssucht seiner Landsleute wohl kennend und selbst möglichst friedlich gesinnt, da er das Glück seiner Honigmonde nicht jählings gestört zu sehen wünschte.

Aber als der Vetturino in Florenz einfuhr, konnten wir uns bald überzeugen, daß manches von dem, was wir unterwegs ungläubig gehört, doch wahr sei. Die sonst so friedliche Stadt war nicht wiederzuerkennen: Truppenabtheilungen und lärmende Volkshaufen durchzogen die Straßen; alles war in fieberhafter Aufregung; man drängte sich um die Plakate an den öffentlichen Gebäuden und riß sich um die feilgebotenen neuesten Zeitungen, welche eingehendere Schilderungen über die in Mailand stattgefundenen Straßenkämpfe, sowie auch über die blutigen Auftritte in Wien und Berlin brachten.

Bei meinem ersten Ausgange, der den Zweck hatte, meinen Paß zur Weiterreise visiren zu lassen, fand ich das lärmende Volk eben damit beschäftigt, das Wappen der österreichischen Gesandtschaft vom Portal des Palastes herunter zu reißen, mit Füßen zu treten und es sonst noch auf eine Weise zu verunglimpfen, die nur ein Zola eingehend schildern könnte.

Jeder Deutsche, der sich auf der Polizei durch seinen Paß nicht befriedigend ausweisen konnte, lief Gefahr, als österreichischer Spion verhaftet zu werden. In Florenz kam ich mit meinem Passe, auf welchem ich als Hannoveraner, also italienisch als „Annoverano“ oder „Annovarese“, bezeichnet war, noch glücklich durch, während er mich auf der Weiterreise in mancherlei Ungelegenheiten brachte, da ich ihn an jedem Orte vorzeigen mußte und keinen italienischen Polizisten mehr fand, der von dem Vorhandensein eines Königreichs Hannover eine Ahnung hatte. Unter Schwierigkeiten aller Art kam ich bis Bologna, wo ich zu meinem großen Leidwesen erfuhr, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken sei. Der alte Feldmarschall Radetzky, aus Mailand und allen übrigen lombardisch-venetianischen Städten verdrängt, hatte seine Truppen bei Verona zusammengezogen und den Verkehr mit Bologna völlig abgesperrt. Man erwartete mit Ungeduld eine Schlacht und die Italiener zweifelten nicht, daß sie für die Oesterreicher vernichtend sein werde. Das in Bologna abzuwarten, war mir unmöglich. Ich erkundigte mich deshalb bei meinem Wirthe, ob es nicht ein Vetturino auf sich nehmen würde, mich gegen gute Bezahlung bis Recoaro zu schaffen. In der That fand sich ein Vetturino, der das Wagestück auf sich nehmen wollte, aber dafür eine größere Summe Geldes verlangte, als die ganze Heimreise unter gewöhnlichen Umständen gekostet haben würde. Glücklicherweise befanden sich im Hotel verschiedene Deutsche, denen darum zu thun war, schnell über die Grenze

zu kommen, und einige von ihnen machten mir den Vorschlag, sich mit mir in die Zahlung des Vetturino zu theilen, wenn ich mich entschließen könnte, die Reise gemeinschaftlich mit ihnen zu machen. Mir blieb keine andere Wahl, obwohl mir die Leute keineswegs sympathisch waren. Ich sicherte mir den Platz neben dem Kutscher, um einen freien Umblick nach vorn und meine Weggefährten im Rücken zu haben. Schon in der ersten größeren Ortschaft, welche wir erreichten, wollte man uns zur Umkehr zwingen, aber der dort wohlbekannte Vetturino, welcher wußte, daß eine Gelegenheit, so viel Geld zu verdienen, wie auf dieser Fahrt, sich nicht so bald wiederholen dürfte, setzte es durch, daß unsere Pässe zur Weiterreise visirt wurden. Auf der zweiten Station fand sich, nachdem das Volk unsern Wagen eine halbe Stunde lang lärmend umdrängt hatte, ein Offizier der neugebildeten Guardia civica, der uns freundlich weiterhalf. Im nächsten Ort aber wollte man uns festnehmen und zwang uns, vorläufig die Nacht dort zu bleiben, ließ uns jedoch, da die genaueste Untersuchung unserer Papiere nichts Verdächtiges ergab, als das räthselhafte „Annovarese“ auf meinem Passe, am andern Morgen mit der Bemerkung ziehen, daß wir jedenfalls klüger thun würden nach Bologna zurückzukehren. Alles, was zum männlichen Geschlecht gehörte, war, bis auf die kleinen Jungen herab, mit Dolchen, Pistolen und Säbeln bewaffnet; selbst unter den Frauen fanden sich viele, welche den Dolch im Gürtel trugen. Wir hatten schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, als plötzlich ein fernes Donnern und Knattern an unser Ohr schlug, und bald sahen wir uns von einer Menge Flüchtlinge umringt, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß sich in der Nähe ein Gefecht entsponnen hatte. Die römischen Crociati waren mit Radetzkys Truppen zusammengestoßen und von den Kroaten bald in die wildeste

Flucht getrieben worden. Nun hatten sie Gelegenheit, an wehrlosen Reisenden ihre Tapferkeit zu zeigen. Man erklärte uns sammt und sonders für Gefangene und gab uns zu wissen, daß wir vorläufig nach Venedig transportirt werden sollten, um dort unser weiteres Schicksal zu erwarten. Mir kam die Geschichte so närrisch vor, daß ein unwillkürliches Lächeln über meine Züge flog, welches mir jedoch sehr übel genommen wurde, da gerade mein unglücklicher Paß mit dem geheimnißvollen „Annovarese“ den Verdacht der Späherschaft erweckte. Eine kleine Abtheilung der jungen, sammetnen Kreuzfahrer eskortirte uns, und so kamen wir am 8. April 1848 über Padua mit der Eisenbahn in das damals auf kurze Zeit wieder ganz freie Venedig, wo sich das wundersame Erlebniß abspielen sollte, auf welches die Ueberschrift dieser Erinnerungszeilen hinweist.

Von dem, was bei unserm Einzug in die Lagunenstadt zwischen dem Führer unserer Eskorte und einem Offizier der venetianischen Guardia civica flüsternd verhandelt wurde, konnte ich nichts verstehen; desto deutlicher scholl mir dann die laute Weisung des Offiziers in die Ohren, daß die Gefangenen in der Casa Cattaneo untergebracht werden sollten, wohin uns denn auch vier junge Gardisten in feierlichem Schweigen geleiteten. Unterwegs wurden unsere Führer von dem allmählich herbeiströmenden Volke gefragt, wer wir wären, und auf die Andeutungen, daß wir im Verdachte stünden, österreichische Spione zu sein, ergoß sich eine Fluth von Schmähungen über uns, welche deutsch wiederzugeben unmöglich sein würde. Ich erhielt in der altersgrauen Casa Cattaneo ein ziemlich geräumiges Flurzimmer mit steinernem Fußboden, schäbigem Tisch und Stuhl, aber gutem Bett. Das einzige wohlverwahrte Fenster bot keine andere Aussicht, als auf den schmutzigen Hof. Es war mir beim Eintritt, als ob ich aus

warmer Frühlingsluft in einen sehr kühlen Keller käme. Für meine Beköstigung hatte eine nicht mehr junge, aber noch sehr rüstige Venetianerin zu sorgen, mit welcher sich, trotz ihrer scharfen Gesichtszüge, ganz gemüthlich plaudern ließ. Sie sagte mir, die Gefangenenkost könnte ich umsonst haben, wenn ich aber Verlangen nach Besserem trüge, so ließe sich auch das gegen billige Vergütung beschaffen. Ich war sehr hungrig und bestellte mir nebst einem Fläschchen Wein etwas Besseres, als die mir gebrachte Kost, deren Geruch mir gar nicht gefiel. Bald war der schäbige Tisch sauber gedeckt, und mit den Speisen, welche meine Pflegerin mir vorsetzte, hatte ich alle Ursache, zufrieden zu sein. Ich bat sie, noch ein Glas zu holen, um das Fläschchen leeren zu helfen. Ein Wort gab dabei das andere und ich merkte bald, daß sie mit dem Wandel der Dinge in Venedig gar nicht zufrieden sei. Ihr Mann hatte als österreichischer Feldwebel mit der Besatzung abziehen müssen, aber — wie sie scharf betonte — nur, um bald zurückzukehren; denn wenn Venedig sich selbst überlassen bliebe, so würde die Stadt, wohin kein Fremder mehr komme, vor Narrheit oder Elend zu Grunde gehen. Das wisse auch der klügste Mann in Venedig, Dottore Enrico Stieglitz, ganz genau und deshalb habe er die Oesterreicher zu friedlichem Abzug bewogen, was nun so in den verlogenen Zeitungen dargestellt werde, als ob die Kaiserlichen nicht gewagt hätten, mit den jungen, heldenmüthigen Republikanern anzubinden, mit diesen windigen Zierbengeln, von denen jeder österreichische Soldat bequem ein Dutzend auf ein Bajonett spießen könnte!

Ich fragte die energische Frau, ob sie mir nicht einen Brief an Dottore Stieglitz besorgen könne, und sie zeigte sich mit Freuden dazu bereit. Nach einer Stunde kam sie wieder mit der Nachricht, daß mein Brief ihn sehr erfreut habe und er die Antwort mir am nächsten Morgen mündlich bringen

werde, da er augenblicklich zu sehr in Anspruch genommen sei. Es werden heute nur noch wenige leben, die eine Ahnung davon haben, welch hervorragende Rolle Heinrich Stieglitz damals in Venedig spielte, als dessen heldenmüthiger Befreier vom österreichischen Joch er gefeiert wurde. Ein paar erklärende Worte, wie er zu solchem Heldenruhm gekommen, mögen daher hier am Platze sein. In dem kleinen Arolsen, der Wiege vieler berühmter Männer, 1803 geboren, kam er später auf das Gymnasium in Gotha, studirte dann in Göttingen und Leipzig Philologie und wurde im Jahre 1828 als Custos der Bibliothek in Berlin angestellt. In demselben Jahre vermählte er sich mit einer schönen und geistvollen jungen Dame, Charlotte Willhöft, deren Herz er im Sturme durch seine Gedichte, die damals viel Glück machten, gewonnen hatte. Allein die glückliche Ehe füllte sein Herz, und seine Berufsgeschäfte — er war auch Gymnasiallehrer geworden — füllten seine Zeit so ganz aus, daß ihm als Dichter nichts Besonderes mehr gelingen wollte. Charlotte verfiel darüber in tiefe Trauer, da sie gehofft hatte, ihn bald als poetischen Stern erster Größe glänzen zu sehen. Hierzu kam, daß die Ehe auch kinderlos blieb. Die leidenschaftliche und überspannte junge Frau bewog ihren Gatten, seine Aemter niederzulegen und auf Reisen frische Anregungen zu suchen, um wieder poetischen Aufschwung zu gewinnen. Er reiste nach Rußland, wo sein Oheim, der große baronisirte Millionär Stieglitz lebte, der dem Neffen eine lebenslängliche Rente aussetzte, aber zu seinem poetischen Aufschwung nichts beitragen konnte. Heinrich kam gedrückter zurück als er fortgezogen war. Da entschloß sich Charlotte zu einer, wie sie wähnte, heroischen That: sie wollte sich aus Liebe zu ihm opfern, um durch den tiefen Schmerz, den ihr Tod ihm erwecken werde, heilend und kräftigend auf sein Gemüth zu wirken. So fand

er sie eines Abends, bräutlich geschmückt, mit einem Dolch im Herzen auf dem Bette ausgestreckt (Ende Dezember 1834). Allein der von ihr gewünschte Erfolg ihrer That blieb aus. Stieglitz war seit dem Tode seiner Charlotte ein gebrochener Mann. Er machte noch einige Reisen, die er unter den Titeln: „Montenegro und die Montenegriner" (1841); „Istrien und Dalmatien" sehr hübsch, aber etwas weitschweifig beschrieb, und ließ sich dauernd in Venedig nieder, dessen Geschichte zu schreiben seine letzte Aufgabe wurde. Lebensmüde wollte er doch nicht sterben, ohne etwas Großes, den einstigen Erwartungen seiner Charlotte Entsprechendes geleistet zu haben. So geschah es, daß er sich an die Spitze der venetianischen Jugend stellte, als diese, angefeuert durch die unversöhnlichen Lombarden, zur Vertreibung der Oesterreicher auszog. Auf die Nachricht von den Mailänder Kämpfen kam es am 22. März in Venedig zu einem blutigen Aufstande, wobei das Arsenal erstürmt und dessen Kommandant Marinovich ermordet wurde. Stieglitz zog mit seiner Truppe vor die Wohnung des Stadtkommandanten, Grafen Zichy, in dessen Hände der Gouverneur seine Gewalt gelegt hatte, und forderte ihn in feuriger Rede auf, friedlich mit seinen Truppen abzuziehen, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden. In der That ließ der Kommandant sich zum Abschluß einer Konvention bewegen, wonach die Truppen ohne Schwertstreich abzogen und die Stadt ohne weiteres den Händen der Aufständischen überliefert wurde. Schon am folgenden Tage erfolgte die Proklamation einer venetianischen Republik, an deren Spitze Manin und Tommaseo traten.

Heinrich Stieglitz, der den friedlichen Ausgang der Erhebung wesentlich bewirkt hatte, wurde als der Held des Tages gefeiert und bei allen wichtigen Entschließungen der Regentschaft zu Rathe gezogen. Am Vormittag des 9. April erschien

er bei mir in der Uniform der Guardia civica mit Federbusch, Schärpe und Schleppsäbel, und theilte mir nach herzlicher Begrüßung mit, daß er sich mir ganz zur Verfügung stelle, soweit es seine Zeit irgend erlaube. Meine völlige Freilassung sei zur Zeit noch ein Ding der Unmöglichkeit, werde aber bald bewirkt werden, und in seiner Begleitung könne ich inzwischen alles genießen, was Venedig Schönes zu bieten habe. Er sah weit über seine Jahre gealtert aus, ging schon etwas gebeugt, und sein üppiges Haar, das er immer lang getragen, hing ihm jetzt schneeweiß über den Nacken herunter. Ich fand in ihm einen vortrefflichen Führer durch die Zauberwelt Venedigs, welche damals einen fast unheimlichen Eindruck machte, da alle Fremden wie weggeblasen waren und überall die Guardia civica ihre Herrschaft mit dem süßen Pöbel theilen mußte. Die Leute wußten offenbar nicht, was sie mit ihrer Freiheit, die nun schon die zweite Woche dauerte, anfangen sollten; sie begnügten sich, in hellen Haufen durch die Gassen zu marschiren und kriegerische Lieder zu singen oder große Strohpuppen anzufertigen, welche Radetzky, Haynau und andere feindliche Heerführer vorstellen sollten, und diese am hellen Tage unter dem Jubel des Volkes zu verbrennen. Beim Anschauen dieser Straßenbilder, beim Besuche der Kirchen und Kunstschätze Venedigs und im Verkehr mit vielen ausgezeichneten Venetianern, von welchen mir besonders der treffliche Pasini im Gedächtniß geblieben, der mir ein Prachtexemplar der von ihm kurz vorher neu herausgegebenen Reisen des Marco Polo verehrte, schwanden die Tage sehr rasch dahin, und alles kam mir oft wie ein Traum vor. Aber das wundersamste Erlebniß war für mich ein Besuch bei dem deutschen Maler Nerli, der seit längerer Zeit an einem großen Bilde malte, Manin, den letzten Dogen von Venedig, vorstellend. Im Eifer, das Bild zu vollenden, war er wochen-

lang aus dem großen Palazzo, wo er sein Atelier aufgeschlagen, nicht hinausgekommen, hatte nichts von dem Wandel bemerkt, der in dem grabesstillen Venedig vorgegangen, und erfuhr nun plötzlich zu seiner Ueberraschung, daß ein neuer Manin die Herrschaft über Venedig führe.

Nach war keine ganze Woche seit meiner Gefangenschaft vergangen, als ich meinen Paß zurück erhielt: „Visto buono per Annover via di Trieste.“

Stieglitz bat mich im Laufe des Tages, meine Sachen bereitzuhalten, die nachts um zwei Uhr abgeholt werden sollten. Er selbst begleitete mich dann bis zur Einschiffung auf einem Trobaccolo, der außer meinen früheren vier Reisegefährten auch noch ein Dutzend anderer Passagiere aufnahm und in der vierten Stunde morgens nach Triest unter Segel ging.

XI.

Von Triest nach Frankfurt und von Frankfurt zurück nach Triest, wobei ich unter die Journalisten gerathe.

Bei trübem Himmel war ich eingezogen in Venedig, bei trübem Himmel verließ ich es wieder. Der einzige sonnige Tag, den ich während meiner närrischen Kriegsgefangenschaft hatte, wurde zu einer Fahrt nach San-Lazaro benutzt, wo die berühmte Niederlassung der Mechitaristen sich befindet, mit deren gelehrten Häuptern Stieglitz mich bekannt machen wollte, wodurch er mir eine sehr erfreuliche Ueberraschung bereitete, da der herzliche und gastliche Empfang, den die hochgebildeten Mönche mir bereiteten, mich lebhaft an die vier Jahre früher in dem uralten Kloster Etschmiadsin am Fuß des Ararat verlebten schönen Tage erinnerte.

Die ganze übrige Zeit hindurch gab's launisches Aprilwetter, wobei die Sonne nur selten und flüchtig zum Durchbruch kam, und gerade am letzten Tage zeigte der Himmel ein so drohendes Antlitz, als ob man des Schlimmsten von ihm gewärtig sein müsse. Allein eben dieser Tag sollte den Venezianern zu einem großen Freudentage werden. Ich hatte mit Stieglitz dem Dogenpalast und S. Marco meinen Abschiedsbesuch gemacht und wir waren eben aus der Vorhalle der Kirche getreten, als vom Hafen her ein mächtiger Kanonendonner erscholl. Auf dem Marcusplatze begann es von freudig

erregten Menschen zu wimmeln. Wir erfuhren bald, um was es sich handelte: ein stattliches österreichisches Kriegsschiff war eingelaufen unter venetianischer Flagge, um sich der Republik zur Verfügung zu stellen. Seine Salutschüsse wurden von den Freudenschüssen der Venetianer erwidert; daher der Kanonendonner!

Ich wurde nun schnell in die Casa Cattaneo zurückbefördert, da Stieglitz, der Befreier Venedigs und Mitentscheider seiner Geschicke, an den Berathungen theilnehmen mußte, welche der neue Abfall vom Hause Oesterreich zur Folge hatte.

Uebrigens verging mir der Rest des Tages schnell genug. Zu den verschiedenen Briefen, die ich im Lauf der Woche geschrieben, ohne sie befördern zu können, kamen nun noch einige andere, und als ich sie wohlverwahrt mit den mir geschenkten Andenken an Venedig im Handkoffer untergebracht hatte, fing es schon an zu dunkeln. Die würdige Hüterin meiner Zelle brachte eine Lampe und machte mich aufmerksam, daß ich wohl thun würde, mich auf die Meerfahrt durch ein ausgiebiges Abendessen vorzubereiten, da an Bord eines Trobaccolo schwer etwas einen gebildeten Magen Anmuthendes zu finden sei. Ich befolgte ihren Rath unter der Bedingung, daß sie mein Abschiedsmahl theilen und mir helfen müsse, die beste Flasche Wein ihres Kellers dabei zu leeren. Sie war gern damit einverstanden, erwies sich aber im Reden viel sattelfester als im Trinken, da sie über das bloße Nippen nicht hinauskam. So geschah es, daß wir noch bei der Flasche saßen, als Stieglitz mit ein paar Trabanten kam, mich abzuholen. Wir hatten einen weiten Weg durch öde, schmale, langgewundene Gassen und über mancherlei Brücken zu machen, ehe wir den Molo erreichten, wo das Trobaccolo lag, dem ich mich anvertrauen sollte. Ich gestehe, daß es mir beim ersten Anblick wenig Vertrauen einflößte und bei näherer Prüfung noch

weniger. Es war das schäbigste Fahrzeug, das ich jemals betreten. Als mich Stieglitz an Bord brachte, um mich mit dem Kapitän bekannt zu machen und für gutes Unterkommen meiner Person und Sachen zu sorgen, brenzelte uns aus der kleinen Kajüte, in welche wir hinabstiegen, ein Dunst entgegen, der eine Kalmücken- oder Kirgisennase verlangte, um ihn ertragen zu können. Daß in diesem Schmutzloche meines Bleibens für die Nacht nicht sein könne, sah Stieglitz bald ein. Halb betäubt kamen wir auf das Verdeck zurück, wo ich mir an der Kajütenwand einen Platz für Koffer und Handgepäck zu sichern suchte. Da jedoch trotz des Barometers, welches schon vormittags auf Sturm gedeutet, um zwei Uhr nachts noch kein Lüftchen sich regen wollte, um die Segel zu blähen, so zogen wir vor, uns von dem aus allen Poren übelriechenden Trobaccolo wieder ans Land zurückzuziehen, um günstigen Fahrwind abzuwarten. Bei dieser Gelegenheit stießen wir auf einen mehr in die Breite als in die Höhe gehenden dickköpfigen Herrn mit üppigem dunklen Haarwuchs und sehr selbstbewußt in die Welt schauenden kleinen, lebhaften Augen, den Stieglitz mir als Dr. Klun vorstellte, dabei bemerkend, daß ich mich auch eifrig mit slavischer Sprache und Litteratur beschäftigt habe. Dr. Klun war einer der Hauptrufer im Kampf für das Slaventhum, und so entspann sich bald zwischen uns eine lebhafte Unterhaltung, die ich nur unterbrach, um Stieglitz inständigst zu bitten, mich jetzt zu verlassen, um daheim von den Anstrengungen des Tages auszuruhen, da ja noch gar nicht abzusehen sei, wann das kleine Schiff unter Segel gehen werde. So nahmen wir denn rührenden Abschied, aber die dabei geäußerte Hoffnung auf Wiedersehn sollte sich nicht erfüllen . . .

Als ich mich wieder zu Dr. Klun wandte, brachte dieser das Gespräch auf das Ereigniß des Tages, in scharfen Aus-

drücken den Kapitän tadelnd, der ein ihm anvertrautes kaiserliches Kriegsschiff der feindlichen Republik Venedig zugeführt. Ich würde ihn nicht verdammen — sagte er — wenn er ein Venetianer wäre, bei denen immer das Wort gegolten hat: prima siamo Veneziani e poi Christiani. Allein er ist ein Slave wie ich, ein Slave von der dalmatinischen Küste, die der österreichischen Flotte ihre besten Seeleute liefert. Früher haben die slavischen Küstenbewohner von Istrien und Dalmatien durch Jahrhunderte den stärksten Nerv venetianischer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande gebildet und sich wohl dabei befunden, weil die Republik ihre Dienste zu würdigen und zu lohnen wußte. Aber die Zeiten sind infolge völlig veränderter Machtverhältnisse längst vorüber. Die alte Republik ist durch eigenes Verschulden zu grunde gegangen und die neue kann nur ein kurzes Scheinleben führen, gleichviel ob Italien ein Einheitsstaat wird oder nicht. Denn im ersten Falle müßte Venedig doch auch in der Einheit aufgehen, und im andern Falle kann Venedig von den Slaven wohl noch großen Vortheil ziehen, aber ihnen nichts mehr dafür bieten. Wir Slaven müssen zu Oesterreich halten, wenn wir nicht in russische Barbarei verfallen wollen. Wir haben in Oesterreich einen langen, guten Schlaf gethan; jetzt sind wir erwacht, reiben uns verwundert die Augen und fühlen uns merkwürdig erfrischt und gekräftigt, den großen Aufgaben gewachsen, welche die Neugestaltung der Dinge an uns stellt . . .

In diesem Tone redete er weiter, bis alles wieder an Bord drängte. Der Wind, welcher uns fortblasen sollte, hatte eingesetzt, aber erst als wir außerhalb der Murazzi waren, begann das Schiff, bei immer höher gehendem Wogenschlag, sich seemäßig zu bewegen und bald gerieth es in ein so gewaltiges Schaukeln, daß die Mehrzahl der Fahrgäste von der Seekrankheit ergriffen wurde. Zu den glücklichen Ausnahmen

gehörte Dr. Klun, der sich, in einer zottigen Hülle zusammengekauert, dicht vor meinem Koffer niedergelassen hatte und sofort eingeschlafen war, wie sein bald beginnendes mächtiges Schnarchen bezeugte. Ich schwebte in fortwährender Besorgniß, mitsamt meinem Koffer, der mir als Sitz diente, auf ihn zu fallen, und hatte bei einem gewaltigen Stoße die größte Mühe, dies zu verhindern, doch konnte ich nicht umhin den Schläfer unsanft mit den vorgestemmten Füßen zu berühren; allein statt davon zu erwachen, wälzte er sich langsam herum und schnarchte weiter. Durch den Vorstoß hatte ich nun wenigstens etwas weiteren Spielraum für meine Füße gewonnen. Zum Schlafen konnte ich trotz der größten Müdigkeit nicht kommen, schon des üblen Schiffgeruchs wegen, den zu bannen selbst dem Sturme nicht gelang und der mich allmählich in einer Weise betäubte, daß ich kaum noch merkte, was um mich her vorging. Aus diesem Zustande dumpfer Theilnahmlosigkeit wurd' ich erst aufgerüttelt, als das vom Sturm arg mitgenommene Trobaccolo dem Hafen von Umago zutrieb, wo wir ans Land kamen und mehrere Stunden hindurch uns selbst überlassen blieben. Das reinslavische Hafenstädtchen wird von einem hohen Leuchtthurm überragt und macht mit seinen weißen, saubergehaltenen Häusern einen sehr freundlichen Eindruck. Dr. Klun war beim Räumen des Verdecks schwer zu wecken und von der Stelle zu bringen; als er aber ans Land kam und festen Boden unter sich fühlte, wurde er mir ein ortskundiger Führer zu einem bescheidenen Gasthofe, wo für mäßige Preise alles zu haben war, was wir zur Stärkung und Auffrischung brauchten. Auch setzte er seine slavischen Erörterungen in einer Weise fort, als ob gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte. Dann bei der Rückkehr aufs Verdeck nahm er sofort seinen Schlafplatz wieder ein und schnarchte, bis wir in den Hafen von Triest einliefen, wo

unsere Ankunft großes Aufsehen erregte. Man hatte seit dem Rückzuge der österreichischen Truppen aus Venedig völlig im Dunkeln über die Entwickelung der dortigen Zustände gelebt und so waren die abenteuerlichsten Geschichten in den Volksmund und selbst in die Presse gekommen. Venedig sollte dem Verhungern nahe sein, weil ihm bei vollständiger Absperrung alle Zufuhr von Lebensmitteln fehlte. Die Armen sollten die Speicher und Geldschränke der Reichen geplündert haben und die Straßenkämpfe sich täglich erneuen.

Durch Dr. Klun und mich kamen nun die ersten zuverlässigen Nachrichten aus der neuen Republik nach Triest, und das Ausforschen wollte kein Ende nehmen; doch ich suchte mich, sobald meine Papiere in Ordnung gebracht waren, in das nächste Hotel zu retten, um einmal wieder gründliche Nachtruhe zu finden, was auch glücklich gelang. Die nächsten Vormittagsstunden brachte ich in den Lesezimmern des Tergesteums zu, da ich seit meiner Abreise von Rom keine deutsche Zeitung mehr zu Gesicht bekommen hatte. Mehr noch als der politische Wirrwarr beunruhigte mich damals eine für mich höchst wichtige persönliche Angelegenheit. Ich hatte nämlich schon anfangs März in Rom die letzten Druckbogen meines Werks über die Völker des Kaukasus erhalten, zugleich mit einer Anweisung, kraft welcher ich 4000 Francs von dem großen Bankhause Torlonia ausgezahlt bekommen sollte. Diese Anweisung erregte aber dem Hause Torlonia ernste Bedenken, die mir auf Verlangen schriftlich gegeben wurden, um sie meinem Verleger mitzutheilen, an den ich nun gleich schrieb, ihn ernstlich ermahnend, die Sache schnell in Ordnung zu bringen. Darauf war ich ohne Antwort geblieben, als ich aus den schon früher angeführten Gründen Rom verließ. Nun fand ich in der Allgemeinen Zeitung eine durch drei Nummern der Beilage laufende höchst rühmliche Besprechung meines

Werks, die mich sehr erfreute, aber doch meine Besorgniß nicht beschwichtigen konnte, daß mit dem Verleger nicht alles in Ordnung sei.

Auf eine an Dr. Beurmann in Frankfurt gerichtete Depesche erhielt ich die Antwort, H. Keßler sei verreist. Ich schickte nun an Dr. Kolb, der mir immer ein guter Rathgeber gewesen, alles was ich über meine letzten Erlebnisse aufgezeichnet hatte, zu beliebiger Benutzung für die Allgemeine Zeitung und schrieb dabei, daß ich meinem Packet selbst bald nach Augsburg folgen werde. Das geschah dann auch; die Reise bot keine absonderliche Erlebnisse und wohlbehalten traf ich in der alten stillen Reichsstadt ein, wo man mich nicht sobald wieder fortließ, da ich viel erzählen mußte und Kolb allerlei wichtige Fragen mit mir zu besprechen hatte, die reifliche Ueberlegung verlangten.

Ueber meine Frankfurter Angelegenheit war Kolb schon durch die dortigen Lokalblätter in der Hauptsache genau unterrichtet. Ich erfuhr nun, daß mein Verleger Bankerott gemacht habe infolge eines schweren Unglücksfalls, der ihn ganz aus Rand und Band gebracht. Seine Frau war plötzlich kinderlos gestorben und er somit der Mittel beraubt, worauf seine geschäftlichen Unternehmungen sich gründeten, da ihr in die Ehe mitgebrachtes Vermögen an das Haus Passavant zurückfiel. Bevor der Zusammenbruch erfolgte, wär er nach Bad Homburg gegangen, um an der dortigen Spielbank sein Glück zu versuchen, und dann verschwunden. Es hieß, er sei nach Amerika geflüchtet.

Das war ein harter Schlag, den ich lange nicht verwinden konnte, mich um den vertragsmäßig gesicherten Lohn für dreijährige Studien und Arbeiten betrogen zu sehen. An die Ausführung eines anderen Werks, das ich geplant hatte, war nun gar nicht zu denken. Ich lieh deshalb einem Vorschlage

Kolbs, mich auf andere Weise sicher zu stellen, ein aufmerksames Ohr. Er hatte schon vor Wochen einen Brief von Herrn v. Bruck erhalten, worin dieser ihn dringend um Rath bat, bei der Wahl eines Ersatzmannes für Dr. Schwarzer, den bisherigen Hauptredakteur des Oesterreichischen Lloyd in Triest zu finden, der in Begriff stehe nach Wien überzusiedeln, um dort ein eigenes großes Blatt zu gründen. Es liege ihm besonders am Herzen, eine geistige Kraft zu gewinnen, die im stande sei, dem Journal des österreichischen Lloyd einen festeren Halt und höheren Aufschwung im Interesse des hartbedrängten Deutschthums im istrischen Küstenlande zu geben, als Schwarzer zu thun vermocht. Nun meinte Kolb, Herr v. Bruck würde glücklich sein, wenn er ihm melden könne, daß ich bereit sei, die Stellung anzunehmen.

Herr v. Bruck war von seinen Mitbürgern als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung gewählt worden und befand sich damals schon in Frankfurt, wo ich ihn, seiner Einladung folgend, aufsuchte, nachdem ich erst, in Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht, eine Reise in meine hannoversche Heimat hatte unternehmen müssen.

Zu jener Zeit war der Name v. Bruck einer der bekanntesten in Oesterreich und Deutschland. Da jedoch inzwischen schon zweiundvierzig Jahre vergangen sind, so mag es schicklich sein, hier ein paar Worte über seine Vergangenheit und damalige Stellung zu sagen. Von bürgerlicher Herkunft 1798 in Elberfeld geboren und zur kaufmännischen Laufbahn bestimmt, ging er von Bonn, wo er seiner einjährigen Militärpflicht als Freiwilliger Genüge leistete und nebenbei staatswissenschaftliche Vorlesungen an der Universität besuchte, 1821 nach Triest, in der Absicht, sich dort einzuschiffen, um an dem griechischen Befreiungskampfe theil zu nehmen. Die angesehenen Handelsherren, denen er empfohlen war, wußten

ihn jedoch unter äußerst günstigen Bedingungen in Triest zurückzuhalten, gefesselt durch seine imposante Persönlichkeit und überlegene Intelligenz. Er wurde bald einer der angesehensten Männer von Triest, heirathete eine Tochter aus dem reichen Hause Buscheck und machte sich besonders verdient durch die großartige Gründung des Lloyd, als dessen Director er eine so fruchtbare und segensreiche Thätigkeit entwickelte, daß er vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben wurde. Die von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung des Lloyd machte bald eine Theilung seiner Leitung nöthig, und so gab's einen Director für die Dampfschiffahrt nach der Levante, einen anderen für die litterarisch-artistische Abtheilung, für Handelspolitik, Versicherungswesen u. s. w. — Die Seele des Ganzen blieb immer Bruck, bis zu der Zeit, wo er nach Wien in den Staatsdienst gezogen wurde. Er empfing mich in Frankfurt mit großer Zuvorkommenheit und fand es sehr begreiflich, daß ich vor meiner Abreise nach Triest erst gern einigen Sitzungen der Nationalversammlung beiwohnen wollte. Dazwischen fand ich noch Zeit, einen Ausflug nach Fulda zu machen, wo meine kleine Nachtigall wohnte, mit welcher ich seit unserer Trennung in Escheberg einen lebhaften Briefwechsel unterhalten hatte. Ich verlebte mit ihr im Kreise ihrer Eltern, Geschwister und befreundeter Familien einige glückliche Tage, die mir frischen Lebensmuth einflößten.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, fand ich dort auch meine Escheberger Freunde wieder, den Baron v. d. Malsburg und seine anmuthige Tochter, die ebenfalls gekommen waren, der Eröffnung des ersten deutschen Parlaments beizuwohnen. Auf Schritt und Tritt begegnete ich nun alten Freunden und Bekannten aus der Nähe und Ferne, wie ich ihrer so viele niemals wieder zusammen gesehen.

Vor Eröffnung der Nationalversammlung (18. Mai, 4 Uhr Nachm.) versammelten sich die Mitglieder im Rathhause zur Wahl eines Alterspräsidenten. Diesem Vorspiele konnt' ich nicht beiwohnen, wenn ich mir einen Platz in der Paulskirche sichern wollte, wo der Andrang groß war. Fallmerayer, der zu den bayerischen Abgeordneten gehörte, berichtete in seiner drastischen Weise über den Vorgang folgendermaßen: „Hofrath Behr und der sächsische Oberst Blumröder, beide altersschwach, taub und hinfällig, verbaten sich wohlweise die bedenkliche Ehre. Syndicus Lang hingegen, ein freundlich lächelnder Greis mit quiekender, accentloser und schwacher Stimme, glaubte, er sei aller Gebrechlichkeit zum Trotz dem Geschäfte vollkommen gewachsen, und beeilte sich als Nächstältester um so unbesorgter die Stelle anzunehmen, weil er als Präsident die heimlich sitzende, kleine und stumme Deputirtenkammer in Hannover, nicht ohne Geschick, wie man sagte, geleitet hatte."

Um vier Uhr hielt denn die vierhundertköpfige Vertreter-Majestät des deutschen Volkes ihren feierlichen Einzug in die Paulskirche unter Kanonendonner und Festgeläute. Nachdem Alles Platz genommen, erklärte der Alterspräsident, die Versammlung sei constituirt, worauf dreifache Beifallssalven erschollen. Weiterhin ward kein Beifall mehr hörbar; denn nun begann die Prüfung der Wahlvollmachten und Berathung einer provisorischen Geschäftsordnung in einer so pedantisch gründlichen, peinlichen und einschläfernden Weise, daß es zum Davonlaufen gewesen wäre, wenn nicht einige tragikomische Figuren durch ihre nicht zu bändigende Redewuth die Scene hin und wieder belebt hätten. Unter diesen war die auffallendste ein Regierungsrath Röttig aus Potsdam, ein kleines, dickes Männchen mit pausbackigem, freundlich grinsenden Gesicht, aus dessen fetten Lippen die Worte wie Oel flossen. Ihm gegenüber hatte der Alterspräsident einen schweren Stand;

denn der redselige kleine, dicke Herr war nur mit Hülfe der Zeichen des Mißfallens, die bei seinem Phrasenerguß von allen Seiten erschollen, von der Bühne wegzubringen und meldete sich doch unverdrossen immer bald wieder zum Worte. Da aber noch viele andere Redner auch zum Worte kommen wollten und der biedere Alterspräsident mit seiner quiekenden Stimme durchaus nicht im stande war die Ordnung aufrechtzuerhalten, so ging Alles aus Rand und Band. Die Verhandlung, wie man das wüste Durcheinanderschreien nannte, zog sich über drei Stunden hin und hinterließ nicht blos mir, der ich wohl zu hoch gespannte Erwartungen von parlamentarischem Takt der deutschen Volksvertreter mitgebracht hatte, sondern allen, die sich darüber äußerten, einen kläglichen Eindruck. Dies wirkte auch zurück auf die Versammlung selbst, welche, wie sich bald herausstellte, doch in der Mehrzahl aus verständigen Männern bestand, deren schnelle Einigung es ermöglichte, daß schon in der nächsten Sitzung Heinrich von Gagern den Präsidentenstuhl besteigen konnte, ein Mann, den die Natur mit allen Gaben ausgerüstet hatte, eine große Versammlung durch Blick und Wort zu lenken, ja, im vollen Sinne des Wortes zu beherrschen. In Stattlichkeit und natürlicher Würde der Erscheinung kam ihm keiner gleich; seine wohltönende Stimme war schon in gewöhnlicher Rede weithin deutlich vernehmbar, konnte aber zum Donner anschwellen, wenn sein Auge vor Erregung zu blitzen begann; das passende Wort versagte ihm nie und unter allen Umständen blieb er der vornehme, sich selbst beherrschende Mann. Seit seinem ersten Auftreten erschien die Versammlung urplötzlich wie umgewandelt, welche nun wenigstens in dem Punkte einig war, daß sie einen besseren Präsidenten als Heinrich von Gagern nicht hätte finden können. Im übrigen bot das erste deutsche Parlament

schon in der Bildung seiner Parteien und Fraktionen ein geradezu trostloses Bild deutscher Uneinigkeit, trostlos schon deshalb, weil aus den, oft mit großem rhetorischen Geschick geführten Redeschlachten von vornherein zu ersehen war, daß keine Partei auch nur an die Möglichkeit dachte, ihre Gegner durch religiöse, historische oder patriotische Argumente überwinden oder gewinnen zu können. So wenig die drei Vorkämpfer der bayerischen Ultramontanen: der damals noch sehr schwarz gefärbte Döllinger mit seinen Genossen Sepp und Lasaulx sich hätten durch Karl Vogts Beweise, daß nie ein Gott existirt habe, von ihrem Glauben abbringen lassen, ebensowenig wäre es Robert Blum und Arnold Ruge gelungen, Männer wie Herrn von Vincke, General von Radowitz und Fürst Lichnowsky für die Umwandlung Deutschlands in eine Republik zu begeistern. Kurz: von seinen mitgebrachten Ansichten, Ueberzeugungen oder Vorurtheilen war kein namhafter Vertreter aus deutschen Landen in der Paulskirche abzubringen und der Gedanke der Einigung Alldeutschlands durch ein festeres Band als der Bundestag war, erschien schon deshalb nebelhaft, weil sich niemand ein klares Bild von seiner Verwirklichung machen konnte.

Ich will hier nicht unnütz von Vorgängen reden, über welche die Acten längst geschlossen sind, sondern nur kurz durch ein paar Beispiele andeuten, unter welchen Eindrücken ich von Frankfurt schied.

Gervinus, dessen Wort damals schwer ins Gewicht fiel, ließ sich in der Paulskirche nicht vernehmen, sondern gab als einer der hoffnungsfreudigsten Vorkämpfer deutscher Einheitsbestrebungen seinen Gedanken und Gefühlen warmen und energischen Ausdruck in einer Reihe von Aufsätzen, welche in der Heidelberger Deutschen Zeitung erschienen und von seinen zahlreichen Verehrern mit Begeisterung gelesen wurden, aber

im Grunde doch nur dazu dienen konnten, die Kluft zwischen Süd- und Norddeutschland zu erweitern statt zu überbrücken. Denn der Hauptinhalt seiner in der zweiten Hälfte des Mai erschienenen Artikel war gegen Bayern gerichtet, welches als Haupthinderniß der deutschen Einheitsbestrebungen geschildert wurde und zwar durch historisch höchst einseitige Beweisgründe, dazu in einer Form, welche nur verletzend an der Isar wirken konnte, gleichsam darauf berechnet war, die Gegensätze zu verschärfen.

Nicht minder überraschte mich die Stellung, welche mein witziger Landsmann Jos. Hermann Detmold, von der Provinz Osnabrück in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, dieser gegenüber einnahm. Er war hauptsächlich durch seinen energischen Kampf gegen die Willkürmaßregeln, durch welche König Ernst August gleich nach Antritt seiner Regierung das zu Recht bestehende hannoversche Staatsgrundgesetz zu beseitigen suchte, eine populäre Persönlichkeit im Lande geworden und hatte sich, von der Stadt Minden zum Deputirten erwählt, sowohl durch sein Verhalten in der Kammer, wie durch Abfassung einer Menge Beschwerdeschriften die volle Ungnade des starrköpfigen Königs zugezogen, der ihn wegen einiger scharfer Rechtsausdrücke, die als Majestätsbeleidigungen erfunden wurden, in peinliche Untersuchung ziehen ließ, die mit Verurtheilung zu einer bedeutenden Geldstrafe endigte. Durch den traurigen Ausgang der hannoverschen Verfassungsangelegenheit gründlich verstimmt, hatte sich Detmold dann vom öffentlichen Wirken ganz zurückgezogen, bis sein Freund Stüve Minister wurde, was wesentlich dazu beitrug, daß Hannover vor dem Revolutionssturme von 1848 bewahrt blieb, und was auch Detmold veranlaßte, die Wahl von Osnabrück, wo Stüve bis dahin Bürgermeister gewesen, anzunehmen. Nun erschien er in Frankfurt plötzlich wie umgewandelt, völlig

theilnahmlos an allem, was dort die Gemüther in Furcht und Hoffnung bewegte und die Redegeister aufeinander platzen ließ; er hatte für das ganze Treiben in der Paulskirche nur Spott und Hohn auf der Zunge. Es war, als ob sein langer, vergeblicher Kampf für das althannoversche Recht ihn überhaupt nicht mehr an den Sieg des Rechtes glauben ließ, sondern nur noch an den Sieg der Macht. So erklärt sich's denn auch, daß er bald ein Mann ganz nach dem Herzen des Königs wurde, als dessen treuester Anhänger er sich fortan erwies. Indessen war er auch in dieser Wandlung der richtige Vertreter der Mehrheit des hannoverschen Volkes, das längst seinen Frieden mit Ernst August gemacht hatte und ihn im Fall der Noth gegen alle Republikaner der Welt vertheidigt haben würde. Einstweilen rühmte er, empört über die wirklich jämmerlichen republikanischen Putsche in Süddeutschland, seinem strammen Herrscher nach, der einzige deutsche Fürst zu sein, der es verstanden habe, sein Land vor den Revolutionsstürmen des März zu bewahren. Das Ereigniß wurde sogar in Verse gebracht und die Herrschergröße Ernst Augusts darin mit derjenigen des gewaltigen Russenzaren Nikolaus verglichen:

„Aus Frankreich kam die Revolution,
Durch ganz Europa zu wandern,
Sie warf den eigenen König vom Thron
Und bedrohte die Throne der andern.
Zwei Herrscher nur hielten ihr muthig Stand
Mit dem Volk in treuem Vereine:
Zar Nikolaus am Newastrand,
Ernst August an der Leine.“

* * *

Vor meiner Abreise nach Triest, die ich nicht ganz leichten Herzens unternahm, hatte ich noch die Freude, meinen lieben

Wilibald Alexis und Frau wiederzusehen, die ebenfalls nach Frankfurt gekommen waren, um einigen Sitzungen in der Paulskirche beizuwohnen und sich ebenso wenig erbaut davon fühlten wie ich.

Völlig niedergeschlagen aber fand ich meinen alten Fallmerayer beim Abschiedsbesuche. Man hatte in Bayern bei seiner Wahl zur Deutschen Nationalversammlung auf ihn als Redner besonders große Hoffnungen gesetzt, weil er früher als Professor der Geschichte glänzende Vorträge gehalten, und nun gestand er mir, daß er sich völlig außer stande fühle in der Paulskirche zu reden, schon einfach deshalb, weil seine Stimme nicht mehr ausreiche, sich ohne große Anstrengung weithin verständlich zu machen in einer Versammlung, wo Gunst oder Ungunst der Rede hauptsächlich durch das Metall der Stimme bedingt werde. Er führte nun Beispiele an, die ich selbst miterlebt hatte, wo schwach und leise Redende, wie der alte Minister Lindenau, gar nicht zu Ende gehört wurden, auch wenn sie das Beste zu sagen hatten, während ein Robert Blum mit seiner gewaltigen Stimme immer sicher war, Gehör und Beifall zu finden, selbst wenn er nur die gewöhnlichen Schlagwörter des Tages durch die hallenden Räume rollen ließ.

So begnügte sich der Fragmentist seine täglichen Eindrücke und Betrachtungen dem Papier anzuvertrauen, um sie von Zeit zu Zeit der Welt durch die „Allgemeine Zeitung" zu offenbaren, dabei den Satz verfechtend: das Gute könne nur aus vielen und großen Uebeln erwachsen, und es sei den Deutschen so wenig als anderen Völkern der alten und neuen Zeit gestattet, nothwendige Katastrophen durch ruhig ordnende Weisheit abzulenken.

* * *

Schon in der ersten Woche des Juni trat ich meine neue Stellung in Triest an. Von den aufregenden Scenen, die ich auf der Reise erlebte, will ich hier nicht reden, sondern nur bemerken, daß während meines Aufenthalts in Deutschland die Wirren in Oesterreich in bedrohlicher Weise zugenommen hatten. Infolgedessen war der Kaiser am Abend des 17. Mai aus dem ihm unheimlich gewordenen Wien entflohen, um mit seiner Familie Schutz bei seinen treuen Tirolern in Innsbruck zu suchen. Die Minister, welche von der Flucht des Kaisers erst erfuhren, als sie schon heimlich vor sich gegangen, waren zurückgeblieben, aber völlig rath- und machtlos, so daß unter ihren Augen eine Centralregierung sich bilden konnte, bestehend aus dem redegewandten und energischen jüdischen Arzt Dr. Fischhof, der bewaffneten Studentenlegion und einem Bürgerausschuß. Diese Centralregierung mußte sich natürlich darauf beschränken, für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt zu sorgen, während in den verschiedenen Kronländern und Provinzen des weiten, vielsprachigen Reichs die mannigfaltigen revolutionären Bewegungen keine andere Hemmung fanden, als die sie sich gegenseitig selbst bereiteten, und zwar nicht blos durch nachbarliche Zusammenstöße, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Gebiete, welche die buntscheckigste Bevölkerung umschlossen.

Die Magyaren, welche nach dem Vorgange der Italiener auf gänzliche Loslösung ihres Landes von Oesterreich sannen, sahen sich hart bedrängt durch die Gelüste der Kroaten, sich ihrerseits von der Stephanskrone abzulösen; auch in Serbien und Siebenbürgen erhob sich die Bevölkerung gegen sie. In Carlowitz beschloß eine große Versammlung die Einsetzung einer Nationalregierung und den Anschluß der Woiwodschaft an das Königreich Kroatien-Slavonien-Dalmatien, während in Siebenbürgen die so lange unterdrückten und verachteten

Walachen stürmisch das Haupt erhoben, die trotz ihrer Ueberzahl neben den Magyaren und Sachsen keine politische Stellung besaßen. Auf einer Massenversammlung in Blasendorf, wo über vierzigtausend Walachen züsammenkamen, verlangten sie Gleichberechtigung mit den anderen Nationen der Kronlande, fanden aber weder bei den Ungarn, noch bei den Szeklern, noch selbst bei den Sachsen Unterstützung ihrer gerechten Forderungen. Die Sachsen zogen es vor, in die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn zu willigen, um das Aufkommen der mißachteten und rechtlosen Walachen zu hindern.

In Galizien blieb es ziemlich ruhig, nicht blos weil dort der Statthalter Graf Stadion ein strenges Regiment führte, sondern auch der Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen, Katholiken und Griechen lähmend einwirkte und zugleich die Erinnerung an den mörderischen Bauernaufstand von 1846 den Adel noch einigermaßen in Schranken hielt. Einem Empörungsversuche, der am 26. April zum Ausbruch kam, wurde mit Beschießung und schneller Unterwerfung der Stadt ein Ende gemacht.

Den Hauptherd der slavischen Bewegung bildete Böhmen, wo die Tschechen den Deutschen gegenüber mit einem Uebermuth auftraten, der den heftigsten Widerstand herausforderte. Sie wollten um jeden Preis das slavische Element, weil es der Kopfzahl nach allerdings das überwiegende war, zum herrschenden in Oesterreich machen und beriefen zu dem Zweck Abgeordnete von allen Bruderstämmen zu einem großen Slavenkongreß, der Anfangs Juni in Prag abgehalten wurde und die alte Königsstadt während seiner Dauer in wundersamer Weise belebte.

Ich hatte meine Reise nach Triest so eingerichtet, daß ich schon am Tage vor Eröffnung des Kongresses in Prag ein=

treffen konnte, da es für mich in meiner neuen Stellung von Wichtigkeit war, aus eigener Anschauung ein Bild von den Theilnehmern und ein Urtheil über ihre Verhandlungen zu gewinnen. Die Stadt bot überall, wohin ich meine Schritte wandte, einen festlichen Anblick; die Häuser waren geschmückt mit Fahnen, Teppichen und Laubgewinden; durch die Straßen bewegten sich Menschengruppen in fremdartiger, malerischer, zum Theil reicher Gewandung. Die zahlreich eingetroffenen Vertreter der vielen Slavenstämme waren in ihrer Nationaltracht erschienen, in welcher sich am stattlichsten die kriegerischen Dalmatiner und Montenegriner mit ihrem reichen Waffenschmuck ausnahmen. Das Dekorative des großen Slavenkongresses auf der herrlichen Schaubühne, welche Prag bot, war durchaus gelungen, aber die hochgespannten Erwartungen, welche sich an das nun aufzuführende Einigungsdrama knüpften, sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Verhandlungen durften nach dem Programm nur in slavischer Sprache geführt werden, allein gleich bei der ersten Versammlung, welche unter Palackis Vorsitz stattfand und mit einer überschwänglichen Verherrlichung des Slaventhums begann, die an dem herrschsüchtigen Deutschthum kein gutes Haar ließ, stellte sich heraus, daß die Redner, um ein annähernd allgemeines Verständniß zu erzielen, ihre Zuflucht zu der verhaßten und verpönten deutschen Sprache nehmen mußten, welche drei Revolutionäre, die sich am lautesten hervorthaten, obgleich sie gar nicht zu Oesterreich gehörten, meisterlich mundhabten. Der bedeutendste und gefährlichste von diesen drei Wühlern, die weniger das Wohl der Tschechen als den Umsturz alles staatlich Bestehenden anstrebten, war der Russe Bakunin; dann kam der preußische Pole Liebelt und als Dritter der Serbe Zach . . .

Den Verlauf des Kongresses abzuwarten hatte ich weder Zeit noch Lust. Auf meiner Weiterreise sollte ich bei kurzem

Aufenthalt in Laibach Zeuge einer Scene werden, die mir als das Merkwürdigste von allem erschien, was ich seit meiner Heimkehr aus Italien erlebt. Da dieses Erlebniß auf die österreichischen Zustände jener Zeit ein helleres Licht wirft, als alle mir bekannt gewordenen Schilderungen, so will ich es hier kurz erzählen, muß aber ein paar erläuternde Worte vorausschicken, um es jedem Leser ganz verständlich zu machen.

Die Kroaten hatten in ihren schon früher erwähnten Bestrebungen, sich von Ungarn loszureißen, den angesehensten und kriegerisch bewährtesten Sohn ihres Landes, Freiherrn Oberst v. Jellatschitsch, zum Banus erwählt und die kaiserliche Bestätigung, nebst entsprechender militärischer Rangerhöhung des Banus, folgte seiner Wahl auf dem Fuße. Darüber erhob sich ein Sturm der Entrüstung in Ungarn, da die Magyaren den neuen Banus nicht blos als ihren gefährlichsten Feind, sondern auch als treuesten Anhänger des Hauses Habsburg kannten. Sie boten nun alles auf, seine Erwählung rückgängig zu machen. Die Gelegenheit dazu erwies sich als äußerst günstig, da der Kaiser inzwischen seine Flucht von Wien nach Innsbruck vollbracht hatte, wo es ihm durchaus an berufenen Rathgebern fehlte. Sofort machte sich der ungarische Ministerpräsident Graf Batthyanyi mit entsprechender Begleitung auf den Weg nach Innsbruck, wo es ihm bald gelang, den gutmüthigen, schwachen alten Herrn dergestalt einzuschüchtern, daß er nicht nur den Banus von Kroatien aller seiner Würden enthob, sondern ihn zugleich als Landesverräther in Acht und Bann that, für vogelfrei erklärte und einen hohen Preis auf seine Festnehmung setzte.

Man kann sich hiernach vorstellen, wie seltsam es mich überraschte, diesen kaiserlichen Erlaß steckbrieflichen Inhalts, mit großen fetten Lettern gedruckt, in Laibach öffentlich angeschlagen zu finden.

Ist denn so etwas möglich? fragte ich einen neben mir stehenden Herrn von gebildetem Aussehn.

„Leider!“ antwortete er, „das Actenstück steht auch schon in der neuesten Nummer der officiellen Wiener Zeitung abgedruckt. Es kann also keine Fälschung sein.“

Es wunderte mich nur, daß in Laibach, der Hauptstadt des vorwiegend von Slovenen und Kroaten bewohnten Herzogthums Krain, keine Hand sich erhob, das Actenstück zu vernichten, welches sichtlich alle, die es lasen, peinlich berührte.

Erst in Triest erfuhr ich den Erfolg der merkwürdigen kaiserlichen Kundgebung. Der Banus Jellatschitsch hatte sich ohne Uebereilung mit seinem Stabe auf den Weg nach Innsbruck gemacht, um sich selbst dem Kaiser auszuliefern, da sich keine Hand erheben wollte, ihn gefangen zu nehmen oder „zu Stande zu bringen“, wie der officielle Ausdruck im damals herrschenden k. k. österreichischen Deutsch urtextlich lautete.

Der vogelfreie Mann wurde mit königlichen Ehren am kaiserlichen Hoflager empfangen und zu seinen früheren Würden kamen noch neue, als er zu seinen Kroaten zurückkehrte.

XII.

Drei Monate in Triest. Uebersiedelung nach Wien mit dem „Journal des österreichischen Lloyd“.

Ich kam in einen so heißen Sommer hinein, wie ich in Deutschland noch keinen ähnlichen erlebt hatte. Die an der südlichen Hälfte des halbmondförmigen Golfes von Triest gelegene Stadt verdankte ihre Bedeutung zu der Zeit, von der ich rede, lediglich dem 1833 gegründeten österreichischen Lloyd und der zwölf Jahre später fertig gewordenen Eisenbahn, deren großartige Gebäude an der nördlichen Hälfte des Golfes sich hinziehen. Der Corso, die große Hauptstraße von Triest, scheidet die Altstadt, welche bergauf zu dem alten Castell führt und inmitten ihrer schwärzlichen Häuser und schmutzigen Gassen noch mancherlei Reste aus der alten Römerzeit birgt, — von der Theresien- oder Neustadt, die prächtige, breite, mit Quadersteinen gepflasterte Straßen hat und Sitz der bedeutendsten Handelshäuser ist.

Der fortwährend einen Mastenwald tragende Canale grande zieht sich weit und tief in die Stadt hinein, deren Straßen außerdem fast überall schöne Durchblicke bieten auf Hafen und Meer, auf die mit schimmernden Villen bedeckten Berge und auf das hohe Castell, neben welchem die uralte Kathedrale zu St. Justus auf dem Capitol der Römerstadt steht. Der lange Corso führt uns auf die Piazza della Borsa, auf welcher

eine Säule mit der Statue Karls VI. sich erhebt, der 1719 die damals nur fünftausend Einwohner zählende Stadt zum Freihafen erklärte und dadurch wesentlich zur Hebung ihres Wachsthums und Wohlstandes beitrug.

Das neben der Piazza della Borsa sich erhebende Tergesteum, dessen schon früher in meinen Erinnerungen Erwähnung geschehen, ist der imposanteste Bau der Stadt und enthält in seiner dritten Abtheilung die mit wissenschaftlichen Hülfsmitteln reichlich ausgestatteten Räume, welche zum Schauplatz meiner neuen Thätigkeit werden sollten. Ich hatte die Nacht nach meiner Ankunft vor Hitze nicht schlafen können und fand nun am Tage die Hitze noch unerträglicher, so daß ich vor Müdigkeit und Erschlaffung kaum im stande gewesen wäre, den Aufsatz, welcher mich bei der Lesewelt des Lloyd einführen sollte, gleich für die nächste Nummer aufs Papier zu werfen, wenn ich den Inhalt nicht schon lange vorher reiflich erwogen hätte. Von Augsburg her war mir hinlänglich bekannt, wie es vormittags auf einer Redaction zugeht und es gelang mir nun leicht, jeder unnützen Störung vorzubeugen. Bei meinem Eintritt in das geräumige Zimmer, wo Pult und Schreibtisch für mich bereit stand, erhob sich ein in einiger Entfernung rechts davon sitzender, mittelgroßer und mittelalterlicher, schon halb glatzköpfiger Herr, in welchem ich sofort nach der Schilderung, die mir Baron Bruck von ihm gemacht, meinen Mitredacteur Dr. Löwenthal erkannte, und kam mir mit — offenbar von angestrengter Arbeit — vorgebeugtem Oberkörper entgegen, sich höflichst entschuldigend, mich, überrascht durch mein Erscheinen, in so mangelhaftem Anzuge empfangen zu müssen. Er hatte nämlich Cravatte, Weste und Rock an den Nagel gehängt, um bei der drückenden Hitze überhaupt aufathmen und arbeiten zu können, und durch die offenstehende Thür sah ich, daß die in den anstoßenden

Zimmern arbeitenden Herren es ebenso gemacht. Als er nun seinen Anzug wieder vervollständigen wollte, hielt ich ihn davon ab und zog selbst den Rock aus, um die Feder zur Hand zu nehmen, was ihm sehr zur Beruhigung gereichte. Erst nach Schluß der Vormittagsarbeit unterhielt ich mich eingehender mit ihm und ließ mir das übrige Personal vorstellen. Ich lernte in Dr. Löwenthal bald einen sehr fleißigen und gewissenhaften Mitarbeiter schätzen, der nach Kräften dazu beitrug, mir meine schwierige Stellung zu erleichtern.

Triest war damals (und ist wahrscheinlich heute noch) eine Stadt von ganz italienischem Gepräge. Der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung entsprechend, erinnerte alles, was zunächst in die Augen fiel: die Bauart der Häuser, besonders der Villen; die Bezeichnungen der Plätze und Straßen; die Firmen der Läden; die Trachten der Landleute und das ganze öffentliche Leben an Italien. Im Theater, an der Börse, in den Gasthöfen und Speisehäusern hörte man fast nur italienisch sprechen. Auch der Lloyd mußte sich, obgleich seiner Entstehung nach deutschen Ursprungs, als Mittelpunkt aller Handelsinteressen und Ausgangspunkt des Verkehrs mit Italien, den ionischen Inseln, der Türkei und Aegypten, den gegebenen Verhältnissen fügen und das Italienische als allgemein gültige und verständliche Geschäftssprache gelten lassen. Seine Capitäne waren der Mehrzahl nach Italiener und die besten Matrosen Slaven aus dem istrischen und dalmatinischen Küstenlande, wo das Italienische Jedem geläufig ist. So erschienen denn auch in der litterarisch-artistischen Abtheilung des Lloyd italienische Journale, vorwiegend handelspolitischen Inhalts, doch zugleich die neuesten Nachrichten anderer Art aus der Nähe und Ferne enthaltend, hauptsächlich für die Leser der Inseln und Länder des Ostens berechnet, wohin die Dampfer des Lloyd ihre Fahrt richteten.

Als ich zum ersten Mal, auf der Heimkehr aus Osten, Triest besuchte, gefiel es mir bei kurzem Aufenthalt durch seine herrliche Lage und die mannigfaltige Schönheit seiner Umgebung ausnehmend bis auf sein buntfarbiges Straßenleben herab, wo nicht blos die malerische Tracht der krainischen Bauern aus dem Küstenlande, die blendend weißen Kopftücher der Bäuerinnen und die braunen Kutten der Mönche, sondern auch das rothe Fez der Inselgriechen, die weiße Fustanella der Albanesen, und hin und wieder der Turban der Türken und Kaftan der Armenier, die bunte Leibbinde und rothen Schnabelschuhe des Syrers und Aegypters die Einförmigkeit europäischer Modekleidung unterbrachen.

Dieselben Bilder zeigten sich mir nun wieder, aber in anderer Beleuchtung: ich sah sie nicht mehr mit den ungetrübten Augen eines freien, unbefangenen Wanderers an, der sich freut an dem, was ihn fesselt, und allem, was ihn abstößt, den Rücken kehrt. Ich war gebunden, in einen Wirkungskreis gebannt, der meine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, da er mir im wechselvollen und völlig unberechenbaren Gange der Ereignisse täglich neue Aufgaben stellte, deren Lösung nach dem Glockenschlage erfolgen mußte, gleichviel wie. Die Schwierigkeit, an diese sprunghafte Art des Arbeitens mich zu gewöhnen, verminderte sich allmählich in demselben Maße, als ich anfing und fortfuhr die Dinge weniger ernst zu nehmen, die brutalen Thatsachen, welche tagtäglich zu melden waren, für sich selbst reden zu lassen oder sie durch ein paar kurze Bemerkungen zu begleiten, welche dann von Woche zu Woche in übersichtlichen Aufsätzen weiter ausgeführt wurden. So gelang es mir, alles unter größeren Gesichtspunkten zu veranschaulichen, als von Fall zu Fall möglich war, und meinen Betrachtungen nach festgezogenen Linien eine einheitliche

Richtung zu geben, welche das Schiefe und Verkehrte der davon abweichenden Vorgänge leicht erkennen ließ.

Unter dem Zwange der Censur hatte es nicht an begabten Männern gefehlt, welche verstanden zwischen den Zeilen lesen zu lassen, was sie nicht offen heraus sagen durften, und so durch eine Feinheit des Ausdrucks wirkten, die für gebildete Leser Werth und Bedeutung der Worte erhöhete. Seit aber mit dem Aufhören der Censur politische Marktschreier die Ohren der Menge und die Spalten der wie Pilze aus der Erde schießenden Zeitungen füllten, trat die laute Phrase an die Stelle ruhiger Erörterung; die jungen Weltverbesserer suchten einander durch Kraftausdrücke und den Franzosen entlehnte Schlagworte zu überbieten. Gegenüber dieser immer mehr ins Kraut schießenden Sprachverwilderung, wovon ich hin und wieder ergötzliche Proben aufzeigte, hielt ich im Lloyd so streng auf ein reines Deutsch, daß einige Mitarbeiter durch die Art, wie ich ihre Beiträge siebte, sich verletzt fühlten und zurückzogen. Ich gewann dafür bald bessere und hatte besonders meine Freude an den Aufsätzen eines Freiherrn v. Heufler, der in noch jungen Jahren schon einen höheren Verwaltungsposten im Küstenlande einnahm und dessen fesselnde und lehrreiche Schilderungen aus dem Volks- und Verkehrsleben weitum verdientes Aufsehen machten. Für den staatswirthschaftlichen Theil des Blattes war der beste Mitarbeiter ein großer Handelsherr, v. Regensdorf, den man sich von Wien aus vergebens bemühte, als Finanzminister zu gewinnen. Er zog es vor, im Lloyd den Wiener Staatsmännern seine Rathschläge zur Regelung des damals völlig zerfahrenen Finanzwesens zu geben und verspürte keine Lust, die behagliche Ruhe seines Landsitzes bei Triest mit einem Ministerposten zu vertauschen.

Im Hause des Herrn v. Regensdorf lernte ich den nord-

amerikanischen Consul Mr. Warrens kennen, der auch hin und wieder einen Aufsatz für den Lloyd schrieb, an die Tagesereignisse anknüpfend, die amerikanischen Zustände mit den europäischen vergleichend. Er trug eine ganz besondere Vorliebe für Oesterreich zur Schau und prophezeite, es werde zur leitenden Macht in Europa werden, sobald es den rechten Mann finde, der vor keinem Mittel zurückbebe, die widerstrebenden Elemente zu bändigen und das Reich durch einheitliche Neugestaltung zu voller Entwickelung seiner Kräfte zu bringen. Was damit gemeint war, werden wir später sehen.

Einstweilen hingen die Völker Oesterreichs nur noch dadurch zusammen, daß sie sich gegenseitig in den Haaren lagen. Der Slavencongreß zu Prag schürte den Haß gegen die Deutschen in einer Weise, die zu den wildesten Ausschreitungen führte. In ihrem Uebermuthe fühlte die nationale Partei sich stark genug, ihren gefährlichsten Gegner, Fürst Windischgrätz, den Oberbefehlshaber von Böhmen, aus dem Wege räumen zu können. Am 7. Juni beschloß eine Volksversammlung den Kaiser um seine Entlassung zu bitten, aber ohne die Antwort abzuwarten, ergingen sich die fanatisirten Massen in feindseligen Kundgebungen gegen ihn. Am Pfingstmontag wurde sein Haus umstürmt und, als er am Fenster erschien, auf ihn geschossen. Allein die Kugel traf nicht ihn, sondern seine neben ihm stehende Gemahlin, die todt niedersank. Nun begann ein furchtbarer Straßenkampf, der erst am 17. Juni mit der vollständigen Niederwerfung der Slaven endigte.

Ein nicht minder blutiger Straßenkampf kam in der letzten Woche des Juni in Paris zum Ausbruch und seine Bewältigung durch Cavaignac hatte eine starke Rückwirkung auf Oesterreich zur Folge. Am 8. Juli wurde das Ministerium Pillersdorf durch ein Cabinet Wessenberg ersetzt, in

welchem Bach Minister des Innern, und Schwarzer — mein Vorgänger beim Lloyd — Minister der öffentlichen Bauten wurde. Am 22. Juli fand die Eröffnung des Reichstags statt, der für die deutsch-slavischen Länder eine neue Verfassung ausarbeiten sollte, während gleichzeitig seit dem 2. Juli in Pesth die Vertreter der östlichen Reichshälfte versammelt waren.

So schien es wieder ruhiger im Lande zu werden; nur die italienischen Provinzen waren noch in vollem Aufstande, trotz der verschiedenen Siege, welche der zweiundachtzigjährige Feldmarschall Radetzky über sie erfochten. Am 3. Juli hatte sich Venedig zur Vereinigung mit Sardinien entschließen müssen. Karl Albert gewann einige Vortheile über die Oesterreicher, wurde aber nach heftigen Kämpfen schließlich in der Schlacht bei Custozza, 25. Juli, von Radetzky zum Rückzuge gezwungen. Am 6. August rückte der alte Feldmarschall wieder in Mailand ein.

Alle diese Vorgänge wurden von der italienischen Bevölkerung Triests, welche aus ihrer Sympathie für die welschen Brüder kein Hehl machte und ihrem Haß gegen die Deutsch-Oesterreicher bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab, mit einer tiefgehenden Aufregung verfolgt, welche sie Freudenfeste feiern ließ, wenn ein Sieg Karl Alberts gemeldet wurde, und sie in wüthige Trauer versetzte bei den Erfolgen des alten Radetzky. Sie hofften immer noch auf einen baldigen Umschwung der Dinge, welcher nicht blos Italien von den Oesterreichern gänzlich befreien, sondern es auch durch den Erwerb des reichen Triest vergrößern werde.

Um diese Zeit zog zuerst Fürst Felix Schwarzenberg die Beachtung weiterer Kreise auf sich. Er hatte im Feldlager Radetzkys an dessen Kämpfen mit theilgenommen und ihm besonders als diplomatischer Vermittler wichtige Dienste erwiesen, da er sich großer Beliebtheit bei Hofe erfreute und

infolgedessen auch einen nachhaltigen Druck auf das neue Ministerium zu üben vermochte, welches mit den Italienern Frieden zu machen wünschte, ganz gegen den Willen des greisen Feldmarschalls, welcher schnelle Verstärkung seiner sehr zusammengeschmolzenen Truppen und freie Bewegung in der Führung des Kriegs verlangte. Wegen seines erfolgreichen Hin- und Herreisens zwischen Feld- und Hoflager wurde Fürst Felix in den Zeitungen der Armee-Diplomat genannt.

Inzwischen mehrten sich in Ungarn die Zeichen völliger Loslösung von den gemeinsamen Interessen des Kaiserstaats. Zwar fehlte es im Reichstage nicht an besonnenen Männern wie Batthyanyi, Deak, Eötvös u. a., die es nicht zum Bruch kommen lassen wollten, allein der stürmischen Beredtsamkeit Kossuths war nicht zu widerstehen und alle seine gegen Oesterreich gerichteten Forderungen, worunter die wichtigsten waren: Bildung einer ungarischen Armee von 200,000 Mann, und die Summe von 42 Millionen Gulden, wurden vom Reichstage bewilligt. Batthyanyi hatte in Innsbruck dem Kaiser versprochen, Ungarn werde sich kräftig an dem Kriege in Italien betheiligen, doch konnte der Reichstag unter Kossuths Druck zu keiner weiteren Zusage vermocht werden, als daß er nach Herstellung der Ordnung in Ungarn dem Kaiser hilfreiche Hand zur Erkämpfung eines Friedens bieten wolle, welcher den Wünschen der italienischen Nation und der Würde des Thrones gleichmäßig entspreche. In betreff Deutschlands stellte Graf Teleki den mit Jubel vom Reichstage angenommenen Antrag, daß man in einem Kampfe gegen die deutsche Einheit auf Ungarns Beistand nicht rechnen dürfe.

Jellatschitsch hielt es in seiner neubefestigten Stellung als Banus von Kroatien, Illyrien und Dalmatien nicht für nöthig, sich fernerhin um die Weisungen und Entschließungen des Kaisers zu kümmern. Er rühmte sich, schon einundzwanzig

Handschreiben desselben unbeachtet gelassen zu haben, da die einzige Richtschnur seines Handelns sei, für den Kaiser zu kämpfen, selbst gegen dessen Willen. So entschloß er sich, mit seinem 40,000 wohlgeübte Krieger zählenden Heere über die Ungarn herzufallen, noch ehe sie ihre Rüstungen beendet hatten. Während das ungarische Cabinet noch mit dem österreichischen in Unterhandlung über einen vom Kaiser gewünschten Ausgleich stand, rückte Jellatschitsch mit seiner Armee zwischen dem Platten-See und der Donau gegen Ofen heran . . .

So war der Stand der Dinge in Oesterreich, als ich in den ersten Tagen des September von Baron Bruck einen Brief erhielt, welcher folgendermaßen begann:

„Mein lieber Freund! — Ihr bisheriger Wirkungskreis ist ein zu bescheidener für Sie. Ich habe gleich seit den ersten Wochen Ihres Auftretens in Triest bemerkt, mit wem wir es zu thun hatten, und wenn ich selbst keine Talente habe, so weiß ich sie doch in anderen zu würdigen. Man hat überall den Wunsch geäußert, Sie unmittelbar in Wien wirken zu sehen; ich habe nach einigem Widerstreben dem Wunsche nachgegeben und mich zur Gründung eines großen Journals verstanden, des größten, welches in Deutschland bestehen kann. Es wird ebenfalls den Titel „Journal des österreichischen Lloyd" führen und Sie müssen an die Spitze des Unternehmens treten. Ich habe vorläufig Ihren Gehalt um 1000 Gulden erhöht und für eine freie Wohnung gesorgt. Wir wollen sehen, was sich weiter thun läßt. Die mir angebotene Stelle eines Reichsmarineministers habe ich ausgeschlagen, aus Gründen, die ich Ihnen später mittheilen werde."

Der Brief überraschte mich um so mehr, als Herr v. Bruck mir erst eine Woche vorher geschrieben hatte, wie sehr er sich aus dem unfruchtbaren Gerede des Frankfurter Parlaments heraus nach Triest zurücksehne, wo er sich so viele Jahre

hindurch glücklich gefühlt in einer schöpferischen Thätigkeit, die ihm immer noch große Aufgaben stelle, durch deren Lösung er dem Reiche weit mehr nützen würde, als durch Annahme irgend welchen Ministerpostens. Man hatte ihn nach Wien ins Ministerium haben wollen und, da er ablehnte, Schwarzer vom Redaktionstische auf die Ministerbank springen lassen, wähnend, er müsse doch etwas von Staatswirthschaft verstehen, nachdem er ein paar Jahre beim Lloyd gewesen. Darüber machte sich nun Herr v. Bruck, der ihn besser kannte, mir gegenüber einigermaßen lustig, gestand aber zugleich, daß er sich selbst in Frankfurt in seiner neuen Stellung noch unbehaglicher fühle, als früher der Fall gewesen, wo er blos als Abgeordneter von Triest im Parlamente saß. Inzwischen war er Geheimer Rath und Bevollmächtigter des Kaisers Ferdinand bei dem vom Parlamente zum Reichsverweser erwählten unglücklichen Erzherzog Johann geworden, der zwischen Frankfurt und Wien hin- und hergezerrt wurde, da ihn der Kaiser auch zu seinem eigenen Reichsverweser eingesetzt hatte, als welcher er den Wiener Reichstag eröffnen und allerlei sonstige wichtige Vertretungsakte vollziehen mußte.

* *
*

Schon eine Woche nach Empfang des Briefes von Baron Bruck fand ich mich in Wien behaglich einquartirt, und als ich, nach dem ersten Bade, das ich dort genommen, mein Gesicht im Spiegel sah, kam es mir weit hagerer und gebräunter vor, als es früher gewesen. Das Behagen, das ich empfand, war wesentlich eine Folge der wohlthätigen Luftveränderung und verhältnißmäßigen Ruhe, welche die Reise mit sich gebracht. In Triest hatte mich die drückende Hitze bei angestrengter Arbeit kaum zu freiem Aufathmen kommen lassen. Die Bäder in der Adria boten mir keine Erfrischung

und die das Straßenpflaster bildenden Quadern brannten mir unter den Füßen. Daß ich, als Fremdling, die Hitze nicht allein so unerträglich fand, merkte ich an den täglich gehörten Klagen, eines so heißen Sommers könnten sich die bekannten ältesten Leute kaum erinnern. Wie ich's in den Redactionszimmern gefunden, fand ich's auch, wo ich frühstückte und zu Mittag aß; in den Kaffeehäusern und elegantesten Speiseräumen saßen die Herren in Hemdsärmeln und offenen Halses, ohne dadurch Anstoß bei den luftig gekleideten Damen zu erregen. Ich war wochenlang völlig appetitlos, hatte nur immer Gelüste nach Gefrorenem und fiel, trotz der Hitze, aus einer Erkältung in die andere, abwechselnd geplagt von Kopf-, Augen- und Ohrenschmerzen. Daß es mir dennoch gelang Bedeutung und Verbreitung des Blattes rasch zu steigern, hatte ich bei der scharf bezeichneten Richtung, die ich ihm von vornherein gegeben, zu nicht geringem Theil werthvollen Beiträgen aus Deutschland zu verdanken. So schickte mir mein Freund Wilibald Alexis allwöchentlich zwei zum Abdruck bestimmte Briefe aus Berlin, welche, die dortigen Zustände kritisch-humoristisch beleuchtend, immer viele dankbare Leser fanden und auch öfter ins Italienische übersetzt wurden, — und der mir persönlich ganz unbekannte Max Stirner überraschte mich durch vortrefflich geschriebene, auf gründlichen Studien beruhende Betrachtungen über die Aufgaben Oesterreichs im Osten und die Nothwendigkeit seines ehrlichen, nicht diplomatischen Zusammenhalts mit Deutschland als Grundbedingung seiner Selbsterhaltung. Ich war erstaunt zu sehen, daß dieser spitzfindige Dialektiker, der in seinem wunderlichen Buche „Der Einzige und sein Eigenthum" mit haarsträubender Sophistik die Kühnheit der verneinenden Geister auf die Spitze getrieben, in der wirklichen Welt auf historischem Boden sich so gut zurechtzufinden und gesunden Gedanken allgemein ver-

ständlich klaren Ausdruck zu geben wußte. Seine sachlichen Erörterungen erschienen wie ein Protest gegen Bruno Bauers Geschichtsphantastereien, die dem in der Auflösung begriffenen Germanenthume Rußland als eine urkräftige Nation gegenüberstellten, in deren Händen die Zukunft Europas ruhe. . .

Meine Abschiedsbesuche in Triest waren bald gemacht; ich hatte in den drei Monaten meines Aufenthalts dort weder Zeit gefunden noch Lust verspürt, nähere Beziehungen anzuknüpfen, als meine Stellung beim Lloyd, zu dessen Directoren die angesehensten Handelsherren der Stadt gehörten, mit sich brachte. Eine eigentliche Geselligkeit gab's überhaupt während der heißen Monate nicht, da die Damen diese Zeit in mehr oder minder entlegener „Sommerfrische" zubrachten. Nur mit einigen hochgebildeten Seeoffizieren, von welchen mir nur der Name Freiherr von Wüllerstorf-Urbain im Gedächtniß geblieben, der später reichlich Gelegenheit gefunden, sich rühmlich hervorzuthun, pflog ich regeren Verkehr, welcher sich aber auch auf die Wirthsräume beschränkte, wo wir zusammen speisten. Diese Herren waren die einzigen, mit welchen ich mich über andere Dinge unterhalten konnte als über die aufregenden Tagesereignisse, und vielleicht auch die einzigen, welche als fleißige Leser des Cottaschen Morgenblattes von meiner poetischen Vergangenheit wußten. Ein paar von ihnen entpuppten sich allmählich selbst als heimliche Dichter und theilten mir einige ihrer Versuche mit, über welche die ihnen persönlich bekannten hervorragenden österreichischen Poeten Grillparzer und Anastasius Grün freundliche Urtheile gefällt hatten. Als sie nun erfuhren, daß ich keineswegs der Muse ganz untreu geworden, aber unter dem Druck meiner politischen Aufgabe in Triest noch nicht zu poetischem Aufschwung gekommen sei, suchten sie mich für den Plan zu gewinnen, zu Weihnachten ein „Poetisches Jahrbuch von der Adria"

herauszugeben, für welches Beiträge von allen namhaften Poeten Oesterreichs herbeizuschaffen sie sich anheischig machten, wenn ich selbst eine Auswahl meiner noch ungedruckten Gedichte beisteuern wollte. Der Plan wäre sicher zur Ausführung gelangt, wenn meine Uebersiedelung nach Wien ihn nicht gekreuzt hätte. Hier wär' es mir nun unmöglich gewesen, so zurückgezogen zu leben wie in Triest, da ich nicht blos manchen alten Bekannten wiederfand, sondern in meiner Stellung auch nicht umhin konnte, neue Bekanntschaften zu machen, wodurch übrigens in dem leichtlebigen Wien die Freiheit meiner Bewegung durchaus nicht gehemmt wurde.

Einen unvergeßlichen Nachmittag verbrachte ich bei dem genialen Endlicher, dem berühmten Botaniker und Sprachforscher, einem der größten Gelehrten seiner Zeit. Er erzählte mir in ergreifender Weise von seinen Erlebnissen in der Wiener Märzrevolution, wo er mit seinem Kollegen, Professor Hye, eine Adresse der Studenten an den Kaiser zu überbringen hatte. Von der Aufnahme dieser Adresse, welche sehr maßvoll abgefaßt war, hing das Schicksal des Tages (13. März) ab. Man hatte Professor Endlicher zum Vermittler erwählt, weil er das allgemeine Vertrauen genoß und seit Jahren in besonderer Gunst des Kaisers stand, der, ein großer Blumenfreund, ihn häufig — bei schönem Wetter Wochen hindurch täglich — besuchte und lange Stunden im Garten bei ihm zubrachte. Da geschah es denn zuweilen, daß Fürst Metternich mit wichtigen Aktenstücken angefahren kam, zu welchen er die Unterschrift des Kaisers brauchte, die dieser auch immer vollzog, ohne das Aktenstück weiter zu prüfen, nachdem er sich über den Inhalt hatte kurz berichten lassen. Das Charakteristische bei solchem Vorgange war, daß der Kaiser, der in harmlos natürlicher Art mit Endlicher verkehrte, plötzlich einen andern Ton anschlug und eine gebieterische Stellung anzunehmen ver-

suchte, sobald Metternich in Sicht kam. Er knöpfte dann den meist offen stehenden Ueberrock zu, steckte die rechte Hand bis zum Herzen hinein, warf den Kopf zurück und erwartete so die Anrede des sich unterthänigst verbeugenden Kanzlers, der im übrigen mit dem schwachen Kaiser machen konnte, was er wollte.

Ebensolche Stellung nahm der Kaiser auch dem Professor Endlicher gegenüber an, als dieser mit seiner Studentenadresse vorgelassen wurde: er that, als ob er ihn nie zuvor gesehen. Ueber die Sache selbst hatte natürlich der allmächtige Kanzler zu entscheiden und die Antwort lautete so unbefriedigend, daß Studenten und Volk sich anschickten, mit Gewalt zu erzwingen, was ihnen in Güte versagt wurde. Wie dann ein blutiger Zusammenstoß zwischen Volk und Militär erfolgte und Fürst Metternich trotz des Aufstandes, der ganz Wien auf die Beine brachte, den er aber nur für einen von Juden, Polen und Franzosen angestifteten Krawall hielt, nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen war und endlich gezwungen wurde abzudanken und sein Heil in der Flucht zu suchen, — alles das eingehend zu schildern, ist hier nicht der Platz, wo nur die tiefgehende Wirkung veranschaulicht werden soll, welche die Ereignisse des 13. März und der nächstfolgenden Tage auf Professor Endlicher übten. Kein Besuch eines Irrenhauses hatte ihm je einen so wehmüthigen Eindruck hinterlassen, wie seine Erlebnisse in der Hofburg am 13. März. Die einzige Person, welche die Lage begriff und schnell Abhülfe geschafft haben würde, wenn sie die Macht gehabt hätte, war die Erzherzogin Sophie, allein gegen den im Glauben an seine staatsmännische Unfehlbarkeit völlig verstockten Staatskanzler vermochte sie so wenig auszurichten, wie die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie; schon seit Jahren halb taub, zeigte er sich allen vernünftigen Vorstellungen gegenüber

ganz taub. Nicht weniger betrübend, als die in der Hofburg empfangenen Eindrücke, wirkten auf Endlicher dann die Scenen, die er auf der Straße und im Hof des Ständehauses erlebte, wo ein jüdischer Arzt, Dr. Fischhof, unter dem Jubel des Volkes Hochs auf die Italiener und Magyaren ausbrachte, und in gleichem Sinne Lieder gesungen und Reden gehalten wurden, welche nur völlig verwirrend nach oben und unten wirken konnten. So geschah es, daß Endlicher, als er sich von dem wüsten Treiben zurückzog, das er nicht zu bewältigen vermochte, den raschen Wechsel der Volksgunst in peinlichster Weise erfahren mußte; von der irregeleiteten Menge, deren Abgott er gewesen, wurde er fortan als ein Verräther an der heiligen Sache der Freiheit verschrieen und verfolgt. Er sah trüben Blicks in die Zukunft, weil es, nach seiner Ansicht, gerade den Deutsch-Oesterreichern an schöpferisch führenden Geistern fehle, die Licht und Ordnung in das Chaos zu bringen vermöchten. Debellare superbos, die Mächtigen zu stürzen und die Stolzen zu demüthigen, sei ihnen gelungen; jetzt trieben sie, wie betäubt durch den raschen Erfolg, in rednerischem aber thatlosem Uebermuth ihrem eigenen Sturz entgegen. . .

Tags zuvor war die Kunde von der grauenvollen Ermordung des Fürsten Lichnowsky und Generals Hans v. Auerswald aus Frankfurt gekommen; jetzt erschien schon ein Flugblatt, in welchem der Führer des Wiener Janhagel, Häfner, das Bubenstück als eine Heldenthat bejubelte und zur Nacheiferung empfahl, da es auch in Oesterreich „angezeigt“ sei mit den bekannten Volksfeinden kurzen Proceß zu machen.

Dies gab mir Gelegenheit, den Wienern einmal recht eindringlich ins Gewissen zu reden, wodurch ich mir denn auch viel Anerkennung und großen Anhang gewann. Es fehlte damals,

selbst in den gebildeteren Kreisen, der Mehrzahl der Leser noch an der nöthigen politischen Schulung zum Verständniß der wichtigsten Fragen, welche die Zeit bewegten, aber daß eine Partei, die im Namen der Freiheit den Mord verherrlichte, nur aus dem verworfensten Gesindel bestehen könne und zum Untergange der Freiheit führen müsse, begriff doch Jeder, dem das mit betäubenden Schlagworten um sich werfende Parteigetriebe noch nicht ganz den Kopf verwirrt hatte.

XIII.

Der erste Tag der Wiener Oktoberrevolution mit Vor- und Nachspiel.

Eine noch weit größere Aufregung, als die aus Frankfurt gemeldeten Greuel verursacht hatten, bemächtigte sich der Wiener, als in den letzten Tagen des September aus Pest die Schreckenskunde von der Ermordung des Grafen Lamberg eintraf.

Es ist in diesen Blättern schon von dem eigenmächtigen Einbruch des Banus Jellatschitsch in Ungarn die Rede gewesen. Der Kaiser wünschte einem Kriege vorzubeugen und ernannte den General Lamberg zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Truppen, also auch der kroatischen, deren Banus nun nicht mehr nach Willkür handeln konnte. Hiermit waren die Ungarn einverstanden, allein die bloße Ernennung Lambergs zum Oberbefehlshaber genügte ihnen nicht; um rechtskräftig zu werden, bedurfte sie der Gegenzeichnung eines ungarischen Ministers. Lamberg erkannte das an und eilte nach Pest, um durch den ihm befreundeten Batthyanyi die Gegenzeichnung vollziehen zu lassen. Das Unglück wollte, daß der Ministerpräsident, gleichfalls von dem Wunsche beseelt, sich mit Lamberg freundlich zu verständigen, sich zu diesem ins Heerlager begeben hatte, so daß sie einander nicht finden

konnten. In Batthyanyis Abwesenheit führte der weniger friedlich gesinnte Kossuth das Regiment in Pest und gab dem General zu wissen, der Reichstag werde ihn für einen Landesverräther erklären, falls er den ihm vom Kaiser ungesetzlich übertragenen Oberbefehl annehme. Der schon durch den Einmarsch des Banus fanatisirte Pöbel suchte jetzt in Lamberg sein Opfer. Trotz der Sicherheitsmaßregeln, welche die Nationalgarde für ihn traf, wurde er beim Ueberschreiten der Donaubrücke am Morgen des 28. September von dem wüthenden Pöbel ermordet.

Nun fühlte sich der ehrgeizige Banus wieder als alleiniger Herr der Lage und ließ es an großsprecherischen Proklamationen zur Einschüchterung der Ungarn nicht fehlen, da sein stolzes Selbstgefühl auf das höchste gesteigert wurde durch ein vom 3. Oktober datirtes kaiserliches Manifest, welches ihn zum Stellvertreter des Königs in Ungarn ernannte, das Kriegsgesetz im ganzen Königreiche verkündete und den Reichstag auflöste.

Allein die Herrlichkeit des neuen Vizekönigs sollte nicht lange dauern, da gleich sein erster Versuch, den Feldherrn zu spielen, höchst kläglich verlief. Eine Schlappe, die er bei Velencze (östlich von Stuhlweißenburg) erlitt, genügte, ihn zum Rückzug zu treiben, und dieser wurde so ungeschickt vollzogen, daß ein paar seiner Regimenter von den Ungarn bei Ozora umzingelt und gefangen genommen wurden (7. Oktober). Nach einem Verlust von 10 000 Mann kam er wieder über die Grenze. Seine Besieger waren die beiden jungen ungarischen Offiziere Arthur Görgey und Perczel, die in dem Kriege, der nun zwischen Ungarn und Oesterreich zu vollem Ausbruch kam, bald eine große Rolle spielen sollten.

Noch ehe die Ungarn den Banus zum Lande hinausgetrieben hatten, war in Wien (6. Oktober) ein Aufstand so

furchtbarer Art ausgebrochen, daß einstweilen alle übrigen Begebenheiten dadurch in den Hintergrund gedrängt wurden. Diesen Stand der Dinge benutzte der schlaue Jellatschitsch, die Welt glauben zu machen, daß er seinen Rückzug aus Ungarn nur angetreten habe, um das unglückliche Wien vor völligem Untergange zu bewahren. Da ich nun die Wiener Oktoberrevolution von Anfang bis zu Ende miterleben mußte, und zwar in einer Stellung, die mir eine genaue Kenntnißnahme von allen Vorgängen zur Pflicht machte und zugleich einen freieren Ueberblick über das Ganze gewährte, als den Heldenspielern und Chorführern des langathmigen Schauerstücks selbst vergönnt war, so kann ich nicht umhin, hier einiger der schrecklichsten Scenen, die sich unter meinen Augen abspielten, Erwähnung zu thun. Zunächst muß ich jedoch einen orientirenden Rückblick auf die absonderlichen Zustände in der Hauptstadt werfen, welche das Vorspiel zur Oktoberrevolution bildeten.

* * *

In Wien hatten die Absonderungsgelüste der Magyaren viel böses Blut gemacht; denn auch die Führer der Demokraten waren für Aufrechterhaltung des Kaiserstaats. Allein die Stimmung änderte sich allmählich infolge des Uebermuthes der Slaven, die im Reichstage die Mehrheit bildeten, sich als die wahren Vertreter des Einheitsstaates geberdeten und gegen die Deutschen ebenso feindselig auftraten, wie gegen die Magyaren. Nur mit Hülfe der Regierung setzten es die Deutschen durch, daß die Verhandlungen noch deutsch geführt wurden; dagegen mußten sie die Einführung von Dolmetschern zugeben, die auf Verlangen von zehn Abgeordneten jeden Antrag vor der Abstimmung in allen Sprachen des Kaiserreichs zu verkündigen hatten. Dazu kam, daß die Slaven

sich besser zur Regierung zu stellen wußten als die Deutschen, die in jedem Minister einen Rückschrittsmann witterten. So geschah es, daß sie sich mehr und mehr den Magyaren zuneigten, in deren Reichstage der demokratische Geist durch Kossuth vorherrschend geworden war. Um die Mitte des September bildete sich in Wien ein Centralcomité der demokratischen Vereine, wodurch das Klubwesen zu neuem Aufschwung kam. Wanderprediger aus Deutschland, wie Johannes Ronge und Julius Fröbel, fanden freundliche Aufnahme, schlugen mit ihren Reden aber bei weitem nicht so durch, wie die Wiener Demokratenführer. Ich wohnte einer großen Volksversammlung bei, in welcher Fröbel eine lange, wohlgefügte Rede über Wesen und Entwickelung der Demokratie hielt, die in nichts weniger als aufregender Weise vorgetragen und achtungsvoll angehört wurde.

Aber ein ganz anderes Leben kam in die Versammlung, als der Einführer Fröbels, Dr. Tausenau, sich anschickte, die Tribüne zu besteigen! Er war ein mittelgroßer, fettleibiger Mann mit breitem, krankhaft gelblichem Gesichte und schwarzem schlichten Haar. Schon beim Aufstehen vom Volksjubel begrüßt, schob er sich, auf einen Stock gestützt, schwerfällig vorwärts und erklomm die Tribüne mit einer Anstrengung, die ihm den Schweiß so reichlich und nachhaltig auf Stirne und Wangen trieb, daß er sein großes Taschentuch nicht aus der Hand lassen durfte, während er seine glühenden, gelb unterlaufenen Augen prüfend umherrollen ließ und langsam mit weithintönender Stimme seine Rede begann mit den Worten: „Freunde! Mitbürger! Brüder! Ein preußischer Minister hat einmal gesagt „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ (Mißbilligende Zurufe.) Freunde! Brüder! Nicht ich habe das gesagt, sondern ein preußischer Minister, ein verknöcherter Diener der Camarilla! Ich aber sage euch — und ich glaube

dabei aus eurer Seele zu sprechen — bis alles erreicht ist, was wir erstreben zur Sicherung unserer schwer erkämpften Freiheit, die täglich aufs neue bedroht wird, muß unsere Parole sein: Unruhe ist die erste Bürgerpflicht!" (Lang anhaltender Beifall.)

In diesem Tone ging's nun eine ganze Stunde lang fort mit immer wachsendem Beifall. —

In ganz anderer Weise wußte Dr. Schütte, ein hübscher, schlanker junger Mann von gründlichem, vielseitigem Wissen und erstaunlicher Redegewandheit, seine Zuhörer zu fesseln und nach Belieben zu lenken, ohne dabei seine gewöhnliche ruhige Haltung zu verlieren. Er redete nur, wenn er dringend dazu aufgefordert wurde und wußte dann immer bei Erörterung irgend einer Tagesfrage so geschickt an die Vergangenheit anzuknüpfen, daß ein auf das Verständniß der Menge berechneter historischer Vortrag aus seiner Rede wurde. Mit Vorliebe griff er in die Zeit Josephs II. zurück, um an drastischen Beispielen zu zeigen, wie der menschenfreundliche, freisinnige Kaiser in seinen Bestrebungen, der Noth des armen Volks und besonders der unter schwerem Frohndruck seufzenden Bauern abzuhelfen, gerade bei dem reichbegüterten hohen Adel des Landes den hartnäckigsten Widerstand gefunden habe, — wie die geschmeidigen und herrschsüchtigen Pfaffen mit dem Adel Hand in Hand gegangen, um die edelsten Absichten des Kaisers zu kreuzen und die Volksverdummung als nothwendige Grundlage aller göttlichen und menschlichen Ordnung im Staate zu erhalten . . .

Sprach er in der Aula zu den für ihn schwärmenden Studenten, so schmückte er seine Rede reichlich mit griechischen und lateinischen Citaten, aber nur um sich dabei über gewisse Professoren lustig zu machen, welche glaubten durch klassischen Wortschmuck ihre Gedankenarmuth verbergen zu können.

Wie er in seinen öffentlichen Reden immer mehr zu errathen übrig ließ, als er sagte, so bewahrte er auch im persönlichen Verkehr bei gleichmäßig freundlichem Entgegenkommen eine Zurückhaltung, welche kein volles Aussprechen und keine rechte innere Annäherung zuließ. Er war ein Flattergeist, dessen einziger Ehrgeiz darin zu bestehen schien, seinen verfeinerten aber unstäten Neigungen gemäß leben zu können, ohne sich irgendwie zu binden. Man konnte sich ihn weder als hingebenden Freund oder treuen Ehemann, geschweige denn als dienstfreudigen Offizier oder Beamten denken, wo er Vorgesetzten hätte gehorchen müssen, denen er sich geistig überlegen fühlte. Im Gefühl dieser Ueberlegenheit bei jedem öffentlichen Anlaß durch unwiderlegliche Ausführungen zu beweisen und überzeugend zu veranschaulichen, mit wie wenig Verstand die Welt damals regiert wurde, fand er die höchste innere Befriedigung. Daß ihm übrigens am Leben sehr wenig gelegen war, zeigte er durch die vollkommene Gelassenheit, die er in den gefährlichsten Lagen bewahrte. Bei einem längeren Aufenthalte in Paris war er mit dem damals vielgelesenen National in Beziehung getreten und als Berichterstatter für das Blatt über die revolutionäre Bewegung in Oesterreich erst nach Prag, dann nach Wien gekommen. Er gab mir seine im National abgedruckten Briefe zu lesen und dieselben gefielen mir, ihrer durchaus sachlichen Darstellung wegen so gut, daß ich gern auf sein Anerbieten einging, mir täglich einen genauen Bericht über die Wiener Vorgänge zu schreiben. So war er denn, mit seinem Notizbuch in der Tasche, von früh bis spät auf den Beinen, und seine Berichte erwiesen sich als so zuverlässig, daß sie zur Hauptquelle für die meisten Blätter des In- und Auslandes wurden. Was er mir nebenbei, wie zu vertraulicher Ergänzung des Geschriebenen, mündlich mittheilte, weckte mir

mehr als einmal die Vermuthung, daß er selbst nicht unbetheiligt sei an den kommenden Ereignissen, die er mit erstaunlicher Sicherheit voraussagte. Doch gab er nie etwas Schriftliches von sich, was ihn hätte irgendwie verdächtigen können. Eines Morgens trat er hastig bei mir ein mit den Worten: „Bitte, versäumen Sie ja nicht, der heutigen Reichstagssitzung beizuwohnen; es wird sich eine merkwürdige Scene darin abspielen!“

Ich traf rasch meine Anordnungen für die nächste Nummer des Lloyd und eilte dann in den Reichstag, wo gerade von einem wohlunterrichteten Redner dem Finanzminister scharf der Text darüber gelesen wurde, daß er seine Zuflucht zu Rußland genommen habe, um der österreichischen Finanznoth für den Augenblick abzuhelfen. Ich hielt diese Frage, die zu lebhafter Debatte führte, für so wichtig, daß ich glaubte, es handle sich dabei um die merkwürdige Scene, von welcher Dr. Schütte gesprochen. Allein diese begann erst, als ein hagerer Mann in langem schwarzen Rock sich erhob und mit feierlich erregter Stimme eine Interpellation an den Kriegsminister Grafen Latour richtete, die diesen in sichtbare Verlegenheit brachte.

Ich weiß nicht mehr genau, ob der Interpellant Löhner oder Lasser hieß, kann auch den Inhalt der Interpellation nicht wörtlich, sondern nur sachlich wiedergeben, wie er mir im Gedächtniß geblieben, wonach die Hauptfrage folgendermaßen lautete:

„Ich frage den Herrn Kriegsminister, ob es wahr ist, daß er den von Kaiserlicher Majestät als Rebellen und Hochverräther erklärten Banus Jellatschitsch heimlich mit großen Geldsummen (die Zahl der Millionen wurde genannt) und Zusage anderer Hülfe unterstützt und ermuthigt hat zur Durchführung seiner verbrecherischen Pläne?“

Feierliche Stille im ganzen Hause. Aller Augen sind auf den Kriegsminister gerichtet, der, nachdem ihm der zu seiner Rechten sitzende Minister des Innern, Dr. Bach, ein paar Worte ins Ohr geflüstert, sich hastig erhebt und antwortet: „Nein, es ist nicht wahr!“

„Nach dieser Antwort muß ich vor dem hohen Hause den Herrn Kriegsminister der Unwahrheit zeihen. Hier sind die Beweise (Papiere aus der Tasche ziehend), daß der Herr Kriegsminister mit dem Rebellen Jellatschitsch in heimlicher Verbindung gestanden und das Vertrauen des Reichstages getäuscht hat. Gerüchte von diesen Vorgängen durchschwirren schon lange die Luft; wir haben unsere Maßregeln getroffen, Gewißheit zu erlangen, und es ist uns gelungen. Die letzte Sendung an den Banus ist in unsere Hände gefallen und hat unsere schlimmsten Vermuthungen bestätigt . . .“

Nun erhob sich der Minister Bach, um in scharfer, gewandter Rede den Vorwurf der Unwahrheit zurückzuweisen, welcher, wenn er begründet wäre, das ganze Ministerium treffen würde; er sei aber unbegründet, weil Graf Latour nicht heimlich, sondern mit Vorwissen und Billigung seiner Kollegen in Beziehungen zum Banus Jellatschitsch gestanden, um in ihm einen bewährten Mitkämpfer zur Herstellung der aus den Fugen gegangenen staatlichen Ordnung sich zu erhalten, wozu nöthig sei, ihm die erforderlichen Mittel zu gewähren. Wie ein Feldherr höchst thöricht handeln würde, seinen Schlachtplan an die große Glocke zu hängen, so gelte dies auch vom Kriegsminister in seinen Vorbereitungen zum Feldzuge. Ungarn habe sich feindlich gegen Oesterreich erhoben; er frage, ob diejenigen Redner, welche, wie der Interpellant, im Reichstage den Kriegsminister zwingen wollten, seine Pläne zu enthüllen durch Beantwortung spitzfindiger Fragen, die sich ganz so ausnähmen, als ob sie im Auftrage des Feindes gestellt

wurden, überhaupt noch den Namen österreichischer Patrioten verdienten. Er, für seine Person, halte sie nicht dafür und weise mit Entrüstung die Schmähungen des Interpellanten zurück.

Die aus Slaven bestehende Mehrheit des Reichstages entschied sich nach heftiger Debatte zu Gunsten des Ministers. Dieser, der damals schon achtundsechzig Jahre zählte, war gewiß ein treuer Diener seines Herrn, braver Soldat und wohlwollender Mann, aber den Verhältnissen, die ihn, sehr gegen seinen Willen, zum Kriegsminister machten, durchaus nicht gewachsen. Es hätte ohne Kriegsminister nicht närrischer in der Wiener Garnison hergehen können, als es unter seinen Augen geschah. Die Soldaten, welche mit Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung durchaus nichts zu thun hatten, schienen auch sonst durch ihren Beruf wenig oder gar nicht in Anspruch genommen zu werden, sondern ganz in Diensten der akademischen Legion zu stehen, welche mit ihnen höchst kameradschaftlich verkehrte. Besonders galt dies vom Regiment „Deutschmeister“, das kraft alter Privilegien, die es sich im Türkenkriege erworben, Wien als sein bleibend Quartier betrachten durfte, woraus sich denn eine bevorzugte Stellung dem Volke und besonders den holden Töchtern des Volks gegenüber von selbst ergab.

Nun war es seit der vorhin geschilderten Reichstagssitzung kein Geheimniß mehr, daß zu den Truppen, welche der Kriegsminister dem Banus zu senden versprochen hatte, auch das berühmte Regiment Deutschmeister gehöre, welches seinerseits gar keine Lust verspürte mit den Kroaten gegen die Ungarn zu kämpfen und durch seine Freunde von der akademischen Legion nachdrücklich in dem Entschlusse bestärkt wurde, sich aus dem Wiener Boden nicht entwurzeln zu lassen. Diese Gesinnung theilte sich auch anderen Regimentern mit, welche

unter dem Einfluß der demokratischen Clubs standen und mit den Deutschmeistern gemeinschaftliche Sache machen wollten.

Am 3. Oktober hatte der Kaiser Ferdinand als König von Ungarn das schon früher erwähnte Manifest erlassen, welches auf Grund der traurigen Thatsache, daß sein Friedensbote, Graf Lamberg, in grauenvollster Weise ein Opfer seiner Sendung geworden, den ungarischen Reichstag für aufgelöst erklärte, das Kriegsgesetz verkündete und den Banus Jellatschitsch zum obersten Kriegsherrn in Ungarn und seinen Nebenländern ernannte.

Erst am 5. Oktober kam dieses Manifest, überall angeschlagen und in Tausenden von großgedruckten Exemplaren in den Straßen verkauft, zur Kenntniß der Wiener Bevölkerung, die es in unbeschreibliche Aufregung versetzte, welche den höchsten Grad erreichte, als bekannt wurde, daß am nächsten Morgen die deutschen Grenadiere gegen die Ungarn ausrücken sollten.

Das erste Bataillon des Regiments Cecopieri war schon auf der Nordbahn aus der Stadt entfernt worden, nicht ohne Widerstand, aber doch ohne offene Meuterei. Um so hartnäckiger bestand der Kriegsminister, trotz aller Warnungen, auf die rasche Entfernung der übrigen. Die gewitterschwangere Spannung hatte am Abend des 5. Oktober ihren höchsten Grad erreicht; die Entladung sollte, Schlag auf Schlag, bald folgen.

* * *

Um 4 Uhr morgens am 6. Oktober erhielten die deutschen Grenadiere Befehl zum Ausmarsch nach Ungarn. Auf ihre Weigerung, dem Befehle zu gehorchen, rückten Kürassiere und Dragoner heran, welche die Grenadiere in ihre Mitte nahmen

und sie zwangen ihren Marsch zum Nordbahnhof anzutreten. Inzwischen wurde in den Nationalgardenbezirken Gaudenzdorf, Gumpendorf, Wieden u. s. w. Allarm geschlagen, aber es gelang nicht mehr die Grenadiere zu befreien, welche in aufgelöster Ordnung unter lautem Protest gegen ihre Vergewaltigung, über die Glacis zur Taborlinie getrieben wurden.

Hier fanden sie schon Schützen, Nationalgarden und Studenten aufgestellt und mehrere Joche der Eisenbahnbrücke abgetragen, deren Balken zum Bau einer Barrikade verwendet wurden. Am anderen Ufer hatte sich eine Menge Bauern versammelt, zum großen Theil mit aufstehenden Sensen bewaffnet, und so war der Weg zur Eisenbahn vollkommen gesperrt. Doch rückten aus der Stadt, wo die Allarmtrommeln geschlagen wurden, immer neue Schaaren von Nationalgarden und Studenten herbei, um den Eisenbahndamm zu besetzen. Um diese Zeit, 10 Uhr morgens, kam ich selbst auf den Schauplatz, wo bald ein blutiges Ringen beginnen sollte. In der Tiefe, kaum auf Schußweite vom Eisenbahndamm, stand das Regiment Nassau; dann rückten Kürassiere und Pioniere heran, welche die arg beschädigte Brücke wieder in stand zu setzen suchten, woran sie jedoch durch eine Schaar von Arbeitern verhindert wurden. Kanonen rasselten herbei und wurden gegen die Massen gerichtet, aber Arbeiter und Nationalgardisten griffen die Artilleristen im Rücken an, stürzten zwei Kanonen in den Kanal und führten zwei andere mit sich fort. Inzwischen vereinigten sich die deutschen Grenadiere mit der Nationalgarde und der akademischen Legion. Nun ließ General Breda das Regiment Nassau vortreten und kommandirte Feuer. In demselben Augenblicke fiel der stattliche Mann, von einer Kugel getroffen, leblos

vom Pferde. Nach kurzem Gefecht wurde das Regiment zum Rückzug getrieben.

Eine Schwadron Kürassiere versuchte durch die Taborstraße in die Stadt einzudringen, wurde aber von der Nationalgarde zurückgeworfen und fast ganz aufgerieben. Der Rittmeister war unter den Ersten, die fielen. Kurz darauf rückten die Nationalgarden und die akademische Legion, die erbeuteten Kanonen in der Mitte und den Generalshut des Grafen Breda auf der Spitze eines Bajonetts vor sich hertragend, unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung in die Stadt ein. Die Thore wurden gesperrt; die Wälle mit den aus dem bürgerlichen Zeughause geholten Kanonen besetzt und das Regiment Nassau, welches in die Stadt einrücken wollte, zur Umkehr gezwungen.

Ich suchte meinen Weg nach Haus, um eine am Abend zuvor begonnene Arbeit mit auf die Redaction zu nehmen; ging dann in den nächsten Gasthof, um etwas Stärkendes zu genießen, hatte danach aber große Mühe, um durch die Rothethurmstraße über den Stephansplatz an mein Ziel zu gelangen, da das Menschengedränge nirgends freie Bahn ließ und das Volk durchaus nicht gewillt schien, sich's an den kriegerischen Erfolgen genügen zu lassen, die seine Vorkämpfer über kaiserliche Truppen errungen hatten.

Vom Stephansthurme herab erscholl ohrenbetäubendes Sturmgeläut. Nationalgarden des Kärnthner- und Wimmerviertels rückten heran, um dem albernen Sturmläuten Einhalt zu thun und den völlig gehemmten Verkehr zwischen dem Stephansplatze und den darin mündenden Straßen wieder freizumachen. Das Volk, unter welchem sich der ganze Janhagel von Wien befand, gab darüber durch Zischen, Pfeifen und Johlen sein Mißfallen zu erkennen, weil die Garden der genannten Bezirke im Geruche des „Schwarzgelbthums“

standen. Während dieses Lärmens rückte von der Kärnthnerstraße ein Bataillon des Wiedener Bezirks heran. Wie es nun gekommen, daß plötzlich Schüsse fielen, das Wiedener Bataillon sich von den anderen Nationalgarden angegriffen glaubte und auf diese feuerte, worauf sich dann auf dem Stephansplatze und dessen Umgebung ein förmliches Gefecht mit wohlgenährtem Pelotongeknatter entwickelte, — ist ein Räthsel geblieben. Das Wiedener Bataillon, obgleich an Kopfzahl den anderen Garden überlegen, wurde von diesen bald in die wildeste Flucht getrieben, sammelte sich aber wieder und zwang nun durch heftigen Angriff seine Gegner zum Rückzug. Einige flüchteten sich in den Dom, von dessen Thurm schon früher auf das waffenlose Volk gefeuert wurde, und in das Deutsche Haus, aus dessen Fenstern ebenfalls Schüsse fielen. Hierdurch wurde die Aufregung des Volks zu wilder Entrüstung gesteigert. Die Masse zerstreute sich, um durch alle Straßen den Ruf erschallen zu lassen: Die Schwarzgelben schießen aus den Fenstern und aus dem Stephansthurme; nieder mit ihnen! —

Ich benutzte die theilweise Lichtung des Platzes, um durchzuschlüpfen und in das Redactionsgebäude des Lloyd zu gelangen, wohin Dr. Schütte, der überall war, wo es am tollsten herging, mir ein paar Stunden später einen Bericht über noch grausigere Dinge brachte, als ich selbst gesehen.

Die ganze Stadt war in Bewegung gerathen. Vom Universitätsplatze, wo es am lärmendsten zuging, wurde eine der von den Arbeitern erbeuteten Kanonen zum Kampfplatz geschleppt und vor dem Deutschen Hause aufgepflanzt, wo es nichts mehr zu schießen gab, da sich inzwischen alles verzogen hatte. Volk und Studenten drangen nun in den Dom ein, durchstöberten alle Beichtstühle und

Kanzeln, bohrten mit den Bajonetten selbst unter den Altären herum und brachten wirklich eine Anzahl von Gardisten des Kärnthner- und Wimmerviertels aus ihren Verstecken hervor. Da man guten Grund zur Annahme hatte, daß es dieselben seien, die vom Stephansthurme herab geschossen, ging man nicht glimpflich mit ihnen um. Einer von ihnen, Hauptmann Hardt, wurde gleich derart zugerichtet, daß man ihn für todt auf die Universität brachte; ein anderer, Dr. Ackermann, erhielt gleichfalls viele Kopfhiebe und wurde mühsam von Dr. Schütte und einigen Akademikern unter eigener Lebensgefahr gerettet und in ein nahes Gasthaus getragen.

Dieser unsinnige Kampf von Garden gegen Garden war die Ursache, daß bald alle Straßen der Stadt durch Barrikaden gesperrt wurden. Gegen 2 Uhr nachmittags drang durch das Schottenthor Militär in die Stadt ein und besetzte den Graben und Stock im Eisenplatz. Von der anderen Seite zogen Eisenbahnarbeiter mit langen eisernen Stangen und Spießen herbei. Das Militär begann zu tirailliren; dies war das Signal zum Kampfe. Nationalgarden, Studenten, Arbeiter drangen im Sturmschritt vor und aus Fenstern, Thüren und Seitenstraßen begann bald ein wüthendes Schießen. Am Stock im Eisen trat ein Techniker vor und bat den kommandirenden Hauptmann inständig, nicht auf das Volk feuern zu lassen; die Ruhe werde dann schnell hergestellt sein; er bürge dafür. Der Hauptmann wies ihn mit den Worten zurück: „Sie sind mir keine Autorität!“

Der Student wiederholte seine Bitte und warnte vor den Folgen, wenn sie nicht erhört werde. Er spannte dann seine Büchse und in dem Augenblicke, wo der Hauptmann Feuer kommandirte, jagte er ihm eine Kugel durch den Kopf. — Die Soldaten mußten sich über den Graben zurückziehen; aber auch dies rettete sie nicht, obgleich sie nun anfingen

mit Kanonen zu feuern. Diese wurden im Sturm vom Volk genommen und der größte Theil der Soldaten entwaffnet.

Ein ähnlicher Kampf fand am Hof statt, mit ähnlichem Erfolg; auch hier wurde, besonders in der Bognergasse, mit Kanonen auf das Volk gefeuert, die ihm bald in die Hände fielen.

Inzwischen wälzten sich fanatisirte Volksmassen dem Kriegsgebäude zu und die Namen Latour und Bach erschollen in bedrohlicher Weise; besonders der erstere. Die den Palast bewachenden Grenadiere setzten dem eindringenden Volke keinen Widerstand entgegen. Der arme Graf Latour, obgleich inmitten seines Generalstabs (es waren sechzig Offiziere im Hofe versammelt), sah sich bald von allen verlassen und flüchtete die Treppen hinauf, um sich zu verbergen. Es fehlte nicht an energischen Versuchen von Seiten herbeigeeilter Studenten und Demokratenführer, darunter auch Borrosch und Fischhof, um ihn zu retten, allein die wüthende Menge wollte ihr Opfer haben; man fand den Kriegsminister im vierten Stock in einer Kiste versteckt. Vergebens bat er flehentlich um sein Leben: ein Hammerschlag auf den Kopf streckte ihn zu Boden und Säbel- und Pikenhiebe machten seinem Leben ein Ende. Mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig!“ hauchte er seine Seele aus.

* * *

Ich hatte mich, müde von den Aufregungen und Anstrengungen des Tages, in meine Wohnung zurückgezogen und aufs Sopha geworfen, nachdem ich die Thür geschlossen, weil ich ein wenig schlafen wollte, als plötzlich ein lautes Pochen an der Thür mich aufscheuchte. Da es schon dunkel geworden, macht' ich Licht an während der Frage, wer draußen

sei. Es war Ignaz Kuranda, Herausgeber der Ostdeutschen Post, der bereits damals in Wien eine hervorragende Rolle spielte. Er hatte mich schon in meinem Geschäftszimmer aufgesucht, dort erfahren, daß ich nach Haus gegangen sei, von wo ich ihm nun zu einem Schauspiel folgen sollte, welches er als das gräßlichste bezeichnete, das er je gesehen; aber man müsse es mit eigenen Augen gesehen haben, um zu glauben, daß so etwas wirklich in der Menschenwelt möglich sei. Er führte mich nun durch die schon beleuchteten Straßen zu dem sogenannten Stock im Eisen, wo die Leiche des Grafen Latour, in ihrer Verstümmelung schauerlich anzusehen und nur dürftig von einem zerrissenen Hemd oder Leinentuch verhüllt, an einer der großen dreiarmigen Gaslaternen des Platzes hing oder vielmehr baumelte; denn einige unsäglich verwildert aussehende alte Weiber zerrten daran herum unter höhnenden Ausbrüchen so bestialischer Roheit, wie mir nie zuvor ins Ohr geklungen. Als Kuranda zuerst die Leiche gesehen, waren an beiden Füßen noch Strümpfe; jetzt zeigte sich nur an einem Fuße noch ein Strumpf, an welchem aber auch in einer Weise gezerrt wurde, als ob sich die Furien um seinen Besitz stritten und ihn keine der anderen gönnen wollte. Ich wartete nicht ab, welches der entmenschten Weiber den Preis davontragen werde. Beim Nachhausegehen erfuhr ich, daß man auch auf den Minister Bach eine Hetzjagd angestellt habe, aber ohne Erfolg; er hatte sich besser zu bergen gewußt, als sein armer Kollege. Die sonstigen Ereignisse des Tages lernte ich erst am nächsten Morgen aus den Zeitungen. Sie lasen sich wie ein Satyrspiel nach der Tragödie. Dem Studenten-Comité war die Ermordung Latours durch einen Augenzeugen mitgetheilt und von der Versammlung schweigend angehört worden, als ob sich's um eine gewöhnliche Meldung handelte. Doch wurde dann unter Mitwirkung der anwesenden Mit-

glieder des demokratischen Centralvereins eine Petition an den Reichstag entworfen, welche diesem die Aufgabe stellte, den Kaiser zu veranlassen alle seine unverantwortlichen Räthe zu entfernen, desgleichen alle in Wien stehenden nichtdeutschen Truppen, ferner sein Manifest an die Ungarn zurückzunehmen und ein Ministerium zu bilden, welches das volle Vertrauen des Volkes genieße.

Das Volk wandte sich indessen gegen das kaiserliche Zeughaus, um Waffen und Munition zu erhalten. Hier lagen zwei Kompagnien Infanterie, die von Uebergabe nichts wissen wollten und alle Angriffe tapfer zurückschlugen. Als das Volk sah, daß man das wie eine kleine Festung am Fuße der Bastei liegende Gebäude mit Sturm nicht nehmen konnte und ein kühner Angriff auf das Hauptthor durch einen gutgezielten Kartätschenschuß zurückgeschlagen wurde, warf es Barrikaden auf und führte Kanonen auf, um den Eingang zu beschießen. Ein fürchterliches Kartätschen- und Pelotonfeuer wurde von oben her, das heißt von der hochgespannten Brücke einerseits und der Schottenbastei anderseits gegen die hinteren Räume des Zeughauses eröffnet. Die Besatzung unterhielt ein lebhaftes Musketenfeuer aus den Dächern; die Kartätschenschüsse der Angreifenden verfehlten meist ihre Wirkung und schlugen in ganz andere Häuser ein, als in das Zeughaus. Erst nach dreistündiger Kanonade wurde Bresche in einen Theil des Hintergebäudes geschossen. Das Volk drängte herein und leerte ein dort befindliches Waffendepot, meist aus Harnischen und alten Schwertern und Lanzen bestehend. Da man weiter nicht vorzudringen vermochte, so wurde der Versuch gemacht, das Gebäude von der Bastei aus in Flammen zu setzen. Gegen 1 Uhr nachts schlug die Flamme haushoch empor und drohte das ganze Gebäude mit seinen Schätzen zu verschlingen; allein es war nur die von

den übrigen Baulichkeiten getrennt stehende Schmiede, welche in Brand gerathen war, und bei der herrschenden Windstille kam das Feuer über seinen Herd nicht hinaus. Der Kampf begann von neuem und erst bei dämmerndem Morgen ergab sich die Besatzung. Das Volk strömte jubelnd in das Gebäude und plünderte die dort aufgespeicherten Schätze, welche die schönsten und mannigfaltigsten Waffen im Werthe von vielen Millionen enthielten.

Die Ermordung Latours und die Erstürmung des Zeughauses waren die beiden verhängnißvollen Ereignisse des 6. Oktober, welche von dem Vice-Präsidenten des Reichstages, Franz Smolka (der Präsident Strohbach hatte sich aus dem Staube gemacht) als Akte schrecklicher Selbsthülfe bezeichnet wurden, das Volk selbst aber in einen wahren Siegestaumel versetzten.

Ich war die ganze Nacht nicht aus den Kleidern gekommen, da das große Haus, in dessen erstem Stock ich wohnte, in nur geringer Entfernung vom Kampfplatze stand und mein Gemach sich bald nach Beginn des Feuerns mit allerlei Frauenzimmern füllte, Hausgenossinnen, welche Schutz bei mir suchten, weil sie behaupteten, daß die Kugeln in den oberen Geschossen einschlügen. Meine Hauswirthin, Frau Dr. L..., eine sehr gebildete aber so umfangreiche Dame, daß sie Platz für drei einnahm, kam auch ab und zu ins Zimmer, zeigte jedoch große Besonnenheit in Abwesenheit ihres Gatten, der als Arzt auf dem Verbandplatze beschäftigt war und ein paar mal Botschaft schickte, daß die Zahl der Verwundeten groß sei. Sie gab dem Boten dann allerlei Zweckdienliches mit und brachte auch uns Apfelsinen und andere Erfrischungsmittel, die jedoch außer mir kaum jemand anrührte.

Erst nachdem das Feuern aufgehört hatte, wagten sich

meine weiblichen Schützlinge wieder zum Zimmer hinaus und wurde es mir möglich ein bischen Ruhe zu finden . . .

Als ich mich aufmachte, um zunächst einen Blick auf die Stätte der Verwüstung zu werfen und dann an meine Tagesarbeit zu gehen, zogen die seltsamsten Straßenbilder an mir vorüber, die ich je gesehen. Mir entgegen bewegte sich eine Schaar junger und alter Volksgestalten in der verwegensten Bedeutung des Worts, mit den prächtigsten Waffen geschmückt, die je Helden getragen, und in gleicher Richtung mit mir zog eine noch unbewehrte, schier endlose Schaar ähnlicher Gestalten nach dem Zeughause zu, um sich dort ebenfalls kriegerisch auszurüsten. Man sah Arbeiter im Küraß und vergoldetem Helm; Buben mit Pistolen und Damascenersäbeln; andere trugen kostbare Kammerbüchsen, Musketen, alte Schwerter, Lanzen, Piken und Hellebarden. Es war ein wildes und kriegerisches Schauspiel. Erst gegen drei Uhr nachmittags gelang es der Nationalgarde und der akademischen Legion, unter deren Schutz durch Beschluß des Reichstags das Zeughaus gestellt war, das hineindringende Volk abzuhalten und die noch übrigen Schätze zu sichern.

Die Straßen wimmelten von bewaffneten Proletariern und müssigen Spaziergängern, welche die Kartätschen und Kugelspuren neugierig betrachteten.

Mitten in dieses buntscheckige Straßentreiben hinein fiel plötzlich die mit Blitzesschnelle verbreitete Nachricht von der Flucht des Kaisers. Schon vor 7 Uhr morgens hatte er mit seiner ganzen Familie Schönbrunn verlassen, begleitet von 6000 Mann auserwählter Truppen und einer Batterie Kanonen. Er hatte weder dem Reichstag, dessen Deputation er noch am Abend vorher huldvoll empfangen, noch dem Ministerrathe Kenntniß von seiner heimlich vorbereiteten Abreise gegeben. Nur an Minister Kraus war ein Schreiben hinterlassen, um

dessen Contrasignirung derselbe ersucht wurde. Dieses Manifest lautete folgendermaßen:

„Ich habe alle Wünsche meines Volkes zu erfüllen gesucht. Was ein Herrscher an Güte und Vertrauen seinen Völkern erweisen kann, habe ich mit Freuden erschöpft und durch die Constitution die Selbständigkeit, die Kraft und den Wohlstand zu erhöhen gesucht. Obwohl mich die Gewaltthaten des 15. Mai aus der Burg meiner Väter vertrieben, bin ich doch nicht müde geworden zu geben und zu gewähren. Auf der breitesten Grundlage des Wahlrechts ist ein Reichstag berufen worden, um in Uebereinstimmung mit mir die Constitution zu entwerfen. Ich bin in die Hauptstadt zurückgekehrt, ohne eine andere Garantie zu verlangen als das Rechtsgefühl und die Dankbarkeit meiner Völker. Allein eine geringe Zahl Irregeführter bedroht die Hoffnung jedes Vaterlandsfreundes mit Vernichtung. Die Anarchie hat ihr Aeußerstes vollbracht; Wien ist mit Mord und Brand erfüllt. Mein Kriegsminister, den schon sein Greisenalter hätte schützen sollen, hat unter den Händen meuchlerischer Rotten geendet. Ich vertraue auf Gott und mein gutes Recht und verlasse die Hauptstadt, um Mittel zu finden, dem unterjochten Volke Hülfe zu bringen. Wer Oesterreich, wer die Freiheit liebt, schaare sich um seinen Kaiser."

Dieses Manifest wirkte wie ein Donnerschlag auf den Reichstag und die ganze Bevölkerung der Hauptstadt.

XIV.

Ruhige Stunden in stürmischen Wochen.

Die Bewaffnung des Proletariats rief in der besitzenden Klasse der Wiener Bevölkerung eine gewaltige Aufregung hervor. Die Zahl derer, welche ängstlichen Gemüths sich mit ihren werthvollsten Habseligkeiten nach auswärts zu retten suchten, war groß. In der That sah es im Innern der Stadt überall bedrohlich genug aus. Die Barrikaden in den Straßen und an den Thoren hemmten allen Wagenverkehr. Die schönen Wiener Fiaker hatten sich alle auf die Glacis, außerhalb der Thore, zurückziehen müssen, um dort die Schaaren von Flüchtigen aufzunehmen, welche in Mödling, Hietzing, Klosterneuburg, Baden u. s. w. Unterkommen suchten. In der Stadt Baden allein trafen ihrer binnen wenigen Tagen zwanzigtausend ein ...

Im Reichsrathe, der sich in Permanenz erklärt hatte, wurde beschlossen einen Ausschuß zu erwählen, der in Verbindung mit dem Oberkommandanten der Nationalgarde dafür zu sorgen habe, Wien in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen, da General Graf Auersperg mit allen Truppen die Stadt und Vorstädte verlassen und im Schwarzenbergschen Garten in dem hochgelegenen Belvedere eine gefahrdrohende Stellung eingenommen hatte.

Am 8. Oktober, der auf einen Sonntag fiel, strömten die Bewohner der Vorstädte und nächsten Umgebung festlich geschmückt in die Stadt und durchwanderten neugierig die verbarrikadirten Straßen. An den Durchgängen der Barrikaden standen Arbeiter, welche von den Vorübergehenden eine kleine Gabe für ihre Mühe sich erbaten. Hinter den Barrikaden lagen bewaffnete Blousenmänner, welche nachts Wachtfeuer unterhielten, dabei von ihren Heldenthaten plauderten und sich sehr behaglich in ihrer neuen Lage zu fühlen schienen.

Die bedrohliche Stellung, welche General Auersperg auf Belvedere einnahm, machte den Blousenmännern so wenig Sorgen wie den Nationalgardisten und Studenten; der Kamm war ihnen so gestiegen durch ihre bisherigen Erfolge, daß sie glaubten, mit General Auersperg, dessen Heerschaar nur auf zwölftausend Köpfe geschätzt wurde, leicht fertig werden zu können. Es handelte sich nur darum, seine Verbindung mit dem romantischen Banus Jellatschitsch zu verhindern, der nach seinem Rückzuge aus Ungarn jetzt auf Wien losrückte, wo Gerüchte umgingen, daß er mit großer Heeresmacht schon in der Nähe stehe. Als dann wirklich, am 9. Oktober, die Meldung kam, der Banus sei in Bruck eingerückt, wurde der Abgeordnete Prato in sein Lager geschickt, um seinen Weitermarsch aufzuhalten, da Wien sich der schönsten Ruhe und Ordnung erfreue und keiner Hilfe bedürfe, um den Frieden zu bewahren.

Ein anderer Bote wurde an den Kaiser abgesendet, um dessen Befehl zu erwirken, daß der Banus keinen Schritt weiter gegen die Residenz vorrücke.

Als der Parlamentär Prato zum Banus kam, stand dieser schon mit zweitausend Kroaten bei dem nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernten Schwandorf. Er antwortete dem Parlamentär: es führe ihn keine feindliche Absicht nach

Wien, sondern nur seine Pflicht den Kaiser zu schützen und nach seinen Befehlen zu handeln.

Der Reichstagsabgeordnete berichtete zugleich, die Soldaten des Banus seien im erbärmlichsten Zustande, aus allen Truppenkörpern gemischt und meist ganz ohne Montur.

Inzwischen rückte Jellatschitsch immer weiter vor und seine Kroaten besetzten die Dorfschaften bis eine Stunde vor den Linien. Hierdurch wurde die Angst der Vorstädter so gesteigert, daß sie schaarenweise in die Stadt flüchteten, wo die Gasthäuser, welche ihre fremden Gäste verloren hatten, sich nun mit den reichen Bewohnern der Wieden, der Landstraße u. s. w. füllten. Die Flüchtlinge, welche früher die Stadt verlassen hatten, um sich nach Mödling, Baden u. s. w. zu retten, waren vom Regen in die Traufe gekommen, da die ganze Umgegend schon von kroatischen Rothmützen wimmelte.

Ein zweiter Sendbote ging vom Reichstage an den nun vor den Thoren der Kaiserstadt stehenden Banus ab mit der gemessenen Weisung, daß er augenblicklich seinen Rückzug durch Steiermark anzutreten habe — oder sich als Feind behandelt sehen werde.

Die schriftliche Antwort des Banus, welche der Abgeordnete im Reichstage verlas, wurde alsbald in großen Anschlägen und durch die Zeitungen veröffentlicht, um dem Volke einen Einblick in den Stand der Dinge zu gewähren. Ich hebe hier nur einen Satz daraus hervor als charakteristisch für die Ausdrucksweise des eleganten Kroatenhäuptlings:

„Als Staatsbürger bin ich verpflichtet, jeder Anarchie zu steuern: als Militär giebt der Donner der Geschütze meinem Marsche die Richtung.“

Während man nun jeden Augenblick des Einmarsches der Kroaten gewärtig sein mußte, gaben sich auch im Heerlager

des Generals Auersperg auf Belvedere bedrohliche Wetterzeichen kund. Seine Soldaten, verwöhnt durch das lockere Leben, das sie so lange in der Stadt geführt hatten, wurden des eintönigen Lagerlebens bald überdrüssig, besonders weil es sie von allem Verkehr mit der schöneren Hälfte der Menschheit streng abschloß. Viele von ihnen wagten sich über die gezogene Grenze hinaus, machten, wo sie Hemmnisse fanden, von ihren Waffen Gebrauch, und so kam es zu Ausschreitungen, denen manches Menschenleben zum Opfer fiel. Der Reichstag schickte einen Parlamentär nach dem andern zum General Auersperg, welcher jedoch stets ausweichende Antworten gab und behauptete, theils die Thatsachen nicht zu kennen, theils für die Ausschreitungen einzelner Soldaten unter den obwaltenden Umständen nicht verantwortlich sein zu können. Inzwischen zog er fortwährend Verstärkungen heran und dehnte die Vorpostenlinie des Lagers immer weiter aus, auf der einen Seite bis zur Karlskirche und auf der anderen bis zur Matzleinsdorfer Linie. Seine Stellung war eine zum Angriff wie zur Vertheidigung durchaus günstige; sie beherrschte die ganze Stadt, ließ sich aber auf die Dauer nicht halten. Das Militär lag eingepfercht zwischen den hohen Mauern des Schwarzenbergschen Gartens und der Umgebung des Belvedere, abgeschnitten von der Stadt und umgeben von feindlich gesinnten Vorstädten.

Um Wien vor den von Jellatschitsch und Auersperg drohenden Gefahren nach Kräften zu sichern, beschloß der Reichstag eine allgemeine Volksbewaffnung ins Werk zu setzen. Depeschen, Sendschreiben und Eilboten gingen nach allen Richtungen ab, um den Landsturm einzuberufen und sonstige Verstärkung von auswärts zu erlangen. Eine Deputation aus Brünn brachte die Nachricht, daß die ganze dortige Nationalgarde bereit sei, der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen.

Gleiche Zusagen trafen aus Graz und anderen Städten ein. Inzwischen wurden fortwährend neue Barrikaden gebaut und Vertheidigungsanstalten aller Art getroffen; die Straßen wimmelten von Nationalgarden, Legionären und bewaffneten Volkshaufen in den wunderlichsten Trachten und Ausrüstungen. Die Aufregung in der Stadt war unbeschreiblich und erreichte ihren Höhepunkt, als am 12. October bekannt wurde, daß Graf Auersperg seine Verbindung mit Jellatschitsch vollzogen habe.

Im Innern der Stadt und den Vorstädten wogte eine bewaffnete Volksmacht von mehr als 80 000 kampfbegierigen Männern, und im Umkreis von Wien lagerten in drohender Haltung aus allen Volksstämmen des Kaiserreichs bunt zusammengewürfelte Truppen des kaiserlichen Heeres unter habsburgischem Banner. Von der Höhe des ehrwürdigen Stephandomes aus konnte man sie alle übersehen und durchs Fernglas die einzelnen Schaaren deutlich unterscheiden: Ruthenen, Masuren, Rußniaken und Polen aus Galizien, Deutsche und Tschechen aus Böhmen nebst Altösterreichern bildeten die Truppen, welche im Lager am Belvedere standen und sich theils gegen das Dorf Simmering zur Donau hin, theils gegen die Südbahn zurückgezogen hatten; — im weiteren Kreise aber, von Klein-Neusiedl an über Himberg bis nach Mödling zur Brühl und den Abhängen des Wiener Waldes schwärmten die beweglichen Schaaren des Banus Jellatschitsch: Illyrier mit rothen Mützen; Kroaten und Grenzer, Rothmäntler (Sereschaner) und dazwischen Cavallerie und Artillerie der kaiserlichen Armee. Auf der anderen Seite der Donau, bei Süßenbrunn, lag ein wallachisches Regiment; dann kamen einzelne Pionier- und Reiter-Abtheilungen und jenes Jägerbataillon, welches, wie früher geschildert, am 5. October hatte von Wien nach Pest ziehen sollen und dessen Oberst Ferrari

von seinen eigenen Offizieren unter meuterischen Drohungen gezwungen wurde, sich vom Dienst zurückzuziehen. Im Hintergrunde aber, gegen Westen hin, am rechten Ufer der Donau, zeigte sich schon, drohend für die einen, sehnsuchtsvoll und freudig begrüßt von den andern, die Heermacht der Magyaren.

Es war, als habe die ganze Monarchie sich ein großes militärisches Stelldichein unter den Mauern der Hauptstadt gegeben, um das Schauspiel der massenhaften Volksbewegung mit scharfem Auge und blanker Waffe zu beobachten und zu überwachen.

Diesem kriegerischen Rahmen, der das Weichbild der Stadt umspannte, entsprach das Innere derselben. An den strategisch bedeutenderen Plätzen, wie an den Ecken und Mündungen der Hauptstraßen, um die Universität, an den Thoren, wurden die schon vorhandenen Barrikaden verstärkt, mit Dünger und Sand geschützt und so kunstgerecht ausgebaut, daß Kenner behaupteten, in keiner Stadt der Welt, selbst nicht in Paris, habe die Barrikadentechnik eine solche Höhe der Ausbildung erreicht, wie in dem gemüthlichen Wien. Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die Frauen und Jungfrauen Wiens aus den unteren Schichten der Bevölkerung an der Verbesserung der alten und der Errichtung neuer Barrikaden sich mit großem Eifer und Geschick betheiligten. Es fehlte auch nicht an weiblichen Gestalten von eleganter Kleidung und Haltung, die den Arbeitern Erfrischungen zutrugen und ihnen sonst freundlich an die Hand gingen. Aus den Häusern schien alles Leben geschwunden, um das kriegerische Treiben in den Straßen zu mehren, in deren Pflaster der Barrikadenbau bedeutende Lücken gerissen.

Daß unter solchen Umständen innerhalb der Stadt keinerlei Ausschreitungen vorkamen, Leben und Eigenthum der Ein=

wohner in keiner Weise bedroht wurden, muß rühmend hervorgehoben werden.

Da Handel und Gewerbe völlig stockten, alle Magazine und die meisten Läden geschlossen waren, kurz, das ganze Verkehrsleben gehemmt war, weil alles unter Waffen stand, so mußte natürlich für den Unterhalt der unbemittelten Händler, Handwerker und Arbeiter gesorgt werden. Es wurden zu dem Zweck von der Kammer zwei Millionen Gulden bestimmt und dem Gemeinde-Ausschuß zur Vertheilung überwiesen, der dabei mit großer Umsicht verfuhr. Der bescheidene Sold, den die bewaffneten Proletarier für ihre Dienstleistungen erhielten, genügte vollkommen, sie in Zucht und Ordnung zu erhalten.

Weit schwerer war es, die Kampfgier der Massen zu bändigen, welche gegen die Wien umschnürenden Truppen geführt zu werden verlangten, die täglich durch Zuzüge aus Böhmen erheblich verstärkt wurden. Recognoscirungen führten zu blutigen Zusammenstößen, welche wiederholt zu dem Gerücht Anlaß gaben, der Feind stehe im Begriff, Wien zu überrumpeln, worauf dann die Sturmglocke geläutet, Alarm geschlagen und die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht wurde, um später zu erfahren, daß alles nur ein blinder Lärm gewesen. Es lag in der That den österreichischen Generälen gar nicht daran, sich in eine offene Schlacht einzulassen, in welcher sie, nach der Meinung Sachverständiger, wahrscheinlich den kürzeren gezogen hätten. Ihre Aufgabe war, wie sich bald herausstellte, abzuwarten, bis Feldmarschall Fürst Windischgrätz, der in Böhmen neue Streitkräfte zusammenzog, die Armee für stark genug hielt, um sie mit gesicherter Aussicht auf Erfolg selbst gegen Wien zu führen.

Inzwischen wandten sich Graf Auersperg und der Banus sogar mit dem Ersuchen an den Reichstag, sein Ansehen geltend

zu machen, daß die in der Nähe stehende ungarische Armee das österreichische Gebiet räume, weil sonst eine Schlacht nicht vermieden werden könne, welche Wien in starke Mitleidenschaft ziehen müsse.

Um die Verwirrung noch zu steigern, kamen aus Frankfurt vier Deputirte von der äußersten Linken, welche im Namen ihrer Parteigenossen die Botschaft überbrachten: „Der constituirende Reichstag und die heldenmüthige demokratische Bevölkerung Wiens haben sich um das Vaterland verdient gemacht."

Die Ueberbringer dieser Botschaft — welcher noch eine mit den Schlagworten des Tages gewürzte, bombastische Begründung beigegeben war — fanden natürlich im Reichstag freundlichen Empfang, aber mit ihrer Ankunft begann eine traurige Wendung der Dinge in Wien.

Von den Frankfurter Abgeordneten: Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch hatten sich die zwei erstgenannten gleich dem demokratischen Klub angeschlossen, welcher, weil er das Volksregiment allein führen wollte, schon damals dem Reichstage wenig freundlich gesinnt war. In der Sitzung dieses Klubs am 19. Oktober, welcher Blum und Fröbel als Mitglieder beiwohnten, stellte ein ultraradicaler Redner, Dr. Chaises, den Antrag, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, um es darüber aufzuklären, daß der Reichstag und der Gemeinderath des allgemeinen Vertrauens nicht mehr würdig seien, da sie immer nur friedlich vermittelnd gewirkt, statt den unvermeidlichen Krieg mit Entschiedenheit anzunehmen.

Bevor noch die Debatten über diesen Antrag begannen, machte ein Mitglied auf den als Gast in der Versammlung anwesenden Dr. Heinrich Wuttke aus Leipzig aufmerksam, indem er sein Erstaunen ausdrückte, ihn hier zu finden, da es

doch bekannt sei, wie wenig er mit der Linken in Frankfurt sympathiesire.

Dr. Wuttke wurde nun aufgefordert, sich über seine politische Gesinnung zu äußern, und er gestand mit großem Freimuth, daß er schon in Deutschland aus seiner gründlichen Abneigung gegen das verderbliche Treiben der Frankfurter Linken kein Hehl gemacht habe, in Wien aber ein solches Treiben doppelt gefährlich finde, da er sich täglich mehr überzeuge, wieviel leichter hier das Volk mit den Schlagworten politischer Marktschreier sich abspeisen lasse, als in dem geistig früher gereiften Norddeutschland.

Alle waren zugleich verblüfft und entrüstet über die kühne, aber durchaus klare und mit größter Gelassenheit vorgetragene Rede des unscheinbaren Mannes, dessen Brille viel zu groß für sein Gesicht war.

Der Vorsitzende, Dr. Becher, ein stattlich gewachsener Mann mit langmähnigem Löwenkopf, erklärte halb brüllend, es würde die größte Selbstmißachtung der Anwesenden sein, den Dr. Wuttke länger unter sich zu dulden, allein Dr. Jellinek, ein junger, schmächtiger, langhalsiger Philosoph mit umgeklapptem Hemdkragen, nahm ihn energisch in Schutz, indem er auf das Recht und die Pflicht der Gastfreundschaft aufmerksam machte. Doch nun nahm Dr. Chaises das Wort, um die reactionären Gesinnungen des Leipziger Professors mit einem Schwall von Worten zu bekämpfen, worin er die Wiener Revolution noch über die Pariser erhob, das geistige Leben Norddeutschlands mit einer Pfütze verglich und so lange forttobte, bis seine Collegen ihm Beifall zollten, während Dr. Wuttke ruhig das Lokal verließ.

Was diesem wüsten Klubregiment einen so widerwärtigen Beigeschmack gab, war, daß alles, was darin geredet und beschlossen wurde, nur als ein Abklatsch von französischen Mustern

erschien. Wer „am weitesten ging“, ohne zu wissen wohin, und am lautesten schrie, ohne ein vernünftiges Wort vernehmen zu lassen, war der gefeiertste Held des Tages. Nun war man schon so weit gegangen, das Volk gegen den Reichstag und Gemeinderath aufzuhetzen, um die letzten Bande zu zerreißen, welche das Volk noch zusammenhielten. Bei diesem Stande der Dinge erschienen die Abgeordneten der Frankfurter Linken den Führern des demokratischen Klubs als mächtige Bundesgenossen; denn eine mit so gewaltiger Stimme ausgerüstete Redegabe, wie sie Robert Blum zu eigen war, hatte kein Wiener Kind aufzuweisen, aber was er zu sagen wußte, konnte nur dienen, kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen. Die inneren Feinde wurden gefährlicher genannt als die äußeren, und damit war das Zeichen gegeben, den alten Kampf gegen die Schwarzgelben in gehässigster Weise zu erneuen. Die biederen Altösterreicher durften sich also nicht einmal mehr zu den Farben ihres Vaterlandes bekennen, ohne als innere Feinde verdächtigt und verfolgt zu werden.

Inzwischen entwickelten sich die Dinge von außen her immer bedrohlicher. Doch wie es mir schon damals ein peinliches Geschäft war, über die Vorgänge jedes Tages berichten zu müssen, so erscheint es mir hier vollends überflüssig, eingehend zu schildern, wie das Sturmgewölk aus unscheinbaren Anfängen allmählich anschwoll und, den ganzen Himmel verdunkelnd, lange über unsern Häuptern schwebte, bevor es zum Ausbruch kam, und dann noch länger mit seinen verheerenden Wirkungen anhielt. Darüber wird später, beim Wendepunkt der Wiener Geschicke, das Nöthige gesagt werden.

Hier will ich zunächst von den Eindrücken reden, welche die Ereignisse mit ihren Zwischenspielen auf mich persönlich machten, soweit sie sich in meiner Erinnerung erhalten haben.

* * *

Ich befand mich inmitten der schwankenden Zustände und hochgehenden Volkswogen Wiens in einer ähnlichen Lage, wie ich sie auf stürmischen Meerfahrten erlebt, wo die wenigen Mitreisenden, welche wie ich ganz frei von der Seekrankheit blieben, sich leichter zusammenfanden und einander näher kennen lernten, als unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Man erging sich trotz Sturm und Sturzwellen auf dem Verdeck, solange dort irgend ein Halt zu finden war, und fand dann an einer gemüthlichen Plauderei in der Cajüte um so größeres Behagen, je lauter die Windsbraut draußen tobte, gegen welche anzukämpfen Sache des Capitäns und seiner Leute war. Ließ der Sturm etwas nach, so wagten sich auch wohl einige der allmählich von der Seekrankheit Genesenden mit schwankenden Beinen wieder auf das Verdeck, wobei es dann an ergötzlichen Scenen nicht fehlte. Ich brauche das Gleichniß nicht weiter auszuführen.

Das Gräßlichste, was ich in Wien erlebte, war die Ermordung des Grafen Latour. Der tiefgehende Eindruck dieses Erlebnisses konnte nicht überboten werden. Alle späteren Ereignisse erschienen mir nur als die naturgemäßen Folgen dieses ersten, die sich hinauszögern, aber nicht verhindern ließen. Sie kamen ab und zu wie Hagel- oder Schneestürme, die man im Freien über sich ergehen lassen muß, ohne sich dafür begeistern zu können; aber hat man endlich sein eigenes oder ein fremdes schützendes Dach glücklich erreicht, so wird die Stimmung schnell wieder eine behagliche.

Die Wiener Märzrevolution, an welcher sich viele vortreffliche Männer betheiligt hatten — darunter auch gefeierte Poeten, wie Eduard von Bauernfeld und Ludwig August Frankl — war eine wirklich befreiende That, nicht blos für Oesterreich, sondern auch für Deutschland, dessen Neugestaltung ohne den Sturz Metternichs kaum denkbar gewesen; — die

Octoberrevolution hingegen war, wie ich nach den schon geschilderten Vorgängen hier nicht weiter zu begründen brauche, der größte politische Unsinn, der nach Pariser Muster in Scene gesetzt werden konnte; denn selbst in dem Falle, daß Volk und Studenten Sieger geblieben wären, würden sie sich nicht lange ihres Sieges zu erfreuen gehabt haben, da Macht und Einfluß ihrer republikanischen Führer nicht über die Mauern Wiens hinausreichte. Am besten wurde die Lage beleuchtet durch ein Gedicht, welches Oesterreichs größter Dichter, Franz Grillparzer, an den in Italien kämpfenden siegreichen Feldmarschall Radetzky richtete und dessen vier erste Verszeilen:

„Glück auf! mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer:
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind eitle Trümmer —“

blitzartig in alle Geister einschlugen, die einen betäubend, die anderen aufklärend. Den Volksregenten und ihrem Anhange galt Grillparzer, seit er sich so offen zu den Schwarzgelben zählte, als eine gefallene Größe; aber wie groß die Wirkung seiner Worte war, merkte ich nicht blos im Café Français am Stephansplatz, wo ich zu frühstücken, und im Gasthof zum Heiligen Geist, wo ich zu speisen pflegte, sondern überall, wohin ich kam.

Je toller es tagsüber herging, desto mehr fühlte ich in meinen Mußestunden das Bedürfniß meinen Geist auf ganz andere Dinge zu richten, was mir zu Haus immer leicht gelang, wenn ich einen Band von Lessing, Shakespeare oder Goethe zur Hand nahm. Aber auch der Besuch des Theaters wirkte befreiend auf mich, und ebenso der Verkehr mit verschiedenen Mitgliedern der Burg, besonders mit der

geistvollen Frau Julie Rettich, der Freundin Halms, und der mir sehr sympathischen Luise Neumann nebst Mutter Haizinger.

Bei Luise Neumann traf ich mit Berthold Auerbach zusammen, was zu einer drolligen Scene Anlaß gab. Die anmuthige Künstlerin hatte in ihrem feinen, grundguten und echt weiblichen Wesen etwas Beruhigendes, dessen wohlthuende Wirkung jeder verspürte, wer in ihre Nähe kam. Nun war Berthold Auerbach in einer so hochgehenden Erregung zu ihr gekommen, daß sie glaubte, es sei ihm ein großes Unglück geschehen. Auf ihre theilnehmende Frage, um was es sich denn eigentlich handle, überreichte er ihr ein großes Zeitungsblatt aus der Provinz, auf eine roth angestrichene Stelle deutend mit den Worten: „Da lesen Sie!"

Sie las die verhängnißvolle Stelle und hatte Mühe, das Lachen dabei zu unterdrücken, wie sie später gestand; aber mit vortrefflich gespielter Beileidsmiene hielt sie das Blatt noch in der Hand, als ich eintrat. Ich hatte Auerbach schon aus seinen Schriften liebgewonnen und freute mich nun aufrichtig, ihn persönlich kennen zu lernen. Die Art, wie ich das ausdrückte, schien ihm wohlzuthun. Sein Gesicht heiterte sich merklich auf.

„Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind! Sie müssen mir helfen, den armen Gevattersmann zu trösten. Hören Sie nur, was die Olmützer Zeitung über ihn meldet!" Nach diesen von bedeutsamen Blicken begleiteten Begrüßungsworten las Luise Neumann folgende Notiz vor:

„Unter den zur Zeit in Wien anwesenden namhaften Fremden befindet sich auch der durch seinen Prozeß mit der dramatischen Dichterin Frau Charlotte Birch-Pfeiffer berühmt gewordene Dr. Berthold Auerbach."

Sie las das mit einem unnachahmlichen Tone und Ausdruck, der mir ein herzliches Lachen entlockte, in welches sie

sofort und bald auch der zuerst etwas verblüfft schauende Auerbach einstimmte, dessen damals noch junger und sehr empfindlicher Poetenruhm sich verletzt gefühlt hatte, seinen Ursprung auf Frau Charlotte Birch-Pfeiffer zurückgeführt zu sehen.

Er gesellte sich seitdem zu den andern Bekannten, welche meine Tischnachbarschaft im Gasthof zum Heiligen Geist bildeten. Es gehörte dazu auch der liebenswürdige und geistvolle Freiherr v. Heufler, mein schon früher rühmlich erwähnter Correspondent aus dem Küstenlande, der nach Wien ins Ministerium des Innern berufen wurde. Da war ferner ein Königsberger Philologe Eduard Wessel, ein gründlicher Kenner der alten und neuen Litteraturen, dabei voll Scharfsinn und Mutterwitz, ein Riese von Wuchs und ein Kind von Gemüth, zugleich so schlicht und anspruchslos, daß er überall lieber zuhörte, als selbst sprach, und es immer erst bestimmter Fragen bedurfte, um ihn zum Reden zu bringen. Er war bei Tisch unser lebendiges Universallexikon, immer zuverlässig aushelfend, wo anderen im Augenblick das Gedächtniß versagte. Hin und wieder kam auch Karl Beck, der deutsch-ungarische Dichter, dessen „Janko, der ungarische Roßhirt" ich schon in Moskau mit Interesse gelesen hatte und davon sogar noch einige Strophen, die mich besonders angesprochen, auswendig wußte, was ihn sehr erfreute. Auerbach machte sich nicht viel aus ihm und nannte ihn einen ausgebrannten Vulkan. Allerdings war damals seine beste Zeit schon vorüber, obgleich er erst dreißig Jahre zählte. Es ging ihm schlecht und ich brachte ihn beim Feuilleton des Lloyd unter. Wenn ich von den Gästen der Tafelrunde zum Heiligen Geist Dr. Heinrich Pröhle hier zuletzt nenne, so geschieht das nur, weil er außer mir der einzige im Deutschen Reiche ist, der heute noch lebt. Er hat sich durch eine lange

Reihe von inhaltreichen Schriften einen rühmlichen Namen erworben und ist besonders durch seine Harzsagen in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

* * *

Eines Sonntag Morgens, kurz nach unserm Zusammentreffen bei Luise Neumann, suchte mich Auerbach in meiner Wohnung auf, um mit mir einen Besuch bei einer ihm befreundeten Familie zu verabreden, in welche er mich einzuführen wünschte. Ich las gerade in Lessings Hamburgischer Dramaturgie und legte das Buch, ohne es zu schließen, umgekehrt beiseite, als er eintrat. Es war der siebente Band der kleinen Cottaschen Ausgabe von Lessings Werken aus dem Jahre 1841. Er warf einen Blick auf den Titel und bat dann auch einen Blick hineinwerfen zu dürfen, wobei ihm ein Ausruf des Erstaunens nach dem andern entfuhr. Seine Ueberraschung entsprang einem wirklich merkwürdigen Zusammentreffen. Er hatte nämlich, bevor er zu mir kam, ebenfalls in Lessings Dramaturgie gelesen und bei demselben Stücke Halt gemacht, in welches er mich vertieft gefunden. Es war das neunzehnte Stück, welches davon handelt, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu kümmern habe.

Auerbach ließ nicht nach, bis ich ihm in seine Wohnung folgte, um mich persönlich zu überzeugen, daß alles sich genau nach seiner Angabe verhielt. Man würde sonst glauben geträumt zu haben. Ich erfuhr bei der Gelegenheit, daß er jeden Morgen ein Stück in Lessings Dramaturgie zu lesen pflegte und dem neunzehnten ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil er sich damals mit dem Plan zu einem historischen Trauerspiel „Andree Hofer" trug. Doch gingen ihm noch andere Dinge durch den Kopf, als dramatische Entwürfe, zu welchen die Wiener Ereignisse Veranlassung gaben; er

war schon über ein Jahr hinaus Wittwer und fühlte ein starkes Verlangen, die große Herzenslücke wieder auszufüllen und seinem einzigen Kinde eine neue Mutter zu geben. Den Hauptschmuck des Hauses, wo er mich einführte, bildeten zwei feingebildete, frisch erblühte Töchter, Nina und Bertha, und er machte kein Hehl daraus, daß Nina es ihm angethan habe. Er hat auch später glücklich ihre Hand errungen, aber damals war die Entscheidung noch nicht getroffen und der Verkehr mit den beiden jungen Damen für alle nicht Eingeweihten ein durchaus unbefangener.

Ich fand den Verkehr in dem gastlichen Hause Landesmann sehr gemüthlich, da er prunk- und zwanglos alles bot, was dienen mochte, in behäbigen Räumen und guter Unterhaltung den Geist auf ein paar Stunden von den politischen Wirren ganz abzuziehen. Zu den alten Bekannten, welche ich dort fand, kamen neue, wie Betty Paoli, Oesterreichs gefeiertste Dichterin, — Friedrich Hebbel, der damals gerade an seiner Julia arbeitete, und Dr. Max Schlesinger, ein geistvoller Schriftsteller, der erst später durch sein prächtiges Buch „Aus Ungarn“ in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete immer, neben einer von den beiden Töchtern, der jüngere Sohn des Hauses, Heinrich Landesmann, der durch seine ganz ungewöhnliche geistige Begabung sich schon als Kind hervorgethan, aber, von der tückischen Natur mit Taubheit geschlagen, an der Unterhaltung nicht unmittelbar theilnehmen konnte. Deshalb hatten Eltern und Geschwister eine Art Fingersprache mit ihm vereinbart, durch welche ihm jedes Wort mit erstaunlicher Geschwindigkeit vermittelt wurde. Trotzdem ließ es sich jeder natürlich angelegen sein, möglichst deutlich und kurz zu sprechen, um dem durch die Fingerspitzen Hörenden das Verständniß

zu erleichtern, der durch kluge Fragen und überraschende Zwischenbemerkungen die Unterhaltung so zu beleben wußte, daß die Stunden dabei unmerkbar rasch entschwanden. Ich erfüllte gern seinen Wunsch, ihm von meinen Erlebnissen im Orient zu erzählen, was ihm eine sichtbar lebhafte Freude gewährte, die sich der ganzen Gesellschaft mitzutheilen schien; denn ich wurde gleich am ersten Abend so lange bestürmt fortzufahren, daß ich erst spät in der Nacht nach Haus kam. Das wiederholte sich jeden Abend, den ich im Landesmannschen Hause zubrachte, und die Wirkung wurde noch wesentlich gesteigert, als ich auf meinen alten Mirza Schaffy zu reden kam, von welchem bis dahin noch kein Mensch in Europa ein Wort gehört hatte. An dem, was ich ihn durch meinen Mund reden ließ, war er auch wirklich unschuldig, indem ich ihn zum Vertreter morgenländischer Weisheit in bewußtem Gegensatz zu abendländischer Philosophie machte, wie sie damals noch in Hegelschen Phrasen die wunderlichsten Blasen trieb. Er mußte Sprüche der Weisheit sprudeln, die mir als Nachklänge aus dem Orient im Gedächtniß hängen geblieben waren, zum Theil auch frisch in das Leben eingreifend erst im Augenblick des Erzählens entstanden.

Seitdem drehte sich auch unsere Tischunterhaltung im Gasthof zum Heiligen Geist hauptsächlich um Mirza Schaffy, und alle versuchten in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden, was zu den ergötzlichsten Scenen Anlaß gab und wesentlich dazu beitrug, in den stürmischen Tagen, die wir noch zu überstehen hatten, das Auge klar und den Geist frisch zu erhalten.

Ich mußte dieser Vorgänge hier Erwähnung thun, weil sie nachhaltig in mein Leben eingegriffen haben und deshalb zu meinen wichtigsten Erinnerungen gehören. Denn ohne die ernsten Mahnungen Auerbachs und Wessels, meine Erzäh-

lungen aus dem Orient durch das geschriebene Wort festzuhalten, würde ich schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, das zu thun. Es konnte nicht gleich geschehen, da die leidigen Tagesgeschäfte mich noch zu sehr in Anspruch nahmen und das geschriebene Wort, wenn es poetisch wirken soll, nicht so leicht aus der Feder springt wie das gesprochene von der Zunge, welche Augen- und Geberdenspiel zu Bundesgenossen hat, um die augenblickliche Wirkung des Vortrags zu erhöhen. Doch als der Anfang einmal in einer schlaflosen Nacht gemacht war, wo die in Brand geschossenen Vorstädte einen Feuerkranz um ganz Wien bildeten, der selbst das Himmelsgewölk in ein wogendes Flammenmeer zu verwandeln schien, ergaben sich die Fortsetzungen allmählich von selbst, und so sind während der Belagerung und nach der Erstürmung von Wien mehrere Kapitel meines später unter dem Titel „Tausend und ein Tag im Orient" erschienenen Werks entstanden und auch im Feuilleton des Lloyd abgedruckt worden, wodurch dieser mehr neue Leser gewann, als durch die Berichte über die Heldenthaten des Fürsten Windischgrätz und des Banus Jellatschitsch.

Da nun diese Erzählungen schon viele von den Liedern und Sprüchen enthielten, welche einige Jahre später in besonderer Sammlung unter der Flagge Mirza Schaffys die Reise um die Welt antraten, so ist Wien gleichsam als die Wiege derselben zu betrachten, welche zuerst von Heinrich Landesmann geschaukelt wurde, der sich damals schon durch ein eigenes Werk hervorgethan hatte („Wiens poetische Schwingen und Federn" 1847), als dessen Verfasser er sich Hieronymus Lorm nannte. Unter diesem angenommenen Namen ist er — besonders seit seiner schon vor vielen Jahren erfolgten Uebersiedelung von Wien nach Dresden — sowohl durch seine tiefsinnigen, formvollendeten Gedichte, wie auch durch seine eigenartig bedeutenden Erzählungen und philo-

sophischen Schriften in allen gebildeten Kreisen zu hohem Ruf und Ansehen gelangt, soweit die deutsche Zunge klingt. Eine seltene Begabung vereint sich in ihm mit außerordentlicher Willenskraft, welche ihn Schwierigkeiten überwinden läßt, denen minder energische Geister erliegen würden. Es hat sich nämlich schon in frühen Jahren zu seiner Taubheit ein Augenleiden gesellt, welches überaus künstlich construirte optische Hülfsmittel erfordert, um ihm das Lesen und Schreiben zu ermöglichen. Daß er sich trotzdem eine reiche wissenschaftliche Bildung zueigen gemacht, ist ebenso erstaunlich, wie das feine innere Gehör, das er bei völliger äußerer Taubheit für den Wohllaut der Verse hat. Einen merkwürdigen Beweis dafür besitze ich in einem Blatt, das er zu einer Zeit geschrieben, da von seiner poetischen Begabung noch nichts bekannt war. Das Blatt hat seine eigene Geschichte. H. Lorm kam eines Tages mit einem der Fingersprache kundigen Führer, ohne welchen er nicht ausgehen konnte, mich zu besuchen. Von der Hausfrau in mein Zimmer geleitet, fand er mich dort auf dem Divan in tiefem Schlaf versunken. Leisen Schritts das Zimmer wieder verlassend, ließ er sich ein Blatt Papier geben und schrieb darauf mit Bleistift:

„An Mirza Schaffy."

„Im Schlafe noch voll Geist,
Voll Weisheit noch im Träumen,
Da Du im Schlafe zu versäumen
Die lästigsten Besuche weißt!"

Abgesehen von dem, feine Schelmerei mit zarter Rücksicht verbindenden Inhalt dieser mit fliegendem Stift geschriebenen Verse war ich ganz überrascht von ihrem Wohllaut, wie mir Jeder nachfühlen wird, der etwas von der Sache versteht.

Ich habe gepriesene Gedichte von einer Länge bis zu viertausend Versen und darüber gelesen, in welchen sich trotz aller Gewandtheit des Ausdrucks, blendender Bilder und klingender Reime keine Spur von solchem Talent offenbarte, wie es in den oben angeführten vier schlichten Verszeilen zu Tage tritt.

XV.

Der Umschwung der Dinge in Wien.

Der ruhigen Stunden in den stürmischen Wochen des Oktober wurden immer weniger, je mehr der Monat seinem Ende sich näherte, das mit der Entscheidung des unheilvollen Kampfes unsägliches Unheil über Wien und ganz Oesterreich bringen sollte.

Daß diese Entscheidung nicht zu gunsten der Wiener ausfallen werde, wußten alle Verständigen unter ihnen lange voraus; denn jeder konnte vom Stephansthurm aus deutlich sehen, wie täglich neue Truppenmassen das Belagerungsheer in einer Weise verstärkten, daß die von allen Verbindungen abgeschnittene Hauptstadt der erdrückenden Uebermacht nicht nachhaltig zu widerstehen vermochte. Auch wurde der Widerstand nur durch die Hoffnung genährt, daß die versprochene Hülfe der Ungarn Erlösung bringen werde. Dies würde jedoch nur möglich gewesen sein, wenn die Wiener einen wohlvorbereiteten Ausfall gewagt hätten, um sich mit den Ungarn zu verbinden, wie diese es erwarteten, da ihr schnell improvisirtes, nur dürftig mit Geschütz versehenes Heer allein nicht im stande war, den kaiserlichen Truppen die Spitze zu bieten. Dennoch wagten sie eine Schlacht an der Schwechat, nahmen das Dorf Manswörth mit Sturm und drangen siegreich bis

auf die Höhe von Schwechat vor, mußten aber dann, nachdem sie in achtstündigem Kampfe vergebens auf Hülfe von Wien gewartet, vor der überlegenen Kavallerie der österreichischen Generäle Zeisberg, Kempen und Fürst Liechtenstein zurückweichen, um sich fortan auf die Vertheidigung ihres eigenen Landes zu beschränken. Sie vollzogen ihren Rückzug über die Leitha, ohne sonderlich von Verfolgung zu leiden.

Während dieses zur Befreiung der Hauptstadt unternommenen, bis vier Uhr nachmittags sich hinziehenden Kampfes hatten die Führer der Wiener Nationalgarde nichts Besseres zu thun, als ihn sich von der Höhe des Stephansthurmes anzusehen, wo man die Bewegungen der streitenden Heere an der nahen Schwechat so genau verfolgen konnte wie das Spiel auf einem Schachbrett.

Zur Erklärung dieser Unthätigkeit bedarf es folgender Bemerkungen. Schon am 21. Oktober hatte Fürst Windischgrätz ein Manifest ergehen lassen, worin Wien und seine Vorstädte in Belagerungszustand erklärt, alle Civilbehörden unter Militärherrschaft gestellt und gegen die Uebertreter der Verfügungen des Höchstkommandirenden das Standrecht verkündigt wurde.

Da diese Kundgebung im schärfsten Widerspruch stand zu einem kaiserlichen Manifest, welches zwei Tage vorher erschienen war, und ebenso zu einer Botschaft vom Erzherzog Johann, so konnte der Gemeinderath dem Befehl des Fürsten nicht nachkommen, seine Standrechtserklärung zustimmend zu veröffentlichen. Er wandte sich an den Reichstag, wo das Aktenstück laut verlesen und mit großem Erstaunen angehört wurde, da es die Nothwendigkeit der angedrohten Zwangsmaßregeln durch eine so haarsträubende Schilderung der Wiener Zustände begründete, als ob dort nur Brand, Raub, Mord und Todtschlag herrschte.

Einstimmig wurde folgender Antrag als Antwort auf das Manifest des Feldmarschalls angenommen:

„In Betracht, daß nach wiederholtem Ausspruche des Reichstags und des Gemeinderaths die bestehende Aufregung in Wien nur durch die drohenden Truppenmassen unterhalten wird; in Betracht endlich, daß das kaiserliche Wort vom 19. ds. M. die ungeschmälerte Aufrechthaltung aller errungenen Freiheiten, sowie ganz besonders die freie Berathung des Reichstages neuerdings gewährleistete: erklärt der Reichstag die vom Feldmarschall Fürsten Windischgrätz angedrohten Maßregeln des Belagerungszustandes und Standrechtes für ungesetzlich."

Als das Wort „ungesetzlich" ausgesprochen wurde, erscholl ein Sturm des Beifalls im ganzen Hause.

Der Gemeinderath, von dem Beschlusse des Reichstags sofort in Kenntniß gesetzt, erließ danach ein Schreiben an Fürst Windischgrätz des Inhalts: Da der Reichstag die Standrechtserklärung für ungesetzlich erkläre, so werde sie der Gemeinderath nicht veröffentlichen und sehe allen aus seiner Weigerung erwachsenden Folgen mit dem ruhigen Bewußtsein entgegen, seine Pflicht gethan zu haben.

Darauf erließ der Feldmarschall folgendes Schriftstück:

„Im Verlaufe des von mir in meiner ersten Proklamation vom 21. d. M. verkündeten Belagerungszustandes und Standrechtes habe ich befunden als fernere Bedingungen zu stellen:

1. Die Stadt Wien, deren Vorstädte und nächste Umgebungen haben 48 Stunden nach Erhalt dieser Proklamation ihre Unterwerfung auszusprechen und legions- oder kompagnieweise die Waffen an einem zu bestimmenden Ort an eine Commission abzuliefern, sowie alle nicht in der Nationalgarde eingereiheten Individuen zu entwaffnen, mit Bezeichnung der Waffen, welche Privateigenthum sind.

2. Alle bewaffneten Corps und die Studentenlegion werden aufgelöst, — die Aula gesperrt, — die Vorsteher der akademischen Legion und 12 Studenten als Geiseln gestellt.

3. Mehrere von mir noch zu bestimmende Individuen sind auszuliefern.

4. Auf die Dauer des Belagerungszustandes sind alle Zeitungsblätter zu suspendiren mit Ausnahme der Wiener Zeitung, welche sich blos auf offizielle Mittheilungen zu beschränken hat.

5. Alle Ausländer in der Residenz sind mit legalen Nachweisungen der Ursache ihres Aufenthalts namhaft zu machen, die Paßlosen zur allsogleichen Ausweisung anzuzeigen.

6. Alle Klubs bleiben während des Belagerungszustandes aufgehoben und geschlossen.

7. Ein jeder, der sich

a) obigen Maßregeln entweder durch eigene That oder durch aufwieglerische Versuche bei andern widersetzt; — wer

b) des Aufruhrs oder der Theilnahme an demselben überwiesen, oder

c) mit Waffen in der Hand ergriffen wird — verfällt der standrechtlichen Behandlung.

Die Erfüllung dieser Bedingungen hat 48 Stunden nach Veröffentlichung dieser Proklamation zu erfolgen, widrigenfalls ich mich gezwungen sehen werde, die allerenergischsten Maßregeln zu ergreifen, um die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen.

Hauptquartier Hetzendorf am 23. Oktober 1848.

Fürst zu Windischgrätz,
Feldmarschall."

Die Proklamationen des Fürsten brachten eine ganz andere Wirkung hervor, als er erwartet hatte. Man versah sich

nichts Gutes von einem Manne, der als ein starrer Anhänger des alten Metternichschen Systems bekannt war, von dem das geflügelte Wort ausging: „Der Mensch fängt erst beim Baron an“ und der nun den Wienern gegenüber eine Sprache führte, als ob er in Feindesland stände.

Vor der Erklärung des Belagerungszustandes wäre eine Verständigung leicht gewesen, da der weitaus größte Theil der Bewohner von Wien der Absperrung von der übrigen Welt herzlich müde war und die Lage der von aller Zufuhr abgeschnittenen Stadt auch in betreff der Verpflegung sich täglich schwieriger gestaltete. Ebenso stand's mit der Kriegsmunition. In den Kämpfen, welche täglich gegen die vordringenden Kroaten stattfanden, war schon so viel Pulver und Blei verschossen, daß der Vorrath nicht lange mehr ausreichte. Wenn das noch ein paar Wochen so fortgedauert hätte, so wäre Wien gezwungen gewesen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man war darauf gefaßt.

Allein der vom Fürsten Windischgrätz angeschlagene Ton scholl selbst den friedlichsten und bedächtigsten schwarzgelben Bürgern zu rauh und verletzend in die Ohren, um ihn sich ruhig gefallen zu lassen. Es war, als hätte bei allen blitzartig die Erkenntniß eingeschlagen, daß es dem neuen Alba, wie man den Fürsten jetzt nannte, gar nicht um friedliche Verständigung, sondern um blinde Unterwerfung zu thun sei.

Vor der Erklärung des Belagerungszustandes hatten sehr viele Bürger nur mitgekämpft gegen die Kroaten, um nicht der Feigheit geziehen zu werden; jetzt aber stand allen ein bestimmtes Ziel vor Augen, das ihnen die Waffen in die Hand drückte, zum Kampfe für die Ehre der Stadt Wien, für die Erhaltung der konstitutionellen Rechte und für die persönliche Freiheit. Die Armee und die bewaffnete Stadt standen wie Duellanten mit gezücktem Schwert einander gegen-

über, und wie ein ritterlicher Kämpe aufbäumt, wenn sein ihm sich überlegen dünkender Gegner auf der Wahlstatt Beilegung des Kampfes unter schimpflichen Bedingungen vorschlägt, so bäumte die Stadt Wien sich auf gegen Windischgrätz, als er ihr zumuthete, auf seine Forderungen vor ihm die Waffen zu strecken. In dem Charakter seiner Bedingungen lag die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Kampfes, welchen die Bevölkerung, der Reichstag und der Gemeinderath sonst gern vermieden hätten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in Wien neben dem Janhagel, den jede große Stadt aufzuweisen hat, nicht auch eine Anzahl von halbgebildeten Leuten — darunter einige verkommene Litteraten und Journalisten à la Häffner — zu finden gewesen, welche unter allen Umständen Unruhe für die erste Bürgerpflicht hielten und sich am wohlsten fühlten, wo es am tollsten herging, — allein diese fielen doch bei den großen Entscheidungen kaum ins Gewicht und mir ist, den ganzen Monat Oktober hindurch, kein Fall vorgekommen, daß die öffentliche Sicherheit des Verkehrs und das Eigenthum durch sie gefährdet worden.

Es mußte daher auch die bestgesinnten Bürger peinlich berühren, daß Fürst Windischgrätz von seinem Wahn, daß in Wien Raub und Mord an der Tagesordnung sei, nicht abzubringen war oder vielmehr nicht abgebracht sein wollte. Die ganze Stadt sollte büßen für die Greuelthat der Mörder des unglücklichen Grafen Latour, deren Auslieferung er in einer Nachschrift zu seiner Proklamation vom 23. Oktober verlangte. Zugleich mit ihnen sollten ausgeliefert werden der General Bem; der ungarische Unterstaatssekretär Franz Pulszky und Dr. Schütte.

In scharfer Betonung wurde dabei bemerkt, daß der Fürst den Reichstag, welcher gewagt habe sein Vorgehen als ein

ungesetzliches zu bezeichnen, als nicht mehr vorhanden betrachte und sich lediglich an den Gemeinderath halte, dem er die sofortige Erfüllung seiner Forderungen zur Pflicht mache. Er schien also vorauszusetzen, daß die Väter der Stadt die Mörder des Grafen Latour gleich zur Hand hätten und nur einigen guten Willen zu zeigen brauchten, um sie gefesselt auszuliefern.

Es blieb hiernach dem Gemeinderath nichts übrig als dem Fürsten die Thatsache ins Gedächtniß zurückzurufen, daß beim Eindringen der Mordgesellen in das Kriegsministerium kein Civilist, sondern nur eine Menge Offiziere und Soldaten dort zu sehen gewesen, die sehr leicht den Eintritt wie die Unthat der Mörder hätten verhindern können, was zu thun sie leider unterlassen. Den Grund werde der Feldmarschall am besten von ihnen selbst erfahren und dabei auch Gelegenheit finden, zu ermitteln, wie die Mörder ausgesehen, um danach auf sie fahnden zu können.

Was nun die Auslieferung des Generals Bem anbelange, so lasse sich dieselbe schon deshalb nicht bewerkstelligen, weil der Gemeinderath den alten bewährten Krieger aus Napoleons Schule besonders angestellt habe, um die Vertheidigung der von den Truppen des Herrn Feldmarschalls so arg bedrohten Stadt zu leiten und unter Aufsicht des Oberkommandanten Messenhauser nach Kräften die Granaten- und Kartätschengrüße zu erwidern, welche jeden Tag aus dem Feldlager Sr. Durchlaucht herübertönten.

Für die Auslieferung des Unterstaatssekretärs Pulszky und des Dr. Schütte liege ebenfalls kein Grund vor, da die beiden Herren in Wien nichts gethan hätten, was den Gemeinderath berechtige, sie der standrechtlichen Behandlung des Herrn Feldmarschalls zu überantworten. —

Der Kampf entbrannte nun mit erneuter Heftigkeit und

zum ersten Mal entdeckten die Sachkundigen einen Plan in den Bewegungen der Belagerungsarmee, die bis dahin immer unberechenbar erschienen waren. Der Plan bestand darin, die umzingelte Stadt in der Morgendämmerung des 28. Oktober von allen Seiten zugleich anzugreifen, um die Streitkräfte der Belagerten, welche doppelte Linien im Umfange von einigen Meilen besetzt halten mußten, zu vertheilen und dadurch zu schwächen und das Hauptangriffsobject vorläufig zu maskiren, um sich dann plötzlich mit voller Wucht darauf zu werfen, da die kaiserlichen Truppen den Vortheil hatten, sich auf beliebigen Punkten concentriren zu können. Fürst Windischgrätz wollte nur die Leopoldstadt und Landstraße einnehmen, um dadurch den Ungarn, falls sie noch den Wienern zu Hülfe kommen sollten, den Weg zu versperren.

Als nun der Kanonendonner ringsum begonnen hatte und das Feuern aus den Feldbatterien gegen die Vorstädte immer heftiger wurde, verkündete die Sturmglocke vom Stephansthurme, daß der Tag der Entscheidung gekommen sei. Ordonanzen mit weißen Federbüschen sprengten durch die Straßen; polnische Reiter mit rothen, weiß verbrämten Mützen galoppirten aus der Leopoldstadt in die Stallburg zum Oberkommando und von dort wieder zurück; die Basteien füllten sich mit Bewaffneten und alles was noch von Mobilgarden in der Stadt war, eilte auf die angewiesenen Posten in die Vorstädte hinaus.

Gegen Mittag wandte sich der Angriff plötzlich mit großer Wucht gegen die Doppelbarrikade am Praterstern, wo man's am wenigsten erwartete. Jäger, Grenadiere und Kroaten, welche in der Waldung des Praters versteckt waren, drangen, unterstützt von einer Batterie sechs- und zwölfpfündiger Geschütze, auf den Praterstern ein und nahmen nach schwachem Widerstande diese erste gut strategisch erbaute Barrikade.

Um so größer waren die Schwierigkeiten, die sie im Kampfe gegen die zweite fanden, deren Vertheidigung General Bem selbst leitete. Dieser alte Krieger, der sich schon bei Praga und Ostrolenka hervorgethan, war kaum fünf Fuß groß, hatte ein verwittertes Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, und kleine, graue, tiefliegende Augen, die nur hell aufblitzten, wenn es zum Kampfe ging, und er verstand es dann wunderbar seine Leute zu elektrisiren. Einen so anhaltend furchtbaren Kampf wie den um die zweite Sternbarrikade geführten, hatte man während der Belagerung noch nicht erlebt. Fast jede Sekunde durchsausten Granaten und Kartätschen die Luft, deren Erschütterung so gewaltig war, daß selbst in der inneren Stadt die Fenster klirrten und die Häuser bebten.

Alle Versuche, die Barrikade in der Front zu nehmen, mißlangen. Erst als nach vierstündigem fürchterlichen Ringen die Kaiserlichen durch eine Seitengasse in die Häuser eindrangen und aus den Fenstern auf die unten kämpfenden Garden feuerten, während diese zugleich von Kroaten, welche durch die Landstraße und Franzensallee hereingebrochen waren, im Rücken angegriffen wurden, gelang es, sie zum Weichen zu bringen.

Der übrigen Kämpfe braucht hier nicht weiter gedacht zu werden. Ueber das Resultat des schauervollen Tages konnte Fürst Windischgrätz nach Olmütz telegraphiren: „Die Truppen sind nach einem neunstündigen Barrikadenkampfe der Disposition gemäß in die Vorstädte Landstraße, Rennweg, Leopoldstadt und Jägerzeile eingedrungen und haben dieselben bis an die Wälle der Stadt besetzt.“

Messenhauser, der Oberkommandant der Nationalgarden, hatte noch am Abend des verhängnißvollen Tages sowohl im Reichstage wie im Gemeinderathe die Erklärung abgegeben, daß die Stadt die Vertheidigungsmittel nicht besitze, sich noch

länger zu halten. Es wurde danach auf seinen Rath beschlossen, eine Deputation an den Feldmarschall zu senden, um wo möglich einen ehrenvollen friedlichen Ausgang zu erzielen. Darauf ging jedoch der Fürst nicht ein, sondern verlangte unbedingte Unterwerfung nach vorhergegangener Entwaffnung, mit vollständiger Aufrechthaltung seiner früher gestellten Bedingungen. Das Einzige, wozu er sich herbeiließ, war die Gewährung einer Frist, innerhalb welcher die Entwaffnung der Wiener von diesen selbst in Ruhe vollzogen werden könne.

Die Nationalgarde und die Studentenlegion zeigten sich, in richtiger Erkenntniß der traurigen Sachlage, bereit ihre Wehre abzuthun und Frieden zu halten; nur die bewaffneten Proletarier und Arbeiter wollten nichts davon hören; schalten Messenhauser und seine Anhänger Verräther und ergingen sich in den wildesten Drohungen. Sie hatten sich hinter ihren Barrikaden, wo nachts bei den Wachtfeuern auch allerlei muntere weibliche Gesellschaft zu finden war, so gemüthlich eingerichtet, daß sie sich kein schöneres Leben wünschten, als sie dort führten. In den Kampf zu gehen waren sie jederzeit bereit, aber von ihrem kostbaren Waffenschmuck wollten sie nicht lassen. So befand sich Messenhauser ihnen gegenüber in der peinlichsten Lage: mit Gewalt konnte er die verwegenen Gesellen nicht bändigen, ohne den versprochenen Frieden zu stören, und seine Ermahnungen erwiderten sie mit Spott und Hohn. Er beschloß deshalb von seinem Posten zurückzutreten, dem er sich überhaupt nicht gewachsen zeigte. Er war ein wohlgestalteter, leidlich gebildeter, noch junger Mann, der es im Militär bis zum Lieutenant gebracht, dann den Dienst verlassen und von poetischem Drange getrieben, die dornige Schriftstellerbahn betreten hatte, aus welcher er durch seine Erhebung zum Oberkommandanten der Wiener

Nationalgarde wieder herausgerissen wurde. Die Wahl hatte ihn getroffen, weil man ihm doch mehr militärische Fähigkeiten zutraute, als seinem Vorgänger im Amt, einem sehr geachteten Weinhändler. Er sah in seinem über die Schulter geschlagenen weißen Feldherrnmantel und dem kleidsamen Hut mit wallenden Federn sehr stattlich aus, und ließ auch in seiner Thätigkeit nichts zu wünschen übrig, bis ihm die Schwierigkeiten über den Kopf wuchsen. Es fehlte ihm nicht an Muth, aber an rascher Umsicht und Entschlossenheit. Er war ein durchaus redlicher Mann, nur zu leicht bestimmbar durch augenblickliche starke Eindrücke und mehr dazu angethan, sich von anderen hinreißen zu lassen, als selbst hinzureißen.

Man wird nach diesen Bemerkungen verstehen, warum Messenhauser, wie zu Anfang dieses Kapitels berichtet wurde, am 30. Oktober von der Höhe des Stephansthurms scheinbar unthätig mit einigen Kameraden den Kampf zwischen den Belagerungstruppen und den Ungarn sich ansah, ohne Anstalt zu treffen diesen zu Hülfe zu eilen. Die mit dem Fürsten Windischgrätz vereinbarte Friedens- und Entwaffnungsfrist war noch nicht abgelaufen; er selbst hatte mit allem Aufgebot seiner Beredtsamkeit diese Vereinbarung herbeigeführt, weil er auf die so lange erwartete Hülfe der Ungarn nicht mehr glaubte rechnen zu dürfen. Und nun sah er sie vor sich im heftigsten Kampfe, während er eben seine Nationalgarden und Legionäre entwaffnet hatte. Sogar Blum und Fröbel, die im sogenannten Corps d'élite als Hauptleute mitgekämpft, kamen jetzt ohne Wehr und Waffen im schlichten bürgerlichen Rock auf den Thurm gestiegen, um sich zu überzeugen, ob das Jubelgeschrei „die Ungarn kommen!“ wirklichen Grund habe. Um 1 Uhr erschien folgende Bekanntmachung:

„Vom St. Stephansthurme.

Die Schlacht scheint sich gegen Oberlaa und Inzersdorf

zu ziehen. Der Nebel verhindert eine klare Ansicht. Bis jetzt scheinen die Ungarn im siegreichen Vorschreiten begriffen zu sein. Im Falle ein geschlagenes Heer sich den Mauern der Stadt nähern sollte, so wird es Pflicht aller Wehrkörper sein, sich auch ohne Kommando unter das Gewehr zu stellen.

30. Oktober 1848. 12¾ Uhr mittags.

Messenhauser, prov. Oberkommandant."

Eine Stunde später erschien eine neue Bekanntmachung, welche mit den Worten schloß: „Seit einer halben Stunde zieht sich die Schlacht offenbar immer näher gegen uns." —

Jetzt waren die Massen nicht mehr zurückzuhalten. „Die Basteien besetzen!" erscholl es überall und den Worten folgte die That. Die Studenten verlangten Messenhausers Rücktritt; Fenner von Fenneberg sollte an seine Stelle treten. Messenhauser machte keine Schwierigkeiten; er war ganz gebrochen.

Ein ungarischer Bericht über die Schlacht von Schwechat lautete: „Das Glück war uns vor Wien nicht so günstig, wie es die Tapferkeit unserer Armee verdient hätte, oder vielmehr nicht, das Glück war uns nicht günstig, sondern wir wurden in unsern gerechtesten Erwartungen getäuscht; denn die hartbedrängte Stadt Wien, zu deren Entsatz unsere tapfere Armee herbeieilte, hat dem Kampf, den wir fast unter Wiens Mauern um Wiens Freiheit mehr als acht Stunden lang gefochten, unthätig zugeschaut und nicht nur mit keinem Ausfall uns unterstützt, sondern nicht einmal einen Schuß von den Wällen gethan, um den Feind einigermaßen zu beschäftigen," u. s. w.

Der Schluß des Trauerspiels der Irrungen, wie man die Wiener Oktoberrevolution füglich nennen kann, weist auf den Anfang zurück, der uns das rebellische Regiment Deutschmeister vorführte, welches lieber von seinem Leben lassen wollte, als von der schönen Kaiserstadt Wien. Daß die Soldaten dieses Regiments jetzt vorzogen in offenem Kampfe zu

fallen, als dem schimpflichen Tode entgegenzugehen, der ihnen bei der Unterwerfung unter Fürst Windischgrätz in sicherer Aussicht stand, war sehr natürlich. Sie verbündeten sich mit dem bewaffneten Proletariat zum letzten Kampfe und keiner von ihnen fiel lebendig in die Hände der Krieger des Fürsten Windischgrätz, als dieser, nach einem furchtbaren Bombardement, welches viele Häuser zertrümmerte und in Brand setzte, gegen 6 Uhr abends des 31. Oktober durch das zerschmetterte Burgthor seine Vorhut einrücken ließ. Zwei Bataillone Grenzer (Ottochaner) rückten im Sturmschritt vor, als der Ruf erscholl: „Die Burg brennt!“ Von andern hervorragenden Gebäuden standen die Augustinerkirche und der Palast des Grafen Kolowrat in Flammen. Neue Bataillone rückten durchs Kärntnerthor ein, wo einige Frauenzimmer mit weißen Tüchern den Soldaten entgegengewinkt haben sollen. In der Nähe des Burgthores, wo ich mit Auerbach und Warrens dem lange fortgesetzten Einzuge der Truppen zusah, war nichts von irgendwelcher freudigen Begrüßung derselben zu merken. Dagegen zeigten sich überall Sicherheitswachen geschäftig, irgend verdächtig aussehende Leute einzufangen und mit Hülfe von Soldaten in Sicherheit zu bringen. — Die Kanonenkugeln, Granaten und Brandraketen waren am dichtesten in der Gegend der Kärntnerstraße und des Burgplatzes gefallen und sogar bis zum Hohen Markt in das griechische Konsulatsgebäude.

Als ich abends spät in meine Wohnung zurückkehrte, welche nahe bei der Rothenthurm-Bastei lag, erfuhr ich von meinem Hauswirth, daß da oben noch eine Menge Proletarier campirten, weil sie nicht wüßten, wo sie die Nacht sonst zubringen sollten . . .

* * *

Am folgenden Morgen flatterte schon früh eine große schwarzgelbe Fahne am Stephansthurm. In den Straßen wurden die Glassplitter, Ziegel, verkohlte Balken und sonstige Trümmer vom Zerstörungswerke des Bombardements fortgeschafft und wo sich irgend Platz dazu bot, Lagerplätze für die Truppen hergerichtet, deren Zahl zu groß war, um in den Kasernen untergebracht werden zu können. Besonders der Stephansplatz, Graben und Hohe Markt wimmelten von Kriegern, die in ihren mannigfaltigen Trachten sich ausnahmen wie lebende Bilder aus Wallensteins Lager. Dagegen war von den Uniformen der Nationalgarde und akademischen Legion nichts mehr zu sehen. An die Stelle der bebuschten Stürmer und kecken Calabreser waren schwarze Cylinderhüte getreten und die zierlichen Sammetröcke der Studenten hatten ehrbarer bürgerlicher Kleidung Platz gemacht. Jeder, der sich öffentlich zeigte, trug das Beste, was er anzuziehen hatte, wie in Beherzigung des weisen Spruches von Shakespeare: Durch zerlumpte Kleider sieht man die kleinsten Laster; lange Röcke und Pelzmäntel verbergen alles.

An den Mauern, die sonst mit Anschlägen ganz überklebt waren, sah man nur eine einzige Bekanntmachung, in welcher Messenhauser und Fenneberg sich dagegen verwahrten, daß die letzten Feindseligkeiten einzelner Trupps von Mobilgarden auf Befehl des Oberkommandos geschehen seien.

Die Thore der Stadt blieben für alle Civilpersonen geschlossen; denn es wurden strenge Hausuntersuchungen ins Werk gesetzt. Im übrigen war das einzige bemerkenswerthe Ereigniß des Tages eine militärische, dem unglücklichen Grafen Latour geweihete Todtenfeier. Der Platz neben dem Kriegsministerium war ganz angefüllt mit Soldaten; der Gaskandelaber, an welchem die Leiche gehangen, wurde aus der Erde gerissen und in kleine Stücke zerschlagen, von welchen

jeder eins als Andenken zu erzielen suchte. — Vor Einbruch der Nacht wurden alle Basteien von Militär besetzt, und es bildete sich bald ein förmlicher Lichtkreis um die Stadt von den Wachtfeuern, um welche die Soldaten sich lagerten. Die kriegerischen Gesänge, welche sie anstimmten, harmonirten wenig mit der gedrückten Stimmung der Residenzbewohner.

Die Mörder des Grafen Latour zu ermitteln, was der Fürst nach der Erstürmung Wiens als seine Hauptaufgabe betrachtete, gelang ihm so wenig, wie es dem Gemeinderath gelungen war. Auch seine eifrigen Bemühungen, Bem, Pulszky und Schütte „zu stande zu bringen“, blieben erfolglos, obgleich große Preise dafür ausgesetzt waren.

Bem und Pulszky hatten schon vor dem Einmarsch der Truppen zu entkommen gewußt, während Schütte noch gar keine Anstalt traf, Wien zu verlassen. Sein Benehmen in der Auslieferungsangelegenheit machte nicht geringes Aufsehn. Er stellte sich, gleich nach Bekanntwerden der standrechtlichen Proklamation des Feldmarschalls, dem Gemeinderath zur Verfügung, der natürlich nicht daran dachte ihn auszuliefern. Aber ebensowenig dachte das Volk daran, unter welchem er sich mit gewohnter Unbefangenheit bewegte. Und doch war auf den Kopf des vogelfreien Mannes ein hoher Preis gesetzt! Auf meine Frage, wodurch er sich in so hohem Grade den Haß des Feldmarschalls zugezogen habe, gab er mir eine sehr eingehende Erklärung, wovon ich hier nur die Hauptpunkte anführe.

Im März 1848 wurde Fürst Windischgrätz seines Postens als Civil- und Militärgouverneur von Wien enthoben infolge der Klagen, welche die Stadt durch eine Deputation beim Kaiser gegen ihn führte, an deren Spitze Dr. Schütte stand.

In einem Bericht, welchen die Augsburger Allgemeine Zeitung aus Wien über die Anfänge der Oktoberrevolution

brachte, wurde Dr. Schütte „die Seele aller demokratischen Klubs" genannt. Dieser Bericht rührte von Dr. Moriz Wagner her, dem berühmten Reisenden und Naturforscher, der, bis er Professor in München wurde, in Correspondenzen für die Allgemeine Zeitung seine Haupterwerbsquelle suchen mußte. Als er nun erfuhr, daß Dr. Schütte gar keinem demokratischen Klub angehöre, widerrief er sofort seine oben angeführte Aeußerung. Allein die Feinde Schüttes in der Umgebung des Fürsten sorgten dafür, daß diesem der Widerruf nicht zu Gesicht kam. Sie bestärkten ihn auch in dem Wahne, daß die ganze Revolution von Fremdlingen angezettelt sei, die mit Hülfe einiger Juden durch ihre Schreib- und Redekünste den harmlosen Wienern die Köpfe verdreht und rebellisch gemacht hätten. Was war nun natürlicher, als die drei namhaftesten dieser gefährlichen Fremdlinge: den Dr. Schütte als Reichsdeutschen, den General Bem als Polen und den Unterstaatssekretär Pulszky als Ungarn, mit ihren Köpfen für die verübten Verführungskünste büßen zu lassen! Da ihm das nicht gelang, weil — wie ein Wiener Witzbold sagte — der Feldmarschall immer erst eine Zange holen ließ, wenn er eine Fliege fangen wollte, die ihn störte, so mußten andere Opfer fallen.

Schütte, den man überall suchte, wo er nicht zu finden war, blieb in Wien bis über die Mitte des November hinaus und reiste dann, als Blum, Messenhauser und andere, die gar keinen Fluchtversuch gemacht, schon durch Pulver und Blei ins Jenseits befördert waren und die Verfolgungswuth einigermaßen nachgelassen hatte, mit Hülfe Moriz Wagners, der ihm seinen eigenen Paß zum Fortkommen gegeben, nach Breslau.

Der Feldmarschall hatte sich noch gar nicht in Wien sehen lassen, sondern den Freiherrn von Cordon zu seinem Vertreter dort bestellt, dem alle städtischen Behörden untergeordnet

wurden. Er erließ eine Proklamation, in welcher er den Wienern Ruhe und freundliches Entgegenkommen gegen die Truppen dringend anempfahl, dabei versprechend, daß, sobald sie sich wieder an gesetzliche Ordnung gewöhnt hätten, die scharfen Maßregeln, welche der Belagerungszustand erheische, einigermaßen gemildert werden sollten, besonders in Bezug auf die Erleichterung des Verkehrs.

Da nun in der That die Ruhe der guten Wiener nichts zu wünschen übrig ließ, so erschien schon am 4. November eine neue Bekanntmachung, nach welcher Jedermann, der einen „Passirschein" von der Militärcommission am Josephsplatze aufweisen konnte, zum Burg-, Kärnthner-, Rothenthurm- und Schottenthore hinaus durfte; wer herein wollte, mußte mit einer Legitimation der Vorstadtsgerichte und Bezirks-commissariate versehen sein. Dabei wurde eine folgendermaßen stilisirte Ausnahme zu gunsten des schönen Geschlechts gemacht: „Unbedenkliche Frauenzimmer haben zwischen Stadt und Vorstädten freien Ein- und Austritt."

Ein stilles Lächeln über die unfreiwillige Komik, welche in fast allen Kundgebungen sehr ernst gemeinter Machtübung zu tage trat, war der einzige Ausdruck rebellischer Gesinnung, auf welchem noch keine standrechtliche Strafe stand. Als die Hausdurchsuchungen nach Waffen und gefährlichen Papieren begannen, machten mich meine Freunde aufmerksam, daß es rathsam sein würde, einige Waffen, welche auf einer kaukasischen Stickerei — einem Andenken von lieber Hand — über meinem Schreibtisch hingen, zu verbergen, um nicht in Verlegenheit zu gerathen. Ich aber konnte mich nicht dazu entschließen, weil es mir weit gefährlicher schien, daß die Waffen in einem Versteck gefunden würden, als daß sie sich offen zeigten, wie sie seit meiner Heimkehr aus dem Orient überall, wo ich mich in Deutschland häuslich niedergelassen, meinen Zimmerschmuck

gebildet hatten. Dieser fiel denn auch den beiden Offizieren, welche meine Wohnung nach Waffen zu durchsuchen hatten, gleich in die Augen, und sie standen von jeder weiteren Nachforschung ab, nachdem ich ihnen über die Herkunft der Waffen die nöthige Auskunft gegeben. Die Hauptstücke waren drei kostbare Dolche, deren kleinster, ein Geschenk des Gouverneurs von Tula, General von Stade, dessen und meinen Namen in schöngravirter russischer Schrift aufwies, während die beiden größeren Dolche, wahre Prachtstücke, in goldener arabischer Schrift sich als mir gewidmete Geschenke von kaukasischen Gastfreunden offenbarten.

Diese Zeugnisse konnten natürlich die beiden Offiziere nicht bewegen, zu meinen Gunsten eine Ausnahme von der ihnen vorgeschriebenen Regel zu machen, alle Waffen zu confisciren; sie versprachen, über den besonderen Fall ihren Vorgesetzten zu berichten, und ich zweifle nicht, daß sie das auch gethan haben, aber ich mußte mir selbst sagen, daß ein Erfolg davon kaum zu erwarten sein werde. Denn die eingezogenen Waffen zählten nach Hunderttausenden und die oberen Militärbehörden hatten wichtigere Dinge zu thun, als sich auf die Prüfung von Einzelfällen einzulassen. Hatte doch auch bei der Plünderung des Zeughauses das Proletariat Waffen genug erbeutet, auf welchen sich orientalische Schriftzüge befanden! Und so sah ich denn meine kostbaren Dolche, an welche sich für mich die schönsten Erinnerungen knüpften, nebst zwei minderwerthigen Pistolen davontragen auf Nimmerwiedersehen. Nichts blieb zurück auf der gestickten Decke, als ein orientalischer Pulverbehälter, aus den Genitalien eines Kameels hergestellt und ebenfalls mit arabischen Inschriften verziert.

Im Vordergrunde des Interesses stand einstweilen eine lange Reihe von Hinrichtungen, wobei die Opfer zum Tode durch den Strang verurtheilt wurden, das Urtheil aber, wie

es in den Berichten regelmäßig hieß: „in Ermangelung eines Freimanns durch k. k. Jäger vermittelst Pulver und Blei vollzogen wurde.“

Erwähnenswerth dabei ist, daß sämmtliche Opfer des Standrechts dem Tode ebenso leicht hätten durch die Flucht entgehen können, wie das Schütte, Bem und Pulszky gelungen, an deren Köpfen dem Feldmarschall mehr lag, als an allen andern, — allein sie haben gar keinen Versuch dazu gemacht, sondern sich ruhig festnehmen und todtschießen lassen.

Es war, als ob damals an der Donau das Leben im Preis gesunken wäre wie der Werth des österreichischen Papiergeldes. Grauenhafte Geschichten gingen um von den Ausschreitungen und Greuelthaten, welche die Kroaten in den Vorstädten verübt haben sollten. Da ich selbst nichts davon gesehen habe, und die Zeitungen nur offizielle Berichte bringen durften, nach welchen alles musterhaft herging, so soll auch hier nicht weiter davon die Rede sein. Hervorheben will ich nur, daß mir über das Benehmen der Offiziere keine Klagen zu Ohren gekommen sind und daß mir alle, mit welchen das Schicksal mich in Wien zusammenführte, nur gute Eindrücke hinterlassen haben. Schon in den ersten Tagen des November suchten mich verschiedene Landsleute — darunter Hannoveraner und Braunschweiger aus namhaften Familien — auf, die in österreichischen Diensten standen. Dann lernte ich bei Baron Bruck, der schon im Oktober nach Wien gekommen war, einige Offiziere höheren Ranges kennen, und im Gasthof zum Heiligen Geist fand ich mittags und abends an der Wirthstafel so viele Offiziere wie Civilisten, die sich keineswegs von einander absonderten. Ich saß eines Abends an der Wirthstafel mit einem in Wien sehr beliebten Musikprofessor Bischof zusammen, der mir von den Festlichkeiten erzählte, die er weiland im Palast des Fürsten Metternich mitgemacht, den er als

einen überaus liebenswürdigen Wirth pries, als ein kleiner wohlbeleibter Offizier eintrat und nach höflicher Begrüßung uns gegenüber Platz nahm. Er durchflog den Speisezettel und sagte zum Kellner: „Bringen Sie, was gerade fertig ist; ich habe Hunger!“

„Trinken Sie nicht einstweilen ein Glas Vöslauer mit uns, lieber Major?“ sagte der Professor, mich ihm dabei vorstellend. Der Major machte keine Umstände und bald klirrten drei Gläser zusammen. Ich habe das Gespräch, das dann folgte, nicht aufgeschrieben und will es nicht nachdichten, sondern hier nur den Inhalt, wie er mir lebendig im Gedächtniß geblieben, kurz wiedergeben.

Der Major hatte den ganzen Tag vor Aufregung nichts essen können, weil er früh morgens zwei Hinrichtungen vollziehen lassen mußte, die ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Es handelte sich darum, zum Zielpunkt der k. k. Jäger zwei Journalisten zu machen, welche beschuldigt waren, durch die Zeitung „Der Radicale“ das Volk zur Empörung gegen Seine Majestät, den Kaiser, und zu bewaffnetem Widerstande gegen Seine Durchlaucht, den Feldmarschall, Fürsten Windischgrätz, aufgefordert zu haben.

Der eine dieser Beschuldigten war Dr. Julius Becher, 45 Jahre alt, protestantischer Religion, Eigenthümer und verantwortlicher Redacteur des genannten Blattes. Der andere war dessen Mitarbeiter, Dr. Hermann Jellinek, 25 Jahre alt, jüdischer Religion.

Dr. Becher, ein kräftig gebauter energischer Mann, ging festen Schritts und ruhigen Blicks, ohne ein Wort zu verlieren, seinem Ende entgegen.

Dr. Jellinek aber, dessen schmächtige, dürftige Gestalt ich schon früher geschildert habe, suchte dem Major unter lebhaftem Geberdenspiel klar zu machen, die Sache müsse auf

einem Irrthum beruhen. Es sei ja gar nicht denkbar, daß man wegen eines Aufsatzes, der das Volk über seine Rechte und Pflichten in einem constitutionellen Staate belehren sollte, dem Verfasser das Lebenslicht ausblasen wolle. Auch sei ja für alles, was in der Zeitung unter Billigung des Redacteurs erschienen, dieser allein verantwortlich. —

Die Art, wie der gutmüthige Major dies alles eingehender vortrug, war tief ergreifend. Man sah die kümmerliche Gestalt des Verurtheilten leibhaft vor sich stehen und hörte ihn alle Vernunftgründe erschöpfen, um das bleierne Schicksal von sich abzuwenden. Erst als er sich überzeugt hatte, daß alles weitere Reden fruchtlos sei, raffte er sich zusammen und rief, entschlossen zurücktretend: „Nun, so schießt mich todt!“ dabei eine Haltung annehmend, die zeigte, daß es ihm an moralischem Muth nicht fehlte.

„Ich kann den Ausdruck seines Gesichts nicht vergessen, als er unter den Kugeln zusammenbrach, und nie ist mir die Vollziehung eines Befehls so schwer geworden wie heute,“ schloß der Major seinen Bericht.

* * *

Am 21. November begleitete ich Baron Bruck nach Kremsier, wo auf kaiserlichen Befehl der in Wien durch Fürst Windischgrätz aufgelöste Reichstag sich wieder versammeln und fortan fern von der Hauptstadt in halb ländlicher Stille tagen sollte. Des einzig Bedeutenden, was er in Wien erreicht hatte, muß hier rühmend gedacht werden. Es war das die im Laufe des August beschlossene und am 9. September vom Kaiser bestätigte Aufhebung der Feudallasten.

Das Verdienst, zu dieser befreienden That den ersten Anstoß gegeben und zu ihrer Ausführung wesentlich beigetragen zu haben, gebührt dem heute noch rüstig unter den Lebenden

wandelnden Dr. med. Hans Kudlich, der am 8. August im Reichstage den Antrag stellte, die unendliche Reihe von Lasten und Frohnden, die sich aus dem Unterthänigkeitsverband herschrieb, mit einem Schlage aufzuheben. Die innere Schwierigkeit der Sache brachte es mit sich, daß die Verhandlungen darüber sich bis zum 7. September hinzogen und zu den heftigsten Redekämpfen Anlaß gaben über die Frage, ob den Herren für den Verzicht auf ihre Feudalrechte eine Entschädigung zu gewähren sei oder nicht. Das Ministerium drohte zurückzutreten, wenn die Entschädigung verweigert werde; die Bauernpartei erhob dagegen gewaltigen Lärm; einer ihrer Wortführer erklärte, die Köpfe derjenigen, die auf Entschädigung beständen, seien nicht mehr werth, als die Anatomie dafür zahle. Endlich trug ein Antrag Lassers den Sieg davon: daß zwischen den Lasten unterschieden werden und der eine Theil mit, der andere ohne Entschädigung aufgehoben werden solle.

* * *

In der kleinen, aber freundlichen und an stattlichen Gebäuden nicht armen Stadt Kremsier, der Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz, war es schwer, am Vorabend der Parlamentseröffnung ein passendes Unterkommen zu finden. Die meisten Gäste mußten in Privathäusern übernachten und fanden sich nur zum Speisen in den überfüllten Gasthäusern ein. Baron Bruck verließ mich schon bald nach unsrer Ankunft, um einer Ministerkonferenz beizuwohnen; in meinem Zimmer fand ich's sehr unbehaglich bei schlechter Beleuchtung und Heizung, und so brachte ich den ganzen Abend unten im Speisesaale zu, wo ich viele Bekannte aus Wien fand und auch einige neue Bekanntschaften machte. Dazu gehörte ein sehr intelligent aussehender, aber etwas schüchtern auftretender

junger Mann, der mir als Dr. Schleicher, Correspondent der Kölnischen Zeitung, vorgestellt wurde. Ich thue seiner hier nur Erwähnung, weil es derselbe Dr. Schleicher ist, der später als Sprachforscher einen so hohen Rang in der deutschen Gelehrtenwelt eingenommen. Er gestand mir, daß ihn die Politik sehr wenig interessire und der Ertrag seiner Berichte über die österreichischen Wirren ihm nur als Mittel diene, sich an der Quelle mit den slavischen Sprachen näher bekannt zu machen, die er vor kurzem angefangen habe zu studiren. Er ist denn auch in wenigen Jahren ein Meister darin geworden. — Was ihm und mir am besten in Kremsier gefiel, waren die slavischen Trachten, die einen ähnlichen Eindruck machten, wie wenn man von Berlin in den Spreewald kommt ...

In Betreff der Dinge, welche sich in der ersten Reichstagssitzung zu Kremsier begeben sollten, waren die Erwartungen nicht hochgespannt. Ein zum Theil neues Cabinet hatte sich gebildet, an dessen Spitze Fürst Felix Schwarzenberg, der Armeediplomat stand, als Minister des Aeußern, während das Innere Graf Stadion übernommen hatte und Baron Bruck das Departement des Handels. Dr. Bach für die Justiz und Krauß für die Finanzen waren auf ihren Posten geblieben.

Am Vormittag des 22. November fand im großen Saale des prachtvollen erzbischöflichen Palastes die Eröffnung des Reichstages statt. Auf die Tribüne steigt ein wohlgewachsener, rüstiger Herr von vornehmer Haltung, mit der Miene stolzen Selbstbewußtseins im Gesicht. Es ist Fürst Felix Schwarzenberg, der neue Ministerpräsident, alles in allem genommen ein schöner Mann von noch jugendlichem Aussehen. Er verliest mit klarer, allgemein verständlicher Stimme eine Rede, die sehr geschickt auf Ueberraschungen zugespitzt war, deren

jede besonders ausdrucksvoll, gleichsam zwischen Gänsefüßchen, vorgetragen wurde.

Gleich zu Anfang des als Regierungsprogramm bezeichneten Schriftstückes hieß es: obgleich der Wandel der Dinge in Oesterreich zu großen Verirrungen und sträflichen Ausschreitungen geführt habe, denke die Regierung nicht daran, die einmal in Fluß gekommene Bewegung zu unterdrücken, sondern sie nur in die rechte Bahn zu leiten; „wir selbst —“ rief der Fürst, das Haupt erhebend und die rechte Hand an die Brust legend — „wir selbst wollen uns an die Spitze der Bewegung stellen!“ Es folgte dann die Versicherung, daß die Regierung alle den Völkern Oesterreichs zuerkannten Rechte und Freiheiten erhalten und durch entsprechende Gesetze verordnen werde. Er schloß die kurze Rede mit den Worten: „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zur neuen, festen Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen; bis dahin aber wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen.“

Der Beifall, welchen diese Rede hervorrief, kam hauptsächlich von den Sitzen der Slaven, welche die Majorität im Reichstage bildeten und an Fürst Schwarzenberg einen Mann nach ihrem Herzen fanden, dem sie — den verhaßten Deutschen zum Hohn — entgegenjubelten wie einem Heiland. „Es liegt in der Natur des Slaven, daß er sich im Glück nicht beherrschen kann,“ sagt Hans Kudlich, der seine Erlebnisse aus dem Jahre 1848 in einem sehr lesenswerthen dreibändigen Werke geschildert hat. Das Streben der Tschechen war schon damals, im Bunde mit den Klerikalen, darauf gerichtet, in Böhmen einen festen Wall gegen Deutschland zu bilden . . .

* * *

Der Reichstagseröffnung in Kremsier sollte bald eine noch wichtigere, schon lange vorher geplante Staatsaction folgen. Am 2. Dezember um 8 Uhr morgens waren in der Residenz zu Olmütz alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, das Ministerium, die höheren Hofbeamten, der Feldmarschall Fürst Windischgrätz und der Banus Jellatschitsch versammelt, um Zeugen zu sein, wie Kaiser Ferdinand zu gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Erzherzogs Franz Josef, die Krone niederlegte, nachdem sein Bruder, der Erzherzog Franz Karl, zu gunsten seines Sohnes auf die Thronfolge verzichtet hatte.

Es ist das, wie ich von Baron Bruck weiß, der dem alten wie dem jungen Kaiser herzlich ergeben war und mir alles unter dem frischen Eindruck des Gesehenen und Gehörten mittheilte, nicht so einfach äußerlich zugegangen, wie es nach den officiellen Berichten heute in der Geschichte verzeichnet steht. Kaiser Ferdinand war, trotz seiner hohen Abkunft, kein von Natur zum Herrschen berufener Mann, deren es überhaupt von jeher nur wenige gegeben hat, wußte aber durch sein gutes Herz und redliches Gemüth die Liebe des Volkes in hohem Grade zu gewinnen, und so lange Metternich am Ruder war, machte ihm das Regieren nicht allzuviel Sorge. Alles, was Böses im Reich geschah, wurde auf des allmächtigen Kanzlers Rechnung geschrieben und alles Gute auf die des Kaisers. Allein der stürmische Völkerfrühling von 1848 machte diesem Zustande ein Ende mit Schrecken. So viele und schwere Sorgen drückten des Kaisers Haupt, daß er oft nahe daran war, der Last zu erliegen. Nun sollte sie endlich von ihm genommen werden und seine Zustimmung, mit der Kaiserkrone das jugendliche Haupt seines unter den Augen der geistvollen Erzherzogin Sophie äußerst sorgfältig erzogenen und von der Natur mit geistigen und körperlichen Vorzügen reich bedachten Neffen zu schmücken, war längst gewonnen, ehe der

feierliche Akt vollzogen wurde. Allein im letzten Augenblicke mag es ihn doch besorgnißvoll überkommen haben, ob er nicht unrecht thue, eine Bürde, die ihm selbst zu schwer geworden, auf die noch ungeprüften Schultern seines Neffen zu legen. So erkläre ich mir nach den Mittheilungen des Herrn von Bruck die Thatsache, daß Kaiser Ferdinand, wie noch mit sich selbst uneins, krampfhaft an den Knöpfen vor seiner Brust gezerrt, bevor er den entscheidenden Schritt gethan, wonach er den neugekrönten Kaiser mit den Worten umarmte: „Gott segne Dich! Sei brav; es ist gern geschehen!“

* * *

Der Reichstag erfuhr von dem Thronwechsel erst, nachdem er vollzogen war, und fühlte sich durchaus nicht davon erbaut, weil die Begründung: „daß die Durchführung der begonnenen Reformen jüngere Kräfte erheischte“ ihm keine Gewähr dafür bot, ob die neue Regierung sich an die Zusagen und Verheißungen der früheren gebunden erachten werde. Doch bald wurde diese Besorgniß einigermaßen gemindert durch ein Manifest des jungen Kaisers, worin die Gleichberechtigung aller Völker des Reichs, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie die Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung als Grundlage „der heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie“ verheißen war.

Ich konnte nicht finden, daß die geschilderten wichtigen Vorgänge die sehr gedrückte Stimmung der Wiener gehoben hätten. Ich hatte früher den Fürsten Felix Schwarzenberg — nach der überschwänglichen Schilderung, die mir Mr. Warrens von ihm gemacht, und nach den Urtheilen, welche englische und amerikanische Blätter über ihn brachten — für einen wirklich bedeutenden Mann gehalten, bis ich in Kremsier, wo ich ihn

zum ersten Mal sah, anderer Meinung wurde. Die ganze Reichstagseröffnung machte auf mich den Eindruck eines sehr geschickt in Scene gesetzten Schauspiels, dessen Inhalt mir schon genau bekannt war, so daß ich nur meine Aufmerksamkeit auf den Darsteller der Hauptrolle zu richten brauchte, um zu sehen, wie er sich damit abfinden werde. An seinem Spiele war nichts auszusetzen; er zeigte entschiedenes Talent für die Bühne. Aber woher mir der Inhalt seiner Rede schon im Gedächtniß saß, bevor ich sie gehört, konnte ich mir selbst im Augenblick nicht erklären. Endlich kam ich dahinter. Schon wenige Wochen nach meiner Ankunft in Wien hatte mich ein Herr aufgesucht, von dem ich ein so freundliches Entgegenkommen, wie er mir zeigte, am wenigsten erwartet hätte. Es war der russische Botschafter Félix de Fonton, der in meinem Werke „Die Völker des Kaukasus“ eine große Rolle spielt, aber eine solche, daß ich beim Empfang seiner Karte annahm, er sei gekommen, mich zur Rede zu stellen. Doch das Gegentheil war der Fall, wie ich gleich auf den ersten Blick bemerkte, als ich ihm entgegenging und ihn bat, einzutreten. Er kam zwar gleich auf mein Buch zu sprechen, aber in der feinsten Weise, indem er sagte, er habe sich sehr geschmeichelt gefühlt, daß ich mich so eingehend, wenn auch nicht ohne kritische Schärfe, mit ihm beschäftigt, und das habe ihm den Muth gegeben, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen. Hier bedarf es, zum vollen Verständniß der Lage, einiger erläuternder Bemerkungen.

Félix de Fonton, „une plume des plus fines“, wie er von den Diplomaten bezeichnet wurde, hatte im Auftrage des Kaisers Nicolaus 1840 in Paris ein Werk erscheinen lassen, welches unter dem Titel „La Russie dans l'Asie mineure“ 2c. 2c. auch die Stellung Rußlands in Europa eingehend bespricht und in meisterlicher Darstellung nachzuweisen sucht,

daß sein ungeheueres Wachsthum keineswegs dem Drang nach Eroberungen entspringe, sondern eine natürliche Folge der ihm von der Vorsehung gestellten Aufgabe sei, ein Hort des wahren Christenthums und eine Schutzmacht gesetzlicher Ordnung zu werden. Deshalb heiße es auch mit Recht das heilige Rußland, welches allen unter fremdem Joche seufzenden Christenvölkern in ihrer Bedrängniß beistehe, um sie daraus zu erlösen. An der Reinheit seiner Absichten zu zweifeln, käme fast dem Zweifel an die unbefleckte Empfängniß der Himmelsmutter gleich.

Herr v. Fonton hatte mir nun meine etwas scharfe Kritik seines Buchs durchaus nicht übel genommen, hielt aber mit Entschiedenheit an dem Satze fest, daß Rußland der einzige Hort gesetzlicher Ordnung in Europa sei, wie sich das ja in den Revolutionsstürmen, die wir durchlebt, am klarsten gezeigt habe, und als Beweis der Uneigennützigkeit des Zaren führte er an, daß dieser Preußen seine Hülfe angeboten habe, um die Ruhe im Innern herzustellen; der König meine aber allein fertig werden zu können. Anders stehe es mit Oesterreich, wo man die hülfreiche Hand des Zaren mit Dank angenommen, zunächst um aus der dringendsten Finanznoth herauszukommen; aber es werde auch wohl noch andere Hülfe nöthig werden, wenn man Ungarn nicht fahren lassen wolle. Leider fehle es in Oesterreich durchaus an einem festen Halt; seine Staatsmänner seien lauter schwankende Gestalten...

Auf meine Bemerkung, daß man Fürst Schwarzenberg für den Mann der Zukunft halte, von dem die fremden Zeitungen viel Rühmens machten, erwiderte er, Fürst Schwarzenberg sei ein eleganter Cavalier, und sicher auch ein braver Offizier, aber es stecke weder das Zeug zu einem Feldherrn noch zu einem Staatsmann in ihm. Seine Ruhmsucht sei größer als seine Fähigkeiten, die nicht weiter reichten, als einen ihm vor-

gezeichneten Plan oder Auftrag geschickt auszuführen und dabei zu thun, als ob alles von ihm selbst ausginge, während ihm in Wirklichkeit alle Initiative fehle. Er sei ein Blender, der durch sein keckes Auftreten leicht imponire, aber nicht auf die Dauer. Da es ihm an Gewandtheit der Rede nicht fehle, so könnte er, wenn ein wirklicher Staatsmann ihm rathend zur Seite stände, als glänzender Repräsentationsminister sehr verwendbar sein, allein er stehe ganz unter dem Einflusse eines amerikanischen Abenteuerers, der ihm durch die rühmenden Zeitungsberichte, die er über ihn schreibe, den Kopf verdrehe und das Geld aus der Tasche locke. Nun stehe es allerdings fest, daß Fürst Schwarzenberg als besonderer Günstling des Hofs bald an die Spitze eines neuen Ministeriums treten werde. Das Programm sei schon fertig, vielversprechend und nichtssagend genug (er führte nun die Hauptpunkte an) und der Amerikaner, der sich schon selbst als Staatsmann fühle, rühme sich, daran mitgearbeitet zu haben...

Ich machte am nächsten Tage dem Botschafter meinen Gegenbesuch, fand ihn jedoch nicht zu Hause. Er war abgereist, um seine Gemahlin fern von Wien in Sicherheit zu bringen. Erst kurz vor der Erstürmung der Stadt sah ich ihn wieder und wir speisten zusammen im Deutschen Hause, wo er mir von den Erlebnissen auf seiner Reise erzählte. Der furchtbare Kampf um Wien und die Ereignisse, welche dem Einzuge der Armee folgten, drängten dann lange alles in den Hintergrund.

Warrens, der in Triest in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, da er nur auf sein geringes Einkommen als Consul angewiesen war, schien plötzlich ein reicher Mann geworden zu sein. Er hatte sich in Wien sehr behäbig eingerichtet, machte ein Haus, wie man zu sagen pflegt, und sah weit mehr auf elegante Kleidung als früher. Er sprach sogar, gleichsam

nebenbei, davon, daß er ein Gut in Steiermark erworben habe, wo Grund und Boden in der unruhvollen Zeit sehr billig geworden. In Triest erzählte er mir einmal bei einer Flasche Wein ganz gemüthlich, um mir einen Begriff von seiner journalistischen Gewandtheit zu geben, daß er in Amerika bei der letzten Präsidentenwahl zwei Journale zugleich redigirt habe, das eine zu Gunsten des demokratischen, das andere zu Gunsten des republikanischen Candidaten. Einer von beiden mußte natürlich den Sieg davontragen und dann nach dem amerikanischen Grundsatze „To the victor the spoil“ seine Vorkämpfer belohnen. Mr. Warrens hatte gehofft, Gesandter zu werden, er wurde aber bloß Consul und sein Ehrgeiz strebte höher. Daher seine Vorliebe für Oesterreich und Schwärmerei für den Fürsten Schwarzenberg. Er war jetzt Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, was ihn indeß nicht verhinderte, seine Zeit auch sonst fruchtbringend zu machen. Er wurde nämlich beim Lloyd Nachfolger des Herrn Papsch, der das Technische und Geschäftliche — Druck, Papier, Geldangelegenheiten, Inserate u. s. w. — zu besorgen hatte, während das Sternenbanner auf seinem Hause in der Luft flatterte. Wie sich das alles vereinbaren ließ, war mir ein Räthsel. So lange die Zeitungen durch Fürst Windischgrätz politisch mundtodt gemacht waren, schrieb er auch lange volkswirthschaftliche Aufsätze, für welche er sich natürlich das Honorar selbst berechnen konnte. Daneben fand er noch Zeit, eine ansehnliche Denkschrift auszuarbeiten, worin er sein neuestes politisches Glaubensbekenntniß zum Ausdruck brachte. Es lag ihm sehr daran, mein Urtheil darüber zu hören und ich hielt nicht damit zurück, als er mich eines Tages zu Tisch einlud, wo er die besten Weine springen ließ, um den Geist zu klären und nachher beim Kaffee und einer echten Havanna sein Schriftstück vortrug. Es lief darauf hinaus, die augen-

blickliche Schwäche Preußens und die Schwärmerei des Königs für das ehrwürdige Haus Habsburg zu benutzen, um schnell einen Plan auszuführen, dessen Durchführung später größeren Schwierigkeiten begegnen würde. Oesterreich müsse mit seinem ganzen Völkergewimmel in den deutschen Bund eintreten, um sich eine herrschende Machtstellung nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa zu sichern. Dadurch würde auch den inneren Streitigkeiten der vielsprachigen Völkerschaften untereinander ein baldiges Ende gemacht. Sollte aber dieser Plan nicht zur Ausführung gelangen, so bliebe nichts übrig, als Preußen, die Vormacht Deutschlands, dadurch zu schwächen, daß man die Macht der anderen Königreiche auf Kosten der Kleinstaaten vermehre.

Als er zu Ende war, sagte ich ihm, er scheine die Deutschen wenig zu kennen, wenn er glaube, sie würden sich unter österreichischen Händen wie ein Teig behandeln lassen, aus dem man kneten könne, was man wolle.

„Das ist doch schon einmal geschehen," sagte er ruhig, „bei der Knetung des deutschen Bundes."

Wir wurden durch Besuch unterbrochen, aber ich wußte jetzt genug, um den dunklen Schluß der Schwarzenbergschen Reichstagsrede zu verstehen.

Ich konnte natürlich Warrens so wenig verhindern, Denkschriften für den Fürsten Schwarzenberg zu schreiben, wie diesen, sich dafür zu begeistern. Als aber die Zeit kam, wo wieder eine gewisse Freiheit der Behandlung politischer Fragen in den Zeitungen gestattet wurde, nachdem Fürst Windischgrätz im December mit einem großen Theil seines Heeres zum Kampfe gegen die Ungarn gezogen war, fing Warrens an, politische Aufsätze zu schreiben, die ich zurückweisen mußte, weil sie mir in Gehalt und Gestalt nicht gefielen. Es kam deshalb keineswegs zu feindlichen Reibungen, sondern nur zu

höflichen Erörterungen, aus welchen sich ergab, daß Warrens als Vertrauensmann des Fürsten Schwarzenberg auch dessen Vertreter beim Journal des österreichischen Lloyd sei, welches nach Vereinbarung mit dem Triestiner Directorium, zu welchem Baron Bruck als Minister nicht mehr gehöre, Organ des Fürsten geworden. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden und erklärte mich gern bereit, ganz von dem Blatte zurückzutreten. Damit war jedoch weder Mr. Warrens noch der Fürst einverstanden, der mir seine Hoffnung ausdrücken ließ, daß ich wegen geringer politischen Meinungsverschiedenheiten meinen Namen dem Blatte nicht entziehen werde. So vergingen noch ein paar Wochen, in welchen mir volle Freiheit gelassen war. Dann wurde mir aber die Aufnahme von Schriftstücken zugemuthet, für welche ich die Verantwortung nicht tragen mochte, und so überließ ich diese meinem biedern Mitarbeiter Dr. Löwenthal, der alles ungeprüft abdruckte, was Warrens schrieb.

XVI.

Von Wien nach Berlin.

Baron Bruck hatte den Wünschen des Kaisers und den Bitten des ihm seit längerer Zeit näher befreundeten Grafen Stadion, eine Stelle in dem neuen Ministerium anzunehmen, auf die Dauer nicht widerstehen können, zumal die allgemeine Meinung in Oesterreich dahin ging, daß sich kein anderer so zum Handelsminister eigne wie er. Mit dem Journal des Lloyd hatte er nichts mehr zu thun und traf Anstalten, sich ein eigenes Organ zu gründen. Es that ihm herzlich leid, mich nicht an Wien fesseln zu können, allein Redacteur einer Handelszeitung zu werden, wollte mir nicht in den Sinn, und so blieb es bei meinem Entschluß, nach Berlin überzusiedeln, wo ich mancherlei alte freundschaftliche Beziehungen hatte.

Es fehlte natürlich bei meinen Abschiedsbesuchen nicht an Albums, in welche ich ein paar Worte zur Erinnerung kritzeln mußte. In das der liebenswürdigen Frau Warrens schrieb ich:

Der Mensch kann nichts Höheres erstreben
Im Kampfe mit Sorge und Noth,
Als ein gutes Gewissen im Leben
Und einen guten Namen im Tod.

Er kam noch einmal zu mir, um mir seine Hoffnung auszudrücken, daß unsere politischen Meinungsverschiedenheiten keine trennenden Folgen haben würden. Für ihn sei die Politik keine Herzensangelegenheit, sondern eine reine Verstandessache. Von dem, was man im gewöhnlichen Leben Recht oder Unrecht nenne, könne bei Staatsactionen gar nicht die Rede sein, wo das Recht immer nur bei der überlegenen Macht wohne, die nur durch überlegene Kühnheit und Klugheit im Wechselspiel der Kräfte zu gewinnen und zu behaupten sei. Er konnte sehr geschickt und einschmeichelnd reden, aber er konnte mir nicht ruhig und klar ins Auge sehen, was für mich immer die erste Bedingung ist, um mein Vertrauen zu gewinnen.

Fürst Schwarzenberg glaubte in Warrens einen zweiten Gentz gefunden zu haben, wie er sich selbst für einen zweiten Metternich hielt. Allein Fürst Felix hat keinen Ruhm durch seinen Rathgeber Warrens gewonnen und dieser kein Blatt geschrieben, das ihn überlebte, aber er hat ein sehr flottes Leben geführt, besonders seit er sich von seiner feiner angelegten Frau scheiden ließ.

* * *

Als ich Wien verlassen hatte, lag der unruhvollste Theil meines Lebens hinter mir, und ich kann mich nun nicht blos in der Fortsetzung meiner Erinnerungen kürzer fassen, sondern bin auch gezwungen es zu thun, weil ich die diesem Buche gezogenen Grenzen nicht allzuweit überschreiten darf.

Daß die Tragödie der Irrungen, welcher in Wien Tausende von Heldenspielern geopfert wurden, auch an den Berlinern nicht ganz eindruckslos vorübergegangen, hatten sie schon durch den blutigen Krawall bezeugt, den sie am 16. Oktober in Scene gesetzt und der sich zur Wiener Revo-

lution verhielt wie die Panke zur Donau. Ein weiteres Zeugniß folgte dann durch die Zeitungsnachricht, daß Waldeck am 31. Oktober, als das Schicksal Wiens schon entschieden war, einen Antrag in der Kammer stellte: die Preußische Regierung solle mit allen Mitteln zum Schutz der in Wien bedrohten Freiheit einschreiten. Dieser Antrag wurde natürlich nicht angenommen, aber doch ein anderer, von Rodbertus gestellter: statt der preußischen vielmehr die Reichsregierung zum Schutze der Wiener Freiheit anzurufen. Diesem Antrage stimmte selbst der Kriegsminister von Pfuel bei. Die Folge war, daß er mit dem ganzen Ministerium abtreten mußte und Vater Wrangel vom Könige die Vollmacht erhielt, den Belagerungszustand über Berlin zu verhängen, was allerdings nach Wiener Muster geschah, aber nur im Wortlaut, nicht in der Ausführung. Vater Wrangel wußte mit seinen Berlinern besser fertig zu werden als Fürst Windischgrätz mit seinen Wienern. Als jener in die Hauptstadt einrückte, wußte jeder, daß hinter seinem Armeebefehl: „Meine Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr“ — ein Mann stand, mit dem sich in Güte auskommen ließ, der aber auch Ernst zu machen wußte, wo es nöthig war. Er erreichte alles, was er wollte, ohne Blutvergießen; er griff nicht an und niemand wagte, ihn anzugreifen; so konnte die Nationalversammlung aus der Hauptstadt nach Brandenburg verlegt werden, gerade wie der Wiener Reichstag nach Kremsier verlegt wurde: um ruhiger berathen zu können. Und Vater Wrangel, von dessen Witzen man sich heute noch erzählt, wurde eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten in Berlin.

Wie ganz anders verhielt sich Fürst Windischgrätz zu seinen Wienern! Er hat sich gar nicht unter ihnen gezeigt und nur mit Granaten und Kartätschen zu ihnen geredet. —

Die grundverschiedenen Persönlichkeiten und Methoden dieser beiden Volksberuhiger blieben eine Zeitlang vorbildlich für die politischen Zustände an der Donau und Spree...

Ich kann nicht sagen, daß die Beschäftigung mit der Politik mir damals rechte Freude gemacht hätte, nachdem ich einsehen gelernt, daß das einzige Ziel, das mich begeisterte: ein einiges und freies Deutschland, auf den bis dahin eingeschlagenen Wegen nicht zu erreichen war. Der Mann, der es ein paar Jahrzehnte später durch eigenes Genie und die Machtmittel eines großen und erlauchten Fürsten erreichen sollte, spielte schon zur Zeit meiner Uebersiedelung nach Berlin eine hervorragende Rolle, aber solcher Art, daß man von ihm eher Hemmung als Förderung der deutschen Einheitsbestrebungen erwartete. Sein schroffes und wuchtvolles Auftreten gegen alle freiheitlichen Regungen ging so weit, daß er sogar die Schleswig-Holsteiner in ihrem Conflict mit Dänemark als Rebellen bezeichnete. Natürlich hatte er auch für das Frankfurter Parlament nur Ausdrücke des Spottes und Hohnes. Das ultraroyalistische Stockpreußenthum, dessen kühnster und beredtester Wortführer Bismarck war, stand den anderen Parteien so feindlich gegenüber wie die Tschechen den Deutschen in Oesterreich.

Ich fühlte weder Beruf noch Neigung, ein Rufer im Streit von Parteien zu werden, deren keine die andere durch das Wort überzeugen oder gar besiegen konnte. Meine Hauptaufgabe war, in Berlin ein Werk zu vollenden, welches schon in Wien begonnen wurde, wie sich die freundlichen Leser dieser Blätter aus dem Kapitel „Ruhige Stunden in stürmischen Wochen“ erinnern werden. Die Bruchstücke, welche davon im „Journal des österreichischen Lloyd“ erschienen waren, hatten auch in Berlin freundliche Leser gefunden und ein damals dort sehr angesehenes Blatt, die von Oldenberg

redigirte „Deutsche Reform“, veranlaßt, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ich schickte ihm einige flüchtig hingeworfene, durchaus sachlich gehaltene Schilderungen der Eindrücke, welche meine Reise nach Kremsier und die ersten Thaten des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion mir hinterlassen. Etwa eine Woche später kam ein Agent der Deutschen Reform zu mir nach Wien mit der mich höchlichst überraschenden Nachricht, meine Beiträge hätten eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Nachfrage weit größer gewesen als die vorhandenen Exemplare der deutschen Reform. Man habe deshalb schnell einen Sonderabdruck von mehreren tausend Exemplaren veranstalten müssen, wofür mir natürlich auch das Honorar verdoppelt worden sei. Diesen erfreulichen Mittheilungen folgten dann lebhaft ausgedrückte Wünsche, mich näher an der Deutschen Reform zu betheiligen, wobei ich meine Bedingungen selbst stellen könne...

Mein Entschluß, nach Berlin überzusiedeln, war schon vorher gefaßt; die mir nun von daher gekommenen Anerbietungen erleichterten die Ausführung. Die Hauptsache für mich war, daß ich an dem Verleger der Deutschen Reform, Herrn R. v. Decker, auch einen sicheren und zahlungsfähigen Verleger für mein noch namenloses und unfertiges Buch fand, dessen Ausarbeitung ich mir dann eifrig angelegen sein ließ, so daß es schon zu Weihnachten als ein stattlicher Band unter dem Titel „Tausend und Ein Tag im Orient“ erscheinen konnte und mir eine rechte Weihnachtsfreude bereitete, da es in allen mir zu Gesicht gekommenen Blättern die günstigste Beurtheilung und in den gebildeten Kreisen Berlins die freundlichste Aufnahme fand.

Wenn mich das Buch, während ich daran arbeitete, auch glücklich über die Wirren des Tages hinaushob, so durft' es mich doch nicht ganz der Politik entfremden, zumal ich mich

verpflichtet hatte, wichtigere Ereignisse und Zeitfragen ab und zu eingehend in der Deutschen Reform zu behandeln. Dabei kam mir meine Kenntniß Rußlands sehr zu statten, welches zuvor die Bewunderung aller Unkundigen erweckt hatte durch die heilige Ruhe, die es inmitten der Revolutionsstürme von 1848 zu bewahren gewußt, und dann noch mehr bewundert wurde wegen der Uneigennützigkeit, mit welcher es den österreichischen Feldherren zu Hülfe kam bei ihrer Unzulänglichkeit, die ungarischen Rebellen allein zu bändigen...

Sammlungen von meinen für Tagesblätter geschriebenen Aufsätzen habe ich nie angelegt und in Berlin auch kein eigentliches Tagebuch geführt, sondern mich begnügt, in einem Schreibkalender anzumerken, was zum geschäftlichen Theile der Lebensführung gehört. Im übrigen verließ ich mich auf mein Gedächtniß und dachte, was sich diesem nicht von selbst dauernd einprägt, ist auch des papierenen Aufhebens nicht werth. Wie wäre ich bei den Anforderungen, die jeder Tag an mich stellte, auch dazu gekommen, die alten Schreibkalender wieder vorzunehmen! Jetzt, wo ihre Zahl über ein halbes Hundert hinausgeht, erlauben mir schon meine leidenden Augen nicht mehr, das alte Gekritzel zu lesen. Aber mein treues Gedächtniß hat mir in der Hauptsache alles frisch aufbewahrt, was mir von Menschen und Dingen je eindrucksvoll vor Augen gekommen; nur das Nebensächliche ist mir oft aus der Erinnerung entschwunden. So weiß ich von vielen meiner alten Bekannten, mit welchen ich einst in längerem Verkehr gestanden, heute nicht mehr wann und wo ich sie zuerst gesehen oder zuletzt. Allein ihre Bilder sind mir so gegenwärtig, daß ich sie zeichnen könnte.

In Berlin war mein Bekanntenkreis ein sehr großer, ohne meine Zeit sonderlich in Anspruch zu nehmen, da jeder in seinem Berufe vollauf zu thun hatte und das gesellige Leben

zu jener Zeit sich in viel schlichteren und ansprechenderen Formen bewegte, als heutzutage der Fall ist. Es gab Häuser — wie z. B. das des Fräulein Solma —, welche ihre bestimmten Empfangsabende hatten und wo man, einmal eingeführt, auch uneingeladen immer willkommen war und immer sicher, interessante Gesellschaft zu finden bei einer Tasse Thee und zierlich belegten Butterbrötchen. Mich hatte Varnhagen von Ense eingeführt und schon nach einer halben Stunde gingen wir wieder fort, weil der ihm gründlich verhaßte, sehr eitle A. v. Sternberg ihn gar nicht zu Worte kommen ließ. Aber ich habe später ab und zu manche gute Stunde bei den Schwestern Solma verlebt.

Ein ähnliches Haus machte die Familie Lipke, wo ich öfter mit dem großen Philologen August Böckh und dessen lieblicher Tochter, der jetzigen Frau von Gneist, zusammentraf. Wilibald Alexis, dessen Frau mit den Lipkeschen Damen sehr befreundet war, hatte mich dort eingeführt.

Im Elternhause des mir befreundeten geistvollen Musikschriftstellers Dr. Otto Gumprecht lernte ich die Familie des damaligen Ministers Hansemann kennen, mit welcher sich sehr gemüthlich verkehren ließ.

Bei dem liebenswürdigen jungen Ehepaar Koene, welches einen Wiener Freund von mir, Dr. Max Schlesinger, den Fürst Windischgrätz völlig grundlos verfolgte, gastlich bei sich aufgenommen, bis er seine Uebersiedelung nach England ins Werk setzen konnte, traf ich zum ersten Mal mit dem damals schon berühmten Dr. Virchow zusammen. Eine allerliebste Schwester der Frau von Koene heirathete den ausgezeichneten Orientalisten Professor Wetzstein, dem sie nach Damaskus folgte, wo er lange in höchst fruchtbarer Thätigkeit als preußischer Consul wirkte. Doch schon seit Jahren ist die inzwischen vermehrte Familie Wetzstein nach Berlin zurückgekehrt, wo ich sie

sammt Frau Koene jedesmal aufsuche, wenn mich mein Weg auf einige Tage dorthin führt. —

Das größte Haus in der Berliner Gelehrtenwelt machte Friedrich von Raumer, der während des Wintersemesters an jedem Freitag Abend eine immer sehr zahlreich besuchte Gesellschaft gab, in welcher Kunst und Wissenschaft, Adel des Geistes und der Geburt reichlich vertreten war. Minister, Diplomaten, Offiziere, namhafte Schriftsteller, Professoren und Privatdocenten, dazu ein entsprechender Damenflor kamen dort zusammen, und sowohl der Hausherr wie Frau und Fräulein von Raumer verstanden es meisterlich, alles in ungezwungener Weise so harmonisch zu gestalten, daß sich leicht zusammenfinden konnte, was zusammen paßte. Mir haben die Abende, die ich im Raumerschen Hause zubrachte, die schönsten Erinnerungen hinterlassen.

So lange ich mein Junggesellenleben führte, das bald nach Ablauf des Jahres 1849 zu Ende ging, traf ich auch an den Wirthstafeln, wo ich zu Mittag speiste oder abends nach dem Theater, das ich oft besuchte, mit guten Freunden und Bekannten zusammen, wovon nur wenige heute noch leben, wie Professor Aegidi, der damals viele schwungvolle Leitartikel für die Deutsche Reform schrieb, Dr. Otto Gumprecht und Oldenberg. Manchen schönen Abend brachte ich in den gastlichen Häusern meiner lieben Freunde Wilibald Alexis und Professor Petermann zu.

Aber noch einer anderen Bekanntengruppe muß ich gedenken, welche ich in dem von Prince Smith gegründeten volkswirthschaftlichen Verein fand, der mich immer zu seinen Sitzungen einlud, deren Verhandlungen für mich natürlich sehr belehrend waren.

Prince Smith, ein geborener Engländer, aber von gründlicher deutscher Bildung und schon lange in Berlin ansässig,

galt damals für den bedeutendsten Vorkämpfer der Freihandelslehre in Deutschland. Sein Hauptapostel, Dr. Faucher, reiste von Stadt zu Stadt, um in öffentlichen Vorträgen das Cobdensche Evangelium zu predigen und zur Gründung von Zweigvereinen aufzufordern. In Berlin wirkte der energische Prince Smith selbst mit Wort und Feder, und da er ein sehr klarer Kopf war, so gewann er durch seine eindrucksvollen Reden und Aufsätze, die ebenso in Blättern von ultraroyalistischer wie ultrademokratischer Richtung abgedruckt wurden, da sie mit der Tagespolitik nichts zu thun hatten, großen Anhang.

Ich stand noch zu sehr unter dem Einflusse meines verstorbenen Freundes Friedrich List, um in den Verhandlungen des Freihandelsvereins, denen ich beiwohnte, unbedingt allen dort als unumstößliche Wahrheit aufgestellten Sätzen zustimmen zu können. Doch trug ich meine Einwendungen immer kurz und bündig in aller Bescheidenheit vor. Wenigstens kann ich mich beim Niederschreiben dieser Zeilen nicht erinnern, in dem Verein jemals eine längere Rede gehalten zu haben. Nichtsdestoweniger begab sich das Merkwürdige, daß, als es sich darum handelte, einen Abgeordneten zu dem großen Freihandelscongreß zu schicken, der im September 1849 zu Paris tagte und wobei alle civilisirten Länder der Welt vertreten waren, die Wahl einstimmig auf mich fiel, und zwar nicht blos in Berlin, sondern auch in achtzehn anderen preußischen Städten. Vergebens machte ich darauf aufmerksam, daß ich noch nie in Paris gewesen sei und mich durchaus nicht befähigt fühlte als Redner mich an dem Congresse zu betheiligen. Es half alles nichts; ich mußte als Vertreter der preußischen Freihandelsvereine nach Paris reisen. Es wurde aber noch ein Abgeordneter gewählt, der Professor, jetzt Geheimrath Michelet, der als geborener Franzose für das Nichthalten

einer französischen Rede keine Entschuldigung hatte. Wie es nun gekommen, daß er wirklich keine Rede hielt und ich selbst, wie mir schien, auch nicht, daß ich aber nichtsdestoweniger in Paris als Redner gefeiert wurde, wie es mir nie zuvor und nie später geschehen, reicht hier der Raum nicht mehr aus, zu erzählen. Ich werde im dritten Bande meiner Erinnerungen auf das merkwürdige Pariser Erlebniß zurückkommen bei Erwähnung der Ausführung eines andern Auftrags, der mich im Jahre 1850 als Sendboten von Berlin nach Frankfurt führte.

Hier schließen die Erinnerungen an mein Junggesellenleben, das bis zum dreißigsten Jahre währte. Mit dem Eintritt in die Ehe begann für mich ein neues, bedeutenderes Leben, dessen Schilderung dem dritten Bande meiner Erinnerungen vorbehalten bleibt.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.